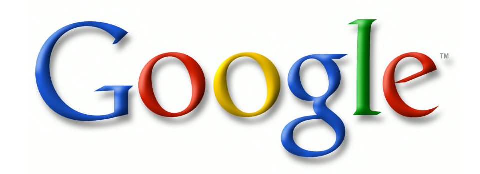


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.



Dreiunddreißigster Band.





37 b. 30

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

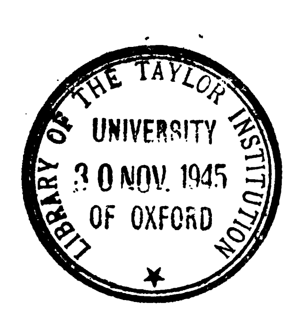
1840.

Vermischte Schriften.

Von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 NOV. 1945
OF OXFORD

Inhalt.

Ueber
Alexander Dows Nachrichten
von den
Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?" —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?"

Item:

„ob einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesicht rückwärts stehen bleibe?"

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, daß die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieß möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender philosophischer Hartgläubigkeit beobachtet habe: allein, da er sich viele Jahre lang in Hin-

dostan aufgehalten, und in den wichtigsten Capiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstand erscheint, so läßt die positive Art wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es gibt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeitsmaxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so daß jeder die Freiheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der Deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein classisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht vonnöthen ist, daß die Anzahl der classischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen recrutirt werde.

Man kann freilich mit eben so gutem Grunde fragen, was ist unmöglich, als Pilatus fragte: was ist Wahrheit. Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von jemand erzählt: er habe sich auf einem Seil auf den Kopf gestellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

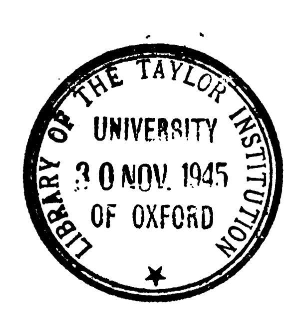
Vermischte Schriften.

Von



C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 NOV. 1945
OF OXFORD

Inhalt.

Ueber
Alexander Dows Nachrichten
von den
Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?" —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?"

Item:

„ob einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesicht rückwärts stehen bleibe?"

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, daß die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieß möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender philosophischer Hartgläubigkeit beobachtet habe; allein, da er sich viele Jahre lang in Hin-

dostan aufgehalten, und in den wichtigsten Capiteln seines Buches als ein Mann von vielem Verstand erscheint, so läßt die positive Art wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten von den Fakirn für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht allemal möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es gibt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeitsmaxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so daß jeder die Freiheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der Deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein classisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht vonnöthen ist, daß die Anzahl der classischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen recrutirt werde.

Man kann freilich mit eben so gutem Grunde fragen, was ist unmöglich, als Pilatus fragte: was ist Wahrheit. Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von jemand erzählt: er habe sich auf einem Seil auf den Kopf gestellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

Anmerkungen

über

Alexander Dows Nachrichten

von der

Religion der Braminen.



So apokryphisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn seyn mögen (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andre ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben), so sind sie doch nicht das einzige, weßwegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein classisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindous als wahren Götzendienst, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beizumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bei seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, daß sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen, angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Ge-

müths werden finden, daß der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Philosophie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen: allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemals eine Nation in grobe Abgötterei gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieß: es sey niemals keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern, für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freilich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es ebensowohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterei, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von jeher angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe; d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel policirten Völkern, von den Aegyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen

Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Daseyn einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherlei Ausflüssen derselben sowohl, als von den Mitteln wieder in sie zurückzufließen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensikalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Vedas und Schasters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metaphysisch-allegorisch-phantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns darüber nichts Wesentliches gesagt, was die Malabarischen Missionarien, La Groze, Mignot, und andre nicht schon lange gesagt, und zum Theil weit besser auseinandergesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländischen Religionen (die jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte Vernunft abergläubischer Laien fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unläugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daß die Braminen, gegen die Vorstellung, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten; daß die Vielgötterei, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Namen verehrt werden, nichts als ver-

schiedene Benennungen der Eigenschaften (richtiger der Ausflüsse und Modificationen), der ewigen Grundursache seyen?" — Wird die Theosophie der Braminen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerschaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerei und Zeichendeuterei? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daß sie schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Laien gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drei Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Namen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte; kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie treulich und ohne Gefährde, in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern bloß eine einträgliche Profession ist, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die

mindesten Verdienste, sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an allem dem Gaukelwerk ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feierliche Rolle die sie dabei spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen sind, die dabei gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabei.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religionssystems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern, und da sie nun einmal, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen), oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es gibt davon ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, bloß an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutung einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint, Herr Dow habe während seines langen Auf-

enthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philosophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssystem der Braminen überhaupt zu fassen, und diejenigen blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Philosophie die Indianer in sehr grobe Abgötterei gezogen habe, dieß war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben so lächerlich, wenn man „von den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Philosophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhamedaner in London lächerlich seyn würde, wenn er sich über die geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte." — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren statum controversiae gar sehr. Fürs erste muß die Religion mit der Philosophie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unphilosophisch sind." — Dieß gilt von der Theosophie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bei den ungelehrten Stämmen und bei dem größten Theil der Braminenkaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas

lächerlich ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbons, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungner Apologisten der Minister, und nach den Geburtstagsoden des belorbeerten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brincha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brincha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheidter ist als was der Indianische Laie dabei denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst besteht; und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Cirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode, Philosophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantasterei zu führen, aus dem er sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metaphysik,

Politik, Moral, Physik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmack aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahrer Geschichte, aus der Historie von König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden" und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bei den Indiern, gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerei der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen." — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bei der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt." Die Metaphysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volk ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegner's haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

Briefe an einen Freund über eine Anekdote

aus

J. J. Rousseau's

geheimer Geschichte seines Lebens.

1780.

1.

Wie bald das Publicum die Mémoires de J. J. Rousseau oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmals war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die Εις Ἑαυτον des guten Kaisers Marcus Aurelius oder die Confessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens eben so frei und offenherzig wie des weisen Narren Cardanus Buch de vita propria, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die philosophische Classe von Lesern seyn. In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts Näher's hat, nichts Größer's kennt als seine eigene Gattung, mehr interessiren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewußtseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Name ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe

zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneca, ein zweiter Epiktet zu seyn — den Muth hatte, allen den Vortheilen freiwillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen — in einem Zeitalter, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist; wo conventionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstößig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in Collision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Ueberzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteien von sich stießen; einen Philosophen, der allen Philosophen, einen freidenkenden Mann, der allen Freigeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn

Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust, und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muß es seyn, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm so ganz eigenen Freimüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen was er schien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewußtseyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmals, und hätte gern alle philosophischen Werke des letzt verwichenen Jahrzehnts darum gegeben, Rousseau's Memoiren nur Einen Tag früher lesen zu können.

Aber, ich gestehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige Anekdote von J. J. Rousseau im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit vom Jahre 1780 gesehen habe, hat sich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser außerordentliche Mensch von seinem Leben hinterlassen haben soll, eben so sehr, als ich solche vormals beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, großer

Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beispiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unsrer Zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer solchen Probe nur allzu sehr zu besorgen ist) — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt seyn, daß er nicht voraussehen sollte, was die Folgen dieser Anekdote bei dem größern Theil der Leser, zumal der jungen Leser, der Rousseau'schen Schriften seyn müssen? Die Menschen sind nun einmal so gemacht. — Der reiche Seneca, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum spricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiß, daß er sich von einer unzüchtigen Dirne losgeschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend selbst untadelig sey. Wir verzeihen ihm (und auch dieß nicht gern) Schwachheiten, Uebereilungen, Mißtritte: aber es gibt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundene Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muß dieser Eindruck erst seyn, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am besten sind; wo das Herz am weichsten, das Gefühl am zartesten ist, und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben wurden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß daß sie einen Unschuldigen unglücklich machen

wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daß er ein äußerst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen Handlung willen, der Giftmischerei, des Vatermords und jeder andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, daß ein solcher Mensch, als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beispiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann — wenn er sich zum Beispiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bei den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „der Physiognomist Zopyrus — als er (ohne zu wissen, daß der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach seiner Physiognomie, von ihm halte? — habe geurtheilt, daß er ein der Unzucht und dem Trunk ergebenes Brutum sey?"

Die Rede ist hier nicht, ob und wie fern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik gemacht werden können? — sondern bloß davon: ob nicht bei jedem, der die besagte Anekdote in seinem Cicero (de Fato c. 5) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Physiognomik verstanden, oder die ganze Erzählung sey eines von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten

seiner Weisen ausgeheckt hat." — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Philosophen Alexander von Aphrodisias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloß durch die Philosophie zu einem bessern Manne gemacht worden," einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das physiognomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beinahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zaubrerin Philosophie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniß nicht einen großen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus bösartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung, beim ersten Anblick der Rousseau'schen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als — daß ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch zehntausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseau's eigenem Munde gehört zu haben versicherten!"

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwa-

cher Behelf, als daß ich, bei etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende,“ dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist,“ könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseau'schen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bei Erzählung dieser Anekdote so empörte, daß er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln.“

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweier so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas Schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemals in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch großen Mannes (wie ihn Herr B., der Erzähler der Anekdote, nennt), sondern auf seinen ganzen Charakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns, daß Rousseau dennoch ein großer Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beispiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewißheit er doch für sein größtes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdeckung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dieß hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einigermaßen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmal, mit kälterm Blute als es das erstemal möglich war, durchzulesen; und da mußte mir denn freilich in die Augen leuchten, daß der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beim Anblick einer so auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und daß er sie also nicht mit der philosophischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtserzähler fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beinahe möcht' ich sagen in dem Ton eines Advocaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum

Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bei ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständniß der ruhigen Unschuld ist." Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit" aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nämliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können." Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn," seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Bliz gerührt; ihr Gesicht erblaßte, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld. Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Aeußerungen von namenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmale eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus

dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist."

Erlauben Sie mir zuvörderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs erste fällt sogleich in die Augen, daß die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beimischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nämlich aus Rousseau's Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweitens ist nicht aus der Acht zu lassen, daß wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseau's Selbstanklage und freiwilliges Bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemalt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nämlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteiische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche

Gunst widerfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinnigerweise begangene Sünde zu stürzen so nahe war — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in seiner Seele, zwischen dem was einem edeln Gemüthe das schrecklichste ist, Furcht vor Schande und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen das er liebte zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daß ich mir keinen entsetzlichern Gemüthszustand zu denken weiß, als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwei solchen wider einander drückenden Gewichten seyn mußte!

Es war um so billiger, daß der Erzähler auf diesen gewiß höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen — da

Viertens der arme Rousseau sein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist; folglich auf unsrer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht bloß um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben ließe. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daß ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabei so äußerst hypochondrischer Mann —

wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden, und also nichts weniger als unparteiischen Beklagten zum Vorstand gereichen, und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine Einbildung, wie es scheint, ein gar rührendes Ideal unterschob), so sehr hatte sich dieser doppelte Affect des Erzählers bemächtigt; daß er — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einfließen zu lassen —

Fünftens sogar den Verdacht in uns erweckt, daß dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äußersten Noth worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muß, zu begehen fähig gewesen sey — wie die Ausdrücke: Rousseau konnte so sehr Bösewicht seyn — Rousseau sah Marianen leiden und schwieg — die Bosheit siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daß wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden, oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rousseau wenn Sie wollen, aber gewiß Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen

beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach meiner Vorstellungsart, nicht sowohl zur Entschuldigung Rousseau's, als zu dem Ende sagen läßt, damit begreiflich werde — wie er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja (vielleicht), wie er, ohne darum weniger Rousseau zu seyn, eine solche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein wenig Ironie zu spüren glaube, zu erkennen, daß Sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Clienten (wie Sie sagen) von dem schwarzen Flecken, den er seiner Ehre durch die Offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiß zu waschen.

Nicht weiß zu waschen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die Frage soll auch hier nicht seyn, ob Sie oder ich in dem nämlichen Falle das nämliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere Weise aus dem Handel gezogen hätten? Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unserm eignen Herzen haben mögen, in Rück-

sicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befanden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daß wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiß in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen Individuo vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neunundneunzig von hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn?“ — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biographien der besten Menschen (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?“ sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemals gelebt haben. Eine aufs äußerste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dieß Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten.“ — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel

richtiger in die Lage des jungen Rousseau hinein denken könnten, daß man uns von seinem eigentlichen Alter, zur Zeit da sich diese Begebenheit zutrug, etwas Bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daß er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damals befand, „zum Theil erzogen wurde," ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese sogenannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinct in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daß er selbst recht wußte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in Einem Hause lebte, bestimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermanglung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinct dem guten Mädchen den nämlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne daß man nöthig hätte zu vermuthen, daß Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch dieß sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen; und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die

Begriffe, die er dreißig oder vierzig Jahre später in seinem Discours sur l'inégalité entwickelte, damals schon in ihm keimten, so glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bei denen er wohnte, ein goldnes Band — dessen Abwesenheit sie schwerlich vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bei dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daß mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht wessen Eigenthum sie sey — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Association entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird; so wie jener Unterschied selbst, ohne die Sanction positiver Gesetze, nur etwas sehr Schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der Südseeinseln, weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Uebelthätigkeit entfernt sie

in andern Stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloß durch diese Association, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der Otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Classen der Gesellschaft, bei denen dieser Theil der Erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann), selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollt nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frei steht, als ihr Eigenthum zu betrachten — etwas Eßbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie große Lust dazu haben, und sich einbilden, daß die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bei diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daß er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht, was die Herzen

aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloß die Niederträchtigkeit — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens loszulügen — die Hartnäckigkeit, bei dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grausamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsetzlich zum Schlachtopfer für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicherweise auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben: dieß ist's, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen muß, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freilich von der häßlichsten Art (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wir's wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es gibt von Zeit zu Zeit unglücklich Geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immerwährenden Leiden an ihrem äußern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beinahe selbst zu glauben, daß sie bloß zur Abbüßung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen

Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freigebigkeit, zu einer gewissen Großheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unsre Alten ein fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Maße, wie ihr Charakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr Leben ist ein immerwährender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muß.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Eltern, ohne Freunde, außer dem Schooße seines Vaterlandes, in einem Zustande, wo seine ganze Existenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienstbarkeit, sondern auf eine liberale Art zu einer künftigen edeln Bestimmung, auf eine Art, die jede schöne und große Neigung in ihm entwickelt, seine Seele mit den erhabensten Ideen und Beispielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen

zu werden wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu sehen, daß dieß alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist — daß es mit jedem Augenblick aufhören kann — daß der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkältung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus in die Classe der Elenden zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker), dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Collisionen, die in einer solchen Lage bei tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der große entscheidende Umstand, daß jener der Wohlthäter, dieser der Client, jener also der agirende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig

ist, mit seiner eignen Ueberzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoß gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens, hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter gibt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewußt ist, daß sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sey. Oeftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bei dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deßwegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freimüthigkeit paßt — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eignes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloße Gedanke ihn empört, daß sie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieß wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschenscheu und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hineinziehen, und das Gefühl für andre, das sonst bei

edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieß ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersieht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die Geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu controliren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häßlichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruß und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Läugnen zu helfen, Anlaß geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumal wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und dieß wird bei unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall seyn, wenn diejenigen von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mißverstandnem Wohlmeinen, bei einem so eigenwilligen, stolzen, und der Hand, die ihn biegen will, so

kräftig widerstehenden Subject, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten Weisheit gebraucht wird, gerade bei einem solchen Subject äußerst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseau's Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, daß er der junge Mensch sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das wenige was ich davon weiß, mit dem was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde seines Charakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich; und ich glaube, daß wir bei dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B. in den Ephemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß Rousseau in dem Hause, wo er die häßliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dieß vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des corporis delicti geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau; einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, schon liegen mußte; — dem sein innerer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, schon sagte was er werden könnte; — der einen angebornen Stolz (ohne den sich kein Cato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein großer Mensch, von welcher Art es sey, denken läßt) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah; — in einem Augenblicke — durch eine einzige unbesonnene That — aber

eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das Entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Namen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen Einbildungskraft, dabei zu Muthe seyn mußte? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Ueberlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, stattfindet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweiten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständniß ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen) ist er darum ein Bösewicht?

Muß ich mich etwa noch einmal verwahren, daß ich durch alles dieß seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloß: daß man sich lebhaft genug in seine Lage hineindenke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er — mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brette rettend, das nur Eine Person tragen kann — in dieser äußersten Noth einen andern, der eben dieß Brett ergreifen will, mit Gewalt in die See zurückstößt. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäßig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dieß Brett nicht zwei Menschen retten könne? dem sein eignes Leben so wichtig ist, daß er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Name nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freilich ist zwischen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist daß dieser letzte umkommen muß, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt um sich selbst der Schande zu entziehen, ein großer Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daß die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bei ihm seyn mußte, die alle andern Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Ueberlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch einiger Gedanken fähig war, so halfen diese Gedanken bloß den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschließung that, die er in der äußersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in Rücksicht dessen was ich vorhin von

den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe), daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing — haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bei ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserei, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieß war das erstemal daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daß man ihr verzeihen würde, was man ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewußtseyn daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bei der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deßwegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freilich alles dieß fand auch bei dem Dienstmädchen statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen großen Unterschied. Ich weiß wohl, daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen Richtstuhl soll und muß er in Be-

trachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicherweise, eine Pamela seyn können; und das hätte freilich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Charakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchenfalls die Unschuld des Mädchens entdeckt, und Rousseau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteiisch zu seyn. Das rührende Gemälde, das Herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte, liebliche Name Mariane, mit dem, sobald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im Siegwart nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie selbst glauben dazu beiträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie Ursel, oder Margot, oder Kunigunde geheißen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Interesse, das uns die leidende Un-

schuld einflößt, darf, wo es um unparteiische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluß gestattet werden. Wir wissen nichts Authentisches von der Person dieser Mariane, als daß sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daß der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist kaum, daß sie ein hübsches Mädchen war. — „Aber sie war unschuldig.“ — Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte; dieß ist gewiß, da er selbst es sagt: — aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch seyn; und dieß ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienstmädchen, deßwegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein Dienstmädchen ist, für ein corpus vile halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur peccatilla begehen könne. Es gibt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bei einem armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmäßig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so groß zu denken; und was ich hier sagen will, ist bloß: daß diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mädchen und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen seyn mußte — und daß die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich,“ ist ein Paradoxon, das auf willkürlichen Abstractionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daß, wenn wir alle Umstände

wüßten, und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennten, Rousseau's Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bei Hunderttausenden gibt; aber wir wissen, daß in dem jungen Rousseau schon damals der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmal Hunderttausenden kaum Einer gefunden wird; und dieß macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daß ich — vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte — zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rousseau zu erhalten; und daß ich's also dem Rousseau selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läßt, den Werth seiner eignen Erhaltung so stark fühlte, daß dieß Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiß, die innere Qual die er dabei ausstand, war unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewußtseyn, seine Existenz durch eine Uebelthat, vielleicht (wiewohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehntausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er bei Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder — (und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) — Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beispiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige, fühllose Grausamkeit, hinzu kommen: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dieß nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn derjenige, der dieß kann, kein Unmensch ist —"

Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Factum, das wenige was wir davon wissen, gereinigt von Einschiebseln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzugethan, unparteiisch erwägen! Vielleicht findet sich's, daß es

bloß unsre Einbildung ist, die diese Umstände hinzudichtet welche (wie Sie sagen) das Verbrechen so äußerst grausam, und den Thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt.“ — Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern Schatten auf Rousseau zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eignes Bekenntniß zu gründen, und kann also nicht geläugnet werden. Wenn man diese Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verschiednen Geschlechts so gewöhnlich ist, und in diesem Alter eben so leicht auf diesen als jenen Gegenstand fallen kann, je nachdem sie durch die Umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dieß Liebe nennen will, so muß ich's leiden; und alles was ich dabei erinnern möchte, ist — daß Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in seinem Wörterbuche sagt: der Mißbrauch den man davon gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet sey — großes Recht hat hinzuzusetzen: daß ein ähnliches Schicksal unserm Worte Liebe bevorzustehen scheine. Wenn es also Liebe heißen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht daß er ein Knabe von funfzehn oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe; wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeugungen geneigt zu machen.“ — So arg war's doch wohl vermuthlich nicht! denn eine Liebe, die nicht

rein und edel genug ist, um den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieß ist alles was sich davon sagen läßt, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läßt sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseau's Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daß das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt," wird ohne allen Grund vorgegeben; und was er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie dieß Wort im sechsundzwanzigsten Buche der Deutschen Uebersetzung von Hallers Physiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn sollte, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloße Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daß er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daß er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wußte daß sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorhergesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoßung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?"

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in inem solchen Falle gethan hätten! Rousseau's Unglück war, daß der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daß er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Dieß Verbrechen ist, selbst bei allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem er's einmal begangen, fest bei seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch daß er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung sich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugniß; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Charakter fähig ist) wirkt nun natürlicherweise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Maße wie die Umstände seine Schande vergrößern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, daß er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammennimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, daß es ihm nichts gekostet habe? daß er nicht beim Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, dieß nicht zu glauben; denn daß er demungeachtet fest bei seiner Aussage beharrte, beweiset nur, daß diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare; Rousseau

war ein Mensch; war in einem Alter, wo sich's sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht: so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit grau gewordener Straßenräuber und Mörder bei dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, daß es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der große Hause daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige, unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieß nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beim ersten Anblick erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beispiel würde einen über alle Maßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen

„richtet nicht" sich besser zu überzeugen. Werfe den zweiten Stein auf den Unglücklichen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem Pharisäischen Zeitalter, den Muth hat sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiß nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen ein schwächerer, kleinerer Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens= als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthlosesten Anthropomorpha, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft, würde Rousseau dieß Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rousseau gewesen seyn.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in seine geheimnißvollen Blätter erlaubt, so würde er sich wohl hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daß, nachdem die arme Mariane aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden," ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wo nicht Rousseau's Schuld zu vergrößern, doch gewiß sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Aergste — das arme verstoßene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich

selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher Lucretien, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und, wenn noch was Schlimmeres als dieß seyn kann, gesetzt, auch dieß sey Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwei Menschen, indem sie das Nämliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können, so hängt oft auch an dem nämlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat, und also weder Gutes noch Böses davon weiß: bleibt es nicht eben so wohl möglich, daß es glücklich war, und daß gerade diese unverschuldete Verstoßung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erstemal, daß die Vorsehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise, wider Wissen und Hoffen, die erste Veranlassung zu Marianens Glück gegeben: würden wir's ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche Verstoßung aus dem Hause des vornehmen Mannes etwan eine nothwendige, vorhergesehene, oder abgezweckte Folge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegentheil sehr vermuthlich, daß Rousseau sich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgestickten Bandes werde ihr

um so eher verziehen werden, da sie, allem Ansehen nach, bisher immer ein gutes, unbescholtenes Mädchen gewesen war? Wenn jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verstoßung vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der vornehme Mann selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes Geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte, und jetzt zum erstenmale der Entwendung einer solchen Kleinigkeit nicht einmal überwiesen, sondern bloß beschuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und selbst wider alles Recht (denn das Zeugniß des einzigen jungen Menschen machte doch keinen genugsamen Beweis wider sie), mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbei ja etwas auf Rousseau's Rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die nächste, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge seiner That war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft andrer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle gesunden Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wie fern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlasse, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges Leben zu einer

beständigen Folter; alle Freuden der Jugend die er genoß wurden ihm verbittert, so oft ihn sein allzugetreues Gedächtniß an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

Ist dieß Wahrheit? — Nun, so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweiten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läßt der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen), welch ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges Wesen, diese Seele, die ich dir nun wieder gebe, ist in diesem Augenblick eben so rein, als da sie aus deinem Schooße kam."

Merken Sie, mein Freund, daß dieß aus einer Geschichte der wahren Umstände von Rousseau's Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen; wiewohl diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo seyn, der diese zwei angeblichen Thatsachen als wahr zusammendenken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzugetreues Gedächtniß nun auf einmal so untreu geworden seyn, daß er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu

sagen: ich gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwei Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrophiren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnwitz — und daß dieß der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 l. c.) augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemals getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer, welch ein schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemißhandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten und um Rache wider euch schreien würde! Wann werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmal Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrophe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurückgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig:

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Und dieß ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „daß die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daß ihm überall wo er hingeblickt das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt.“ — Das sind rednerische sentimentalische Vergrößerungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiß nicht in Rousseau's Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des menschlichen Herzens so wichtig ist, so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daß er nicht wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe mußte wohl zurückbleiben; und dieß war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewußtseyn seiner selbst zu verbittern: aber so weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldiget, und sie war deßwegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden.

Dieß war sein ganzes Verbrechen; und er mußte sich bewußt seyn, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmalige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicher Weise mußten alle diese Bilder, durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit seines Geistes, binnen dreißig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdieß eben so möglich war, daß Mariane nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden; so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes Vielleicht nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Aergste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsetzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, daß ich Sie so lange bei etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um deßwillen beinahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil, in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewußt zu seyn) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzuthut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung erhitzt — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubniß quidlibet audendi, die

Horaz den Dichtern gibt, anmaßen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freiheit in die Gränzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Pharisäische Compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der Relation des derniers jours de Mr. J. J. Rousseau et des circonstances de sa mort, welche Herr Le Begue de Presle, Doctor der Arzneiwissenschaft von der Facultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung, und ähnliche, womit das Publicum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht gibt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemißkannten und gemißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseau's letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madame Rousseau (sagt er), die in dieser Stunde ganz allein bei dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten.“ (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bei ihm war,

nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt der Doctor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächstfolgenden eingezogen, gewiß worden, daß Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerei (Ostentation) noch Schwachheit von sich blicken lassen Alles was er äußerte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb), und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes."

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daß Herr Le Begue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit gibt; und daß seine Nachrichten, noch zu allem Ueberfluß, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, in einem denselben beigefügten sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.

Nachtrag

zu den vorstehenden Briefen über eine Anekdote J. J. Rousseau's.

1782.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — insofern durch die im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1780 publicirte Anekdote, und die Art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte (meiner Ueberzeugung nach), dem Andenken dieses großen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurückfiel — war beinahe zwei Jahre geschrieben und im Deutschen Mercur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwei Bänden herausgegebenen Confessions de J. J. Rousseau suivies des Rêveries du Promeneur Solitaire, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem sogenannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Ephemeriden, an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf

eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig ließ, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den sogenannten Rousseau'schen Memoiren (den Confessions also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Ephemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der Ephemeriden hatte, aus Beweggründen, wobei vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten Raisonnement getäuschet wurde, geeilet was er konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten Rousseau, damals keine andern Hülfsmittel, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige Data über J. J. Rousseau's Charakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beinahe mit moralischer Gewißheit überzeugt: daß verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müßten; daß Rousseau's Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daß die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld ge-

reichten, aufgehoben werden konnten. Da mir die Sache der genauesten und unbefangensten Prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daß ein Mensch wie J. J. Rousseau jemals, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe seyn können, als er wegen dieser That in Herrn B*s Augen erschien, so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelst welcher ich mir des jungen Rousseau Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem allem war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daß er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen; kurz, daß er diese That nicht begangen habe weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, daß er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damals weniger Anlage zu einem edeln und großen Charakter in sich gehabt hätte.

Die Confessions de J. J. Rousseau, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das Raisonnement und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise, wovon man vielleicht wenig Beispiele hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen (wovon sich durch keine philosophische oder dichterische Divination errathen ließ, daß der Erzähler in den Ephemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe), traf alles so schön zu, daß der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damals als er Rousseau's Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, daß der Erzähler der Anekdote — nach

dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Ephemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung — Rousseau's Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daß der Apologist, in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bei dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben mußte, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beinahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdotenmann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Bernex auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Uebergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Vorstehern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakai unterzukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bei dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm dictirte, denn sie hatte eine weitläuftige Correspondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Charakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfindig machen können; er blieb

ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Nièce, Mademoiselle Pontal, die bei der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr Möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sich's, daß er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einigermaßen, indem er ihm bei seiner Entlassung aus dem Hause dreißig Livres gab, ihm das neue Kleid ließ, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. — Ich mußte den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniß bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damaligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B*s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der Nippes der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daß Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermißte. Rousseau — der bei seinem ehemaligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt), sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloß seine kindische Phantasie einen Werth beilegte, und zuletzt alles was ihn tentirte, sich ohne Erlaubniß des Eigenthümers zuzueignen — ließ sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit

Silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bei ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen woher ich's hätte. Ich würde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe wie man sie nur auf den Gebirgen findet, und überdieß ein solches Air von Sittsamkeit und Sanftheit, daß man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache zu untersuchen. Man ließ sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort herausbringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt. Sie längnete endlich mit Zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Namen zu bringen: aber ich bekräftige mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage, und behaupte ihr ins Gesicht, daß sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und sagte weiter nichts zu mir als dieß: ach Rousseau! ich glaubte

Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn. — Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung in Vergleichung mit meinem entschlossenen Tone that ihr Schaden. Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teuflische Keckheit, und auf der andern eine so engelmäßige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte: aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: das Gewissen des schuldigen Theiles würde des unschuldigen strengster Rächer seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbei, an dem sie nicht in Erfüllung ginge."

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daß unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute liebenswürdige Mariechen Partei nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: wie verhält sich das Factum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Ephemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschoßenes Band Couleur de Rose et Argent sagen. — Aber, faßte man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit gekommen, daß man es bei ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz be-

wendet? Bürdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeugungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?

Alles dieß verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermißte ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bei Rousseau; er wurde auf der Stelle geholt und befragt; er gerieth in Verwirrung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeugungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daß der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, bloß mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst entlassen; und wenngleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint), wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakai im Hause der Gräfin Vercellis gewesen war, dachte — so folgt daraus noch keineswegs, daß niemand mehr was von ihr gehört und gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau — nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötzlich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde

legen, was freilich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: daß er damals (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein großer Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daß er es, mit allen in ihm schlummernden Talenten und großen schriftstellerischen Kräften, noch in seinem zweiunddreißigsten oft in einem beinahe unbegreiflichen Grade war. Dieß vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band, in seiner Otahitischen Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne dabei Arges zu denken, war Mariechen gut, und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damals im Sinne: und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder vor so vielen Zeugen einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen; so entschuldigte er sich, in der Angst, auf Unkosten der ersten Person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, daß sie gethan hätte, was er hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah (fährt er fort), so zerriß mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle anderen Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte, je unerschrockner machte mich das Entsetzen vor

dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir — ich hätte mich ihm auf der Stelle zu Füßen geworfen; dessen bin ich vollkommen gewiß. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles Mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muß. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurückgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloße Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Uebels in der That selbst, als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war." — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination (die ewige Peinigerin seines Lebens), wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque — wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern bloß auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Um-

stand, daß er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daß sich mit Grunde daraus schliessen liesse, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte.

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs Aeußerste treibende, und so gern ins Schwarze malende Phantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück ließ, vergrößert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als daß er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Demungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deßwegen angefochten zu werden: daß — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner Confessions von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein physisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu genauerer Kenntniß des menschlichen Herzens führt, wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Ephemeriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseau's Selbstgeständniß und Selbstvertheidigung in den Confessions. — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bei Vergleichung dieser drei verschiedenen Documente über einerlei Gegenstand zeigen wird, daß Rouſ-

seau's Apologist, durch die billige Voraussetzung daß wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B*s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen Datis geleitet worden sey: so wird man nichtsdestoweniger finden, daß er seine Hauptabsicht, insofern sie von der historischen Wahrheit des Factums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daß diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

Ueber

die ältesten Zeitkürzungsspiele.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bei den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter, zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Phädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Aegyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgibt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bei den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Mourre, die Italiäner Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zusammenhing, soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechn n, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte.

Ich vermuthe, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man dem andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er eben so geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Finger-Rechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man bloß so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den andern Gerad oder Ungerad? rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, wissen wir nicht: aber das ist wohl gewiß, daß derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergötzung der Achäischen Feldherren und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müßige Stunden ließ als die Blokade von Gibraltar den Spanischen, die nämlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Aegyptischen Theut beilegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er seine Mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergötzungsspiele, die bei den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Frerets Ausrechnung) wenigstens dritthalbhundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs äußerste gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe

seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabei erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von dem Gedanken an ihren Zustand abzukehren. Das Volk wurde in zwei Classen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Classe während die andre gespeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergötzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspeculation zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von 182½ Mahlzeiten des Jahrs, um drei bis vierhundert Procent — jährlich wenigstens, vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, so viel ergibt sich aus Homers Odyssee, daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte (das einzige an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten), zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Menthes Ulyssens Palast besucht, die Sponsirer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus gibt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung,

wie die besagten Freier dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Namens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nämlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithaka theils aus den nächst gelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und eben so viele Pessi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugerundete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freier stellten sich in zwei Reihen gegen einander über, vierundfunfzig gegen vierundfunfzig, und eben so wurden auch ihre Steine gesetzt, so daß zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Diese Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der erste, welcher so geschickt oder so glücklich warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkte zum zweitenmale nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte. Traf er sie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der Glückliche sey, der zuletzt die Braut heimführen werde: und je öfter einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium, und wurde, wie es scheint, bei den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freier der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie

von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bei den Griechen, außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen), fast alle andern verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. B. der Lateinische Uebersetzer des Aelians) das Griechische Pessi durch Latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen, wiewohl das Soldatenspiel (welches bei den Römern diesen Namen führte) von dem Spiele der Homerischen Freier eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sich's besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Bramine, Namens Nassir, Dahers Sohn, erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Namens Behiib, oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Rajas und Braminen, hatten dieß dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß mehrere ihre Freimüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sey, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel; wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst

gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabei thun; und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam Lust es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art, alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edlen Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Mährchen seyn sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers, sagte Behram zu ihm, ich erkenne, daß du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt: begehre frei was ich dir geben

soll, es sey so tief oder so hoch du willst; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll dir werden!"

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vierundsechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen Ein Weizenkorn, auf das andre zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächstfolgende noch einmal so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vierundsechzig Felder; und mein Herr der König lasse dieß meine Belohnuug seyn!

Wie der König dieß hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst du etwa, daß ich nicht Macht genug habe dir etwas Großes zu geben, daß du etwas so Geringes von mir verlangst?

Allein der Bramine blieb dabei, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt hatte.

Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermals eine indirecte Lehre hatte beibringen wollen. Denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in kurzem wieder zurück, und versicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem

Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe.

Jetzt ging dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: „Nun sehe ich daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und du sollst das Brod an meinem Tische essen!" — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königspiel; und diesen Namen behielt es auch bei den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang, oder auch mit dem Arabischen Artikel Al Xadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le Jeu des Echecs, die Deutschen das Schachspiel (jene von dem Arabischen Schek oder Scheik, diese von dem Persischen Schah oder Schach), die neuern Lateiner Ludum Scachorum, und die Italiäner Scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann als

Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus Griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen (setzt er eben so entscheidend hinzu) kam es zu den Persern. (Exercit. in Solin. p. 795.) Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wohl besser wissen konnte was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt — nämlich, daß er gewohnt gewesen sey, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen — setzt sie hinzu: „Ein Spiel, welches bei den Assyrern erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen ist." Daß diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts: denn so viel bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin

eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laß mich nur erst Kutern matt machen."

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus Spanischen und Italiänischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Proceß machen ließ: spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangenen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab er die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort, und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.

Auch der große Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte

aber nur das große, das auf hundert zweiunddreißig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghins Sohn, Gahsni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel eben so unerschöpflich an Kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dieß gab einem Persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwei Versen ein Compliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren

Ehre anzuthun suchte, und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen altedeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyacinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das höchste was sie vor Augen hatten weit hinaus ging, gibt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin), Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoßen, eine Beschreibung eines Schachbretts und einer Art dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht, und ihn im Namen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses, einladet, bei ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch

dieß Spiel nicht unbekannt seyn. Galleret erwiedert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sey zwar kein großer Meister in diesem Spiele; wiewohl er's öfters an König Artus Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müßigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergötzen pflegten; indessen sey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie sie sagte) alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Größe, wie er einen Echiquier vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte: denn der ganze Saal stellte das Schachbrett vor. Er war mit großen Quadersteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbretts ausmachten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu seyn schienen, waren alle in Lebensgröße, und außerordentlich prächtig aufgeschmückt. Ihre Waffenrüstungen waren von geschmelztem Gold, und, eben so wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von großem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alsins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwei verschiednen Farben in der Hand, in welche zwei verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter

auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts Reicheres sehen als ihre Rüstungen, Waffen und Pferdebecken. Die Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitärten bewaffnet waren, und so martialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das Seltsamste bei dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels (eben so geschickt wie Homers Vulcan), diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren Echiquier zusammt dem Schlosse und der Dame obendrein gewonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf Lebenslang ihr Sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrack zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung (wie die Jugend sich immer mehr zutraut als sie sollte), daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitärte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten sich mit krie-

gerischen Gebärden an den angewiesenen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revanche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und also höchstens drei Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: daß wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine Revanche fordern kann. Der junge Galleret ließ sich alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freiheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war die Dame durch den Echec du berger auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verschiedenen andern Abenteuern, den jungen Galleret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen."

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen,

als ich es nach Frerets Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstoße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Aegypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtei St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Name des Künstlers Joseph Nikolas, könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, pag. 14, aus zwei ungedruckten Bayerischen Chroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe König Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen." — Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „die beiden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun (haben sie ihn mit einander gehabt?), der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbrett an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbrett erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtsschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drei Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbrett erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdieß kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein paar edle Bayerische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem Bayerischen Hause verwandt, aber darum weder Her-

zoge von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons Kinder; wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbrett an den Kopf wirft; dieser aber den Spaß unrecht versteht, und mit dem nämlichen Schachbrett dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne gibt, daß er gählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweiten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bei diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiedenen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt: so war diese Verwechslung bei Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem Römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und

Tradition erhalten haben mochte. Aber wie beinahe alle neueren Philologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeschriebne Petteia der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freier) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaise Ansehen genug hatte, hundert andre auf sein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten Römischen Schriftsteller des Latronen- oder Latrunkelnspiels beiläufig Erwähnung thun, herausbringen kann, ist zwar nicht hinreichend uns einen kunstmäßigen Begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen ist, um einen jeden, der bloß sehen will was da ist, zu überzeugen, daß zwischen diesem Römischen und dem Schachspiel nicht mehr Aehnlichkeit war, als zwischen dem Schach- und dem Damenspiele.

Da ich einmal über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrießen lassen, bei dem Spiele, das einst so viel Reiz für die Herren der Welt hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig seyn? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Classe der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann

an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprüchwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt: aber eben dieß ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine

Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keinesweges unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts eben so verschieden war als es die Deutsche unter Friedrich II von der unter Joseph II ist — hieß Latro ein Soldat und Fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bei den Römern aufkam, und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort latro noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt seinen alten Namen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbrett, welches bei Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) gespielt, welche latrunculi oder Soldätchen genannt wurden. Der Name Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einigemal erwähnt habe, ist also eine wörtliche Uebersetzung seines Römischen Namens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Charakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militärisches Spiel seyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweien gespielt) nach den Ge-

setzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten, zu überfallen, oder sich selbst aus einer schlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabei, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war also insoferne dem Schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der Beschaffenheit der Steine, als in der Art wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweierlei Farbe, nämlich weiß und schwarz (und mußten es seyn, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte), aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwei erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu können. Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt seyn. Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte: aber dieß ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich, oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (alligare) nannten; daß hingegen wieder allerlei Mittel waren, einen angebundenen Stein wieder in Freiheit zu setzen, und daß in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dieß deutet die Stelle im Seneca (Ep. 117), wo er sagt: „wem in dem Augenblick da er einem Latrunkelnspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf, vor=

her das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum, wie der angebundene Stein sich wieder herauswickeln werde." Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogne Stelle (de Tranquil. An. c. XIV) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiscus Nachrichten vom Leben des Gallischen Gegenkaisers Proculus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß; und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (quis Imperator exiret?) Proculus, der sich, durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art, von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dieß Handwerk schon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römischen Legionen in Gallien, in den verworrenen Zeiten des Kaisers Aurelianus, geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiscus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bei einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nämlich bei einem großen Gastmahle ad latrunculos, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden: als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deßwegen scherzweise mit einem Ave Auguste! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbei, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damaligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Proculus entgegenzustellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde

Ernst, und Proculus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten Römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich, daß es, zu Augusts Zeiten, eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen Arte amandi macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.

L. II. 506.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweite Buch seiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damals auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca sehen wir, daß es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verspielten.

Der gelehrte Hyde schließt aus allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerlei gewesen sey; oder, daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem Römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sey, als der Unterschied zwischen dem Morgenländischen und Europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Sol-

datenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon gibt, indem er diese letztere Benennung von dem Deutschen Worte Damm, oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben), ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologisten nicht unwerth zu seyn. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Damm verliert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache; scheint aber doch, so wie das Zeitwort Dammen oder Dämmen und das davon abstammende Dämpfen, sich auf etwas Kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem Griechischen δαμειν einerlei Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich etwas Bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' und Gut dabei verspielt, sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freiheit selbst auf den letzten Wurf gesetzt: aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bei allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bei denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher aber Dama, oder Dama Ojuni, heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigstens achthundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt

hatte) von dem Französischen Herausgeber der Alexias der Cäsarissa Anna Komnena, dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem Römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt, und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegsverfassung, und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäßer eingerichtet habe.

Die Aëropetomanie.

Im October 1783.

Die Wunder unsers Jahrhunderts scheinen sich immer dichter an einander zu drängen, immer grösser und schimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!“ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor seinen Augen geschehen, begeistert, ein poetischer Académicien de Marseille aus: „dem hartnäckigen Fleiß ist nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöschen.“

Cook marche au fond des mers, Montgolfier vole aux Cieux;
Ouvrez moi les Enfers, j'en éteindrai les feux.

Es ist glücklich für Monsieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in seiner ekstatischen Begeisterung nicht schwerer scheint, als Yoricks Parisischem Haarkräusler eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung gesetzt hat, die von seiner Behauptung, „daß einem unabschreckbaren Fleiß nichts unmöglich sey,“ wenn sie auch sonst allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde; und daß er also eben so wenig Gefahr läuft beim Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er sich anheischig machte die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn

man ihm einen festen Standort im leeren Raume anweisen wollte.

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marseille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die steigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben scheint: so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die ersten Versuche, wodurch dieser neumodische Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Versailles seit kurzem aus dem Gleichgewichte gebracht hat, außerordentlich genug sind, um sich der ganzen Aufmerksamkeit eines nach neuen Gegenständen so begierigen Volkes zu bemeistern. Herr Montgolfier ist zwar selbst noch so wenig gen Himmel geflogen, als der weltumsegelnde Cook jemals (unsers Wissens) auf dem Meeresgrunde lustwandeln gegangen ist: aber wenigstens hat er doch schon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild seiner Nation) und eine Ente, mit Hülfe eines frischen Westwindes, eine Luftreise von einer Französischen Viertelmeile machen lassen. Und wenn dieß auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu London nicht hinlänglich scheinen möchte die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die seit einigen Wochen, gleich eben so vielen aërostatischen Kügelchen, mit der Phantasie der Pariser emporflattern: so muß man doch gestehen, daß es ein gutes Theil mehr ist, als der berühmte König Strauß, der erhabene Erfinder des papiernen Drachen (von den Franzosen der fliegende Hirsch genannt) jemals geleistet hat; so viel er sich auch auf diese Erfindung und auf den Einfall zu gute that, seinem fliegenden Hirsch auf seiner Luftreise ein paar Katzen zur Gesellschaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier, Gebrüder, deren Name durch diese Erfindung so berühmt geworden ist, waren vorher schon

in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geschickter Naturforscher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu sie vermittelst dieser Wissenschaften die ihnen gemeinschaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Versuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den sie mit einander anstellen wollten, brachte sie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Taft, wiewohl es zum Unterfutter für ein paar neue Kleider bestimmt gewesen war, zu diesem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Taft zusammen, und füllten ihn mit vierzig Kubikfuß brennbarer Luft; und siehe da, das Ding entwischte unsern Naturforschern aus den Händen, und stieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein so unerwartetes Resultat war unbeschreiblich. Sie eilten, sich ihres Luftsacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freiern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er sich sechsunddreißig Fuß hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den porosen Taft zu bald Ausgang fand, in zwei Minuten wieder zu Boden fiel. Dieser unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Versuche zu Annonay anzustellen, und die Maschine, deren sie sich dazu bedienten, der zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar, und kam dem bekannten Physiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den sie plötzlich in eine so große Begeisterung setzte, daß er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieser Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart, noch das Werkzeug, dessen sich diese Herren zu ihrem Experimente bedient

hatten, war ihm bekannt: aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daß es wohl keine andre als die brennbare Luft seyn werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daß sie das Geheimniß besäßen, das sogenannte elastische Harz aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare Eigenschaft hat, daß es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läßt. Außer den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bei seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerlei Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu seyn, das Publicum zum Experiment der Herren Montgolfier, ohne Zuziehung der ersten Erfinder, einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daß man sich genöthigt sah, das sogenannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27ste August dieses Jahres war der große Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Consorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen, oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Unglaubige, und unter diesen auch einige Herren von der physikalischen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Versuchs zu

harren schienen, und der Maschine von der Reaction der brennbaren Luft auf die atmosphärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicher Weise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteigeist und Cabalen zu Stande kommen. Dieß war auch hier der Fall. Aber außer diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuß brennbarer Luft oder sogenannten Gases verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daß sie zwei Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen ließen, indem einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daß er offen sey, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subscribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleißig arbeiten, daß der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde, und das Experiment im Marsfelde den 27sten August angekündigtermaßen vor sich gehen konnte. Zwei Kanonenschüsse verkündigten den großen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegen sahen. Die Kugel erhob sich, zu gerechter Beschämung der Unglaubigen und der Unglückspropheten, in die Luft, und verschwand nach zwei Minuten in einer Wolke. Zwei andere

Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar; erschien aber, wiewohl sie zwölf Fuß im Durchmesser hatte, so klein, daß man dem bloßen Augenmaß nach urtheilen konnte, sie müßte zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen seyn. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweitenmal, und fiel endlich nach einer Luftreise von drei Viertelstunden bei Gonesse (einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken) nieder. Man bemerkte eine Oeffnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freiheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aërostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewohl der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bei dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der übrigen überstimmt worden war; und mancherlei widrige Urtheile und Gerüchte im Publicum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bei Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen seyn sollte. In wenig Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Ge-

brüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestirten sich den 14ten September in Nr. 257 des Journal de Paris: „daß Herr Charles der einzige sey, der alle ihre Operationen dirigirt habe; daß dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbern gebühre, als daß er sich viele Mühe gegeben Subscribenten zusammenzubringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaßbillets im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Taft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, combinirt und ausgerechnet worden sey; und daß endlich die Explosion des Ballons eigentlich bloß dem größern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subscribenten zur Last falle, als welche, alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet, darauf bestanden hätten, daß man den Ballon (welchen Herr Charles bloß zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen; aus gerechter Besorgniß, der damals sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen, und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Ueberdieß hätten sie noch die Nebenabsicht dabei gehabt, besagten Ball dem Publicum unter einer angenehmern Form darzustellen u. s. w.“ — ein Gedanke, der dem Nationalcharakter allzu gemäß ist, als daß er nicht allein

schon hinlänglich seyn sollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fond konnte dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen. Er erklärte sich also den 18ten September in Nr. 261 des Journal de Paris: „seine und seiner sämmtlichen Subscribenten Absicht bei dem ganzen Unternehmen sey nicht auf eigne Ehre, sondern bloß darauf gegangen, durch Wiederholung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die „Gloire“ dieser Herren, als der einzigen wahren Urheber desselben, auf eine authentische Art vor den Augen der ganzen Hauptstadt zu befestigen. Nun komme alles lediglich auf die Frage an; wie die „Physiciens exécutans“ (d. i. Herr Charles und Consorten), welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, diese Absicht erfüllt hätten? Diese Frage beantworte sich von selbst, wenn man erwäge, daß Herr Charles geradezu gegen die Absicht seiner Obern und Committenten gehandelt, indem er sich alles Verdienst dieses Experiments allein zugeeignet, und sogar kein Bedenken getragen habe, dem anwesenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu versagen. Was ihn, Herrn Faujas, persönlich betreffe, so sey seine Meinung nie gewesen, sich das Mindeste von der Ehre, die den ersten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indessen könne er mit genugsamen Zeugen beweisen, daß er es sey, der die Subscription in Gang gebracht; daß er selbst, mit einem von den Subscribenten, in Person den Taft zum Ueberzug des Ballons eingekauft: daß er gleich in den ersten Versammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorschlag gebracht, und dieses Mittel dem Herrn Charles vorgeschlagen: daß er bei eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen seine Person gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht

habe u. s. w. An dem Unglück, daß der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosphärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dieß hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bei ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen, wegen des darüber verspürten Mißvergnügens an ihrem Honorar etwas möchte abgezogen werden: nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an, und machten den Unterzeichnern einen Vorwurf daraus, daß sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu seyn, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen," und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Daseyn mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestiren — dem Publicum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die Französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sey es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30sten August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstichlieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3ten September eröffnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalphysik auf der Universität zu Paris, eine Unterzeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sey. Den 7ten September kündigte Herr Pilatre de Rozier, in

dem feierlichen Tone, den die Größe des Gegenstandes zu erfordern schien, einen neuen Kupferstich an, unter dem Titel: Allégorie destinée à fixer l'époque de la découverte de la Machine Aërostatique, dédiées à Mssrs. de Montgolfier, der von den größten Künstlern gezeichnet und gestochen werden soll, und dessen Poesie zu außerordentlich und zu charakteristisch ist, als daß wir sie den Lesern vorenthalten können.

Dieses Kupfer sollte also vorstellen:

1) „Zur Linken den Aeolus, der dieses „superbe" Experiment begünstiget, indem er die Winde in seiner Höhle fesselt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwischen suchen, vorgestellt werden.

2) „Zu den Füßen dieses Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianischen Verse, celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc. zu lesen seyn.

3) „Zur Rechten wird sich, auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, Juno, die Göttin des Luftkreises, präsentiren, wie sie, aus Unwillen ihre Geheimnisse von einem Sterblichen errathen zu sehen, den ersten, der sich erkühnen würde ihr zu nahen, bedroht.

4) „Ein wenig weiter unten, wird man, unter der Figur der Göttin des Ruhms, Deiopeen, die schönste der Nymphen, erkennen, wie sie Junons Hof verläßt, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche, in Gestalt Mercurs, majestätisch auf einem Ballon sich erheben, der sie in die himmlischen Gegenden trägt.

5) „Daselbst entdeckt man auf einem Adler sitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgästen eine schützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten, und ein Papier mit der Aufschrift: Il a de la pesanteur enfin

rompu la chaine, und in der andern eine Lorberkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen seyn, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die Atmosphäre zu ergießen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiters Hofe anbringen, welche Lorberzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabstreuen."

Man muß gestehen, der Künstler, der alles dieß zeichnen und zusammensetzen soll, muß ein zweiter Rubens oder noch ein wenig mehr seyn, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem Hommage auf Spaß oder Ernst abgesehen sey. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: „Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage, qu'on s'efforcera de rendre digne du noble désintéressement de Messieurs de Montgolfier;" und das Publicum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subscribenten nur einen großen Thaler kosten, und der Profit bloß auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft; die aber, „weil das Mittel in der Atmosphäre zu steuern noch unbekannt ist," zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus, nicht anders als an einem tüchtigen Seile losgelassen werden soll.

Den 11 September machte der berühmte Baron von Beaumanoir bekannt, daß er (nach seinem eignen Ausdruck) ein Minimum der aërostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe; nämlich einen Ball von anderthalb Fuß im Durchmesser, der nicht mehr als 5¼ Drach-

men gewogen, und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¼ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparirten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eisen und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen funfzig Fuß hoch, setzte sich aber, weil der Ueberzug nicht fest genug verschloß und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äußern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an selbigem Abend wiederholt: aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr großen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly, und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publicum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daß jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniß zu befriedigen, machte Blondy, Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen, den 14 September bekannt: daß kleine aërostatische Kugeln, von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem großen Thaler, bei ihm vorräthig seyen: und da die Liebhaber sehr bedauerten, daß sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bei ihm versehen könnten, so avisirte er den 17ten, daß er von nun an auch mit diesem Bedürfniß, von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man um die Ballons zu laden nur zu drücken brauche,

aufwarten könne, und daß eine gefüllte Blase nur zwei Livres kosten würde.

Während der müßige Theil von Paris sich solchergestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amusirte, machte die Gegenpartei des Herrn Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27 August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich diesem letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen. Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniß der Pariserwelt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen, und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes, in seiner eignen Gegenwart, gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herren Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewohl man alle Ursache hatte darauf gefaßt zu seyn, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publicum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sey. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Montgolfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkoren. Ihre Maschine war aus drei Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von vierundzwanzig Seiten, einem eben so vielseitigen Prisma, und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte, einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung

zufolge, die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuß Gas (welches Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassen Stroh gezogen hatte) geladen werden, und im Stande seyn 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sey, sie dießmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freilich ein anderes Werk als der Globolus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Herr Charles vor drei Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klaftern hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu gute thun kann. Die Französische läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19 September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Herrn Montgolfier" gemacht wurde; ein anderer, ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment wo man damit fertig war: und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer, und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen großen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente

und ein Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Physikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden dauerte; nach diesem fing sie an merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Orte ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den Naturae Curiosis, welche ihrem Laufe folgten, der erste zu seyn, der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt, durch einen Stoß Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraß in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch; aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich große Risse bekommen.

Zwei Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der erste auf der Plate-forme des königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 293 Klaftern über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sey; der andre, der sie mit einem Quadranten von drei Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweiten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Größe der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin zu bemerken: daß der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben, und einen Raum von 8 bis 9 Französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche

Vorzüge, welche dem letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Partei des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „seine Absicht sey bloß gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen; und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten, als mit Hülfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er bloß durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen zehn Minuten 42,000 Kubikfuß Gas ziehen; da hingegen eine gleich große Quantität von der phlogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aërostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere großer Massen zu vermindern, so sey es unnöthig daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte: wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sey nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer seyn würde, als sie mit Luft aus der Eisensolution zu unterhalten u. s. w." Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen, und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19 September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweite

Manifest des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen lassen wollten. Da nun dieser Erfolg eben nicht so ausgefallen war, daß sie Ursache gehabt hätten, den Muth gänzlich zu verlieren: so traten die Gebrüder Robert den 28 September wieder auf, und bewiesen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Taft zu ihrem Ball geliefert hatte, daß er besagten Taft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen; sondern rechtfertigten sich auch gegen die verschiedenen Vorwürfe desselben mit einem anscheinenden Bewußtseyn ihrer gerechten Sache. Sie versicherten: „Es sey ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe also nie ihre Absicht seyn können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aërostatische Maschine habe mit der Montgolfierischen weder in der Theorie noch in der Ausführung das Mindeste gemein. Man habe zwar bisher affectirt, mit einer für die Künste sehr abschreckenden Partheilichkeit beide miteinander zu vermengen; allein sie würden sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern gedächten mit Thaten zu streiten, um das Publicum auf eine bessere Meinung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde sie in den Stand setzen mit mehr Ruhe neue Versuche zu machen; und sie hofften in kurzem der Nation weit kostbarere und interessantere Erfahrungen vorweisen zu können.“

Ueberhaupt ergibt sich aus dieser Erklärung der Herren Robert, daß Herr Charles und Consorten am einen, und Herr Faujas mit seinen Freunden am andern Theile, von Anfang an einander nicht recht verstanden, und daß weder Charles ein bloßer Physicien assistant, noch die Gebrüder

Robert bloße Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu seyn gemeint waren, der ein so großes Verdienst darein setzte, den Taft zum Ueberzug der aërostatischen Maschine eingekauft zu haben. So viel ist übrigens gewiß, daß der „Globe ascendant“ zwei Parteien zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird sich nun, nachdem von Molinisten und Jansenisten nicht mehr die Rede ist, und auch der Eifer der Gluckisten und Piccinisten ziemlich nachgelassen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentalischen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertaner spalten, deren aërostatischer Bürgerkrieg den gleichgültig zuschauenden Bewohnern von Europa (wenigstens bis zum Ausbruch des bevorstehenden Türkenkrieges) eine sehr angenehme Unterhaltung verspricht. In der That hätte die seltsamste Dichtungskraft kein so wunderbares Schauspiel ersinnen können, als zwei Armeen von Naturforschern, die in freier Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegeneinander aufschlagen, sich mit 1200pfündigen Luftkugeln herumschießen, und einander mit immer größern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu schlagen oder (wie man jetzt in England spricht) zu Bourgoynisiren suchen.

Inzwischen, und während sich beide Parteien mit der größten Hitze zu diesem wunderbaren Kriege rüsten, scheint die Partei der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber desto schärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verschmähen, und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards, als aus einem sichern Hinterhalt, Ausfälle auf die Robertische Partei zu thun, welche der letztern, ohne einen baldigen entscheidenden Sieg in den Lüften, tödtlich werden könnten. Schon am 1 September gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maschinen, ge-

nannt Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und seit dem 24 September ist auf eben diesem Theater Guillot Physicien, „ou la chûte du globe volant,“ schon über vierzehnmal, und seit dem 30sten im Ambigu Comique die Comédie-Parade, Gilles et Crispin Mécaniciens, ou l'Aërostatimanie, ebenfalls mehrmals aufgeführt worden; und wiewohl das Lächerliche gewissermaßen beide Parteien trifft, so scheint doch offenbar genug, daß es hauptsächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren Montgolfier abgesehen ist.

Nichts war natürlicher, als daß gleich beim ersten Lärm, den der steigende Globus machte, die Hoffnung, das schon so lange mit so vielem Geräusch angekündigte Luftschiff des Herrn Blanchard auf eine andre Manier endlich realisirt zu sehen, bei vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern versteht sich das von selbst. Der vorbelobte Herr Gudin de la Brenellerie sah in der ersten Entzückung, worein ihn der Versuch des Herrn Charles setzte, schon das ganze Element der Luft seiner Nation unterthan. Außer sich von diesem stolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Océan Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur.
Glissez d'un vol léger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boréales etc.

Am Schlusse seines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das große Werk zu vollenden, und ihr Luftschiff mit Rudern oder Segeln auszurüsten.

„Fürchtet, sagt er, daß irgend ein verwegener Engländer euch die Erfindung stehle;" — und er meint: „dieses Volk, das sich den Vorzug das Meer zu beherrschen entrissen sehe, werde nun bald alles versuchen, um Herr von der Luft zu werden." Wie gesagt, von der raschen Einbildungskraft eines Französischen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die prosaischen Köpfe flogen in Gedanken mit; und schon am 5 September versicherte einer von ihnen im Journal von Paris: er sey so überzeugt, daß es nun zur völligen Erfindung der Luftschifffahrt nur noch einen Schritt brauche; daß er sich hiermit erboten haben wolle, die erste Maschine dieser Art, die der vereinigte Fleiß der Herren Physiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eigene Kosten) zu Stande gebracht haben würde, in Person zu besteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen, als die Ehre der erste Luftschiffer gewesen zu seyn. — Eine Ehre, die diesem wackern Manne gleichwohl den 19 September von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu seinem desto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Pension von Sr. Majestät erhalten haben soll, die er jedoch mehr durch seine Geduld und Gleichgültigkeit als durch die Größe seines Muthes verdient zu haben scheint.

Das Publicum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre so viel Aufsehens mit seinem verunglückten Luftschiffe gemacht hatte, nahm es für Ernst, und bat sich in einer Antwort vom 6 September von dem Ungenannten die Erlaubniß aus, ihm die Ehre, der erste Luftbesegler zu seyn, streitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich, sagt Herr Blanchard, im Stande seyn, eine aërostatische Maschine zu zeigen, welche auf und niedersteigen, und jede be-

liebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin seyn, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange seyn zu lassen."

Das wäre doch etwas — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sey; vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf, unter dem Namen Perseus, in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that, dem neuerfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferdes der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu seyn, so hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wollen. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine: aber man schränkt sie noch mit großer Bescheidenheit auf leichtere Erhebung großer Massen, und höchstens auf atmosphärische Beobachtungen ein, zu deren Behuf Herr von Parcieux bereits den 10 September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19 September eben nicht sehr günstig zu seyn scheint.

Wie dem auch seyn mag; wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? Diese Erfindung ist noch ein neu gebornes Kind, sagte der große Franklin; je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden. — Das Verständigste was zur Zeit noch geurtheilt werden kann!

Sehen die Französischen Physiker und Mechaniker sich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müßiggänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirschen zu belustigen, so werden sie wohl thun, nicht eher mit neuen Versuchen öffentlich hervorzurücken, bis sie ihrer Sache recht gewiß sind. Denn die Schwärmerei der Pariser für einen und denselben Gegenstand, wie wundervoll er auch seyn mag, kann es doch nicht viel über vier oder sechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die Gilles und Crispins auf den Boulevards. Allbereits ist schon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit diese ohnehin so leichten Köpfe seit dem 27 August geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3 October im Journal de Paris erschien, scheint von böser Vorbedeutung für die Aërostatomanie zu seyn. Ein sich so nennender Sieur Borné, in der neuen Straße St. Marceau, berichtet darin, mit einem großen Anschein von Bestürzung, das Unglück, das seinem mit besagter Krankheit befallenen Oheim, dem Physiker, zugestoßen sey. „Der Oheim hatte, gleich allen Herren vom Metier, seit der Erfindung der aërostatischen Kugeln sich, aller Vorstellung seines Neffen und seiner Gouvernante ungeachtet, mit nichts anderm beschäftigt. Freitags den 26 September war er früher als gewöhnlich aufgestanden, um einige Flaschen brennbarer Luft zu einem Ball von seiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte sich aus dem Erfolg, daß er ein paar Klystierspritzen, womit das Haus versehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft desto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück mußte er, da er noch im Laden begriffen war, einen Besuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühstücken wollte. Während daß sie Kaffee mit Milch zusammentranken, geriethen

sie in einen wissenschaftlichen Streit, wobei es bald so hitzig zuging, daß der Neffe und Hannchen Mühe hatten die Herren auseinander zu bringen. Aber das Uebel war geschehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu seinem Milchkaffee so übel, daß er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz außer sich über einen so unerwarteten Zufall, tragen ihn auf sein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwasser in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen sie in der Angst zu, und eilen den alten Herrn in die erforderliche Positur zu legen, um das in Koliken gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erste war ziemlich gut von statten gegangen, und ließ von der zweiten den besten Erfolg hoffen: aber kaum war sie halb leer, so entwischte ihnen der arme Onkel, dessen Bauch zusehends aufschwoll, unter den Händen, erhob sich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer, und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicherweise offnen Fenster hinaus, während daß Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht, und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beim Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. Sobald Hannchen wieder zu sich selbst kam, ließen sie beide was sie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die sie auf der Normandischen Straße fanden, war alles, was sie, nachdem sie sich den ganzen Tag außer Athem gelaufen hatten, zurück nach Hause brachten. Doch erfuhren sie Tages darauf, daß seine Perücke zu Rouen aufgelesen worden sey. Nun folgt eine Beschreibung seiner Person und seines Anzugs, mit unterdienstlicher Bitte an alle mitleidigen Herzen, ihnen

den Onkel, falls er etwa jemanden in die Hände fallen sollte, so wie er sey, mit der ersten Gelegenheit zurückzuschicken," u. s. w.

So platt dieses Persiflage ist, so macht es doch zu lachen, und scheint zu beweisen, daß die oben gedachten Pantomimen und Possenspiele zu wirken anfangen.

Die Pariser aber könnten es kaum übel nehmen, wenn man nach allen diesen Begebenheiten versucht wäre, das Compliment bei ihnen anzubringen, das der alte Oberpriester zu Heliopolis dem Solon zu Handen seiner sämmtlichen Landsleute machte: „ihr Griechen seyd und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!"

Die Aëronauten.

Im Januar 1784.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — —
Horat.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Provençalen Gudin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aëropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beilegten, wiewohl er damals durch die Art, wie sich die Pariser Welt bei einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch insofern nicht zum glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich, und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daß die ganze Sache bloßer Spaß und Französische Steckenreiterei sey,“ jetzt gern zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten, vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als Einer Stelle gegen diesen Verdacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von

den Montgolfierischen Versuchen sprachen, im Vertrauen auf den bloßen schlichten Menschenverstand sich nicht gescheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das Französische Publicum selbst sie anfangs zu halten schien. Allein dieß macht den Gebrauch des komischen Salzes, womit jener Aufsatz fast zu stark gewürzt war, nur desto tadelhafter. Indessen trifft dieser Tadel den Verfasser nicht allein: er gilt (wenn wir es sagen dürfen) allen den Deutschen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verspottung der Franzosen immer willkommen ist, wie unbillig auch oft beides seyn mag. Denn, im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug sind, unsern alten Brüdern und Landsleuten jenseits des Rheins ihr Recht widerfahren zu lassen, wenigstens nur weise genug wären, uns nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob wir bloß darum die Grimasse der Verachtung gegen sie machten, weil es uns unangenehm sey ihre Vorzüge zu fühlen: so müßten wir bekennen, daß das Französische Publicum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja selbst von den schwärmendsten Wirkungen dieser Theilnehmung, die uns von ferne so possierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgültigkeit, womit wir an ihrem Platze sie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein so lebhaftes Gefühl für Nationalruhm hat, und mit solchem Feuer sich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, sobald sie die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt, auch dann schon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft, und sogar der Erfolg noch ungewiß ist! Schwärmerei für alles Schöne und Große ist ein Nationalcharakterzug, der vielmehr beneidet als verspottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drei Monaten — da man zu Paris selbst bei der Chûte du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards die Zurüstungen zum glänzendsten Triumphe der Philosophie bewillkommte, noch lachte und händeklatschte — wie schicklich oder unschicklich es damals seyn mochte, von den ersten Versuchen der Luftschifffahrt in einem etwas jovialischen Tone zu sprechen: dieß ist gewiß, daß die Sache inzwischen einen Fortgang gewonnen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bei den Grands Danseurs du Roi mit einem Klystier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenster hinausflog, war ein sehr lustiger Anblick für die Badauds de Paris: aber Herr Charles, der sich in seinem aërostatischen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob, und, nach einer zweistündigen Luftreise, neun Stunden von dem Orte wo er eingestiegen war, sich wieder herabließ — ist ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht. Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, verbundener und genau berechneter Naturwirkungen war: so kann man wohl ohne Vergrößerung behaupten, daß der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewißheit vorausversprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, sind eben so unabsehbar, als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja vielleicht steht die Epoche dieser Erfindung mit einer großen physischen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen

scheint, in einer jetzt noch unbestimmbaren Beziehung, welche sie unsern spätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bei dem Schauspiele stehen, welches Herr Montgolfier und seine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Versailles am 19 September vorigen Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Kubikfuß Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte, und, nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden, eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufsteigens, wieder etwas unsanft niedersetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entsprochen hatte, die man sich, nach den mächtigen Zurüstungen und dem voreiligen Triumphgeschrei der Gegenpartei des Herrn Charles, davon zu machen berechtigt war.

Diese schien damals dem letztgenannten Naturforscher — einem Manne, der sich in der Folge in einem sehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beinahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er, auf die erste Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay, der Sache nachgedacht, und aus eignen Kräften eine aërostatische Maschine erfunden hatte, welche sowohl in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart womit sie geladen wurde, und in der Wirkung welche sie that, von der Montgolfierischen ganz verschieden war. Man affectirte diesen sehr wesentlichen Unterschied nicht zu sehen, und erlaubte sich sogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung seines Zwecks abzu-

schrecken, der damals schon auf dasjenige gerichtet war, was er am ersten December (1783) mit einem so rühmlichen Erfolge bewerkstelligte. Es ist bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten, zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen diesen Bemühungen, seinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indessen verdient doch aus einem (entweder von ihm selbst oder einem seiner Freunde) in Nr. 268 des Journal de Paris vom Jahr 1783 eingerückten Schreiben die künstliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und besonders die ausdrückliche Behauptung: „daß diese erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nämlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig seyn werde, als vermittelst des Montgolfierischen Gas (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle), und daß die Verfahrungsart des Herrn Charles, ihrer Kostbarkeit wegen, weiter nichts als einen von den Versuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweitenmal mache," u. dergl.

Herr Charles beantwortete diese Erklärung seiner Gegenpartei ganz kaltblütig mit dem Versprechen, daß er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der sich indessen an dem Unternehmer und Vorsteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten Museums, Herrn Pilatre de Rozier, einen geschickten und unternehmenden Bundesgenossen erworben und überhaupt in der Akademie einen starken Anhang hatte, blieb inzwischen bei den Zurüstungen der Herren Charles und Robert nicht müßig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hause und Garten des Herrn Reveillon mit Versuchen zugebracht, welche zur Absicht hatten,

„die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen," und wovon man alle bloß vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloß, weil diese Versuche (wie Herr Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessiren könnten.

Das Resultat war eine neue aërostatische Maschine, 70 Fuß hoch und 46 Fuß im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuß Luft enthielt, und mit Einschluß der Galerie 1600 Pfund wog. Sie wurde von Herrn Faujas de St. Fond am 20 October mit vielem Pomp angekündigt, und dabei nicht vergessen: „daß Herr Montgolfier sie auf eigne Kosten und zu seiner eignen Belehrung habe verfertigen lassen." Dieser schielende Seitenblick auf Herrn Charles, der auch an einer neuen Maschine, aber „auf Subscription, und um der Nation kostbarere und wichtigere Experimente vorzuweisen", arbeiten ließ, veranlaßt uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgültig seyn dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn Faujas ist weder unparteiisch, noch kann er es seyn. Die Gegenpartei des Herrn Charles hat freilich seit dem ersten December eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen: aber vor dieser Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöschen, als den Ruhm der aërostatischen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieser Umstände also ist: daß um diese Zeit die Bildnisse „der Herren Stephan und Joseph Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aërostatischen Kugel," von de Launay dem jüngern nach Houdons Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entierè
Ne saurait assez révérer,
A des airs franchi la carriere,
Quand l'œil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieser abermalige satyrische Zug (dessen Spitze aber durch den Erfolg gegen denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wohl niemand anderm gelten, als dem Herrn Charles und seinen Freunden, und scheint uns ein desto vollgültigeres Zeugniß von den damaligen Gesinnungen der andern Partei zu seyn, da man diese dadurch zugleich mit den Bildnissen der Herren Montgolfier zu verewigen suchte.

Der andre Umstand ist, daß die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klystier von brennbarer Luft durchs Fenster davon führte, in eben diese Zwischenzeit fiel, und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgesehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweisen es deutlich genug, und um so mehr, da man sich von Montgolfierischer Seite öffentlich und ernsthaft gegen die brennbare Luft, deren sich Herr Charles bediente, erklärt und dabei hinlänglich zu verstehen gegeben hatte: daß man mit keinen so hohen Ideen, als eigentliche aëronautische Versuche wären, schwanger gehe, sondern den Nutzen der sublimen Erfindung des Herrn Montgolfier bloß in die Möglichkeit setze, große Lasten dadurch emporzuziehen, oder auch allenfalls sich zu Anstellung physikalischer Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeitlang darin zu erhalten. Dieses letztere war nun der hauptsächlichste Gegenstand, auf welchen die Versuche des Herrn Montgolfier mit seiner neuen Maschine gerichtet waren. Da man aber von der Absicht des Herrn

Charles mit seiner den 19 November angekündigten Maschine so viel gewiß wußte, daß er sich damit in die Luft erheben würde: so eilte man, ihm darin wenigstens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er versicherte, daß Herr Montgolfier seine neuen Versuche bloß zu seiner eignen Belehrung mache, dem Publicum Nachricht: daß Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und großmüthigem Enthusiasmus für diese Entdeckung durchdrungen," binnen den 15 und 20 October, zu sechs verschiedenenmalen, theils allein, theils in Gesellschaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes, sich auf einer mit Stricken befestigten Maschine, erst 80, hernach 200, hernach 250, und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben, und das erstemal 4 Minuten 25 Secunden, das andremal wegen widrigen Windes nicht so lange, das drittemal 6 Minuten ohne Glutpfanne, das viertemal mit der Glutpfanne 8½ Minuten, das fünftemal 9 bis 10, und das leztemal 8½ Minuten, sich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den ersten Anblick scheint dieß eben nicht viel mehr, als was der Hammel und seine gefiederten Reisegefährten den 19ten September bereits geleistet hatten, zu seyn, und weiter nichts zu beweisen, als daß die mit Gas angefüllte Kugel eben so gut mit einem Naturforscher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maschine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß vermittelst der Glutpfanne, durch welche sie von Zeit zu Zeit wieder frischen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunst sie zu behandeln und nach Willkür zu regieren, schon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bei diesen verschiedenen Versuchen eine Gegenwart des Geistes und eine Geschicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfierische Maschine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Versuche vorzustehen, der am 21sten November, acht Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schlosses La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angestellt wurde. Der Himmel war um diese Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordwest. In acht Minuten nach dem ersten gegebenen Zeichen war die Maschine in reisefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier bestiegen die für sie zubereitete Galerie; die Maschine erhob sich ein wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben; und, weil die Stricke, woran sie befestigt war, bei diesem Zufalle zu stark wirkten, so bekam sie einige große Risse, und mußte zurückgebracht und ausgebessert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war alles wieder in Ordnung. Die Maschine erhob sich von neuem mit den nämlichen Personen, und dießmal auf eine sehr majestätische Art; sie verlor sich bald aus den Augen der Zuschauer, die ihr mit ängstlicher Bewunderung nachsahen, stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 3000 Fuß, ging über die Seine, und konnte, da sie zwischen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchging, von ganz Paris gesehen werden. Die beiden Luftschiffer, „vergnügt mit diesem Versuch und gesonnen nicht weiter zu gehen," machten Anstalt zum Herabsteigen. Wie sie aber gewahr wurden, daß der Wind sie auf die Häuser der Rue de Sève in der Vorstadt St. Germain treibe: entwickelten sie mit aller möglichen Kaltblütigkeit frischen Gas, entgingen dadurch der Gefahr, und stiegen wieder höher; ließen sich aber doch bald darauf jenseits des neuen Walles im

freien Felde nieder, „wiewohl sie noch zwei Drittel von ihrem Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Galerie hatten, und also, wenn sie gewollt hätten, noch eine dreimal so weite Reise hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klaftern, die Zeit, die sie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maschine, welche 60,000 Kubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwischen 1600 und 1700 Pfund."

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am besagten Tage zu La Muette, Abends um 5 Uhr, von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polastron und von Vaudreuil, dem Herrn von Hunaud, dem berühmten Benjamin Franklin, und noch dreien Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, nämlich den Herren Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterschrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer sehr umständlichen und, wenn die Gelegenheit weniger außerordentlich gewesen wäre, allerdings fast kleinlichen Reisebeschreibung dieses ersten Versuchs, mittelst der aërostatischen Kugel in den Lüften herum zu irren, hervor. Ohne eine sehr genaue Kenntniß der ganzen Maschine, und der Art wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren sie, wenn sie wieder steigen soll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, ist sehr vieles in dieser Erzählung unverständlich: aber was jedermann verstehen kann, ist, 1) daß der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige Complimente macht, aber vornehmlich sich selbst über den Muth, die heroische Kaltblütigkeit, den richtigen Blick und die Geschicklichkeit im Manöuvriren, so er bei dieser Unternehmung bewiesen, die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren läßt; 2) daß die Montgolfierische

Maschine, oder vielmehr der Gas, dessen Herr Montgolfier sich bedient sie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren unterworfen ist, bei welchen er, seines geringen Preises ungeachtet, zum aëronautischen Gebrauch wenig geschickt zu seyn scheint; 3) daß eine längere Fortsetzung dieser Luftfahrt bei weitem nicht so sehr in der Willkür der beiden Herren stand als das Protokoll besagt, sondern im Gegentheil, daß sie sich durch den delabrirten Zustand der Maschine genöthigt sahen, sich wieder herabzulassen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er versichert) dieses Experiment zu Muette eigentlich, nach seinem ersten Anerbieten, ganz allein hätte machen sollen; daß aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reisegefährten zuzugeben; daß er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeschlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen seiner in den Experimenten bei Herrn Reveillon bewiesenen Geschicklichkeit „mit Empressement“ angenommen; und daß also er, der Herr Marquis, derjenige sey, der vom Herrn Montgolfier auserfehen worden dieses Experiment zu dirigiren. „Il est permis, setzt er hinzu, d'être glorieux de ce choix, et peu naturel d'imaginer, que je puisse céder à un autre (nämlich dem Herrn Pilatre) le droit acquis de publier ses succès.“

Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bei allem diesem etwas Menschliches begegnet sey, und in wiefern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Taft zu der ersten Maschine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte? Wie es damit auch war, so mußte es allerdings einem Galanthomme, der so viel Recht hatte über die Wahl des Herrn Montgolfier glorios zu seyn, sehr

auf die Brust fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieses Herrn Stephan Montgolfier an den Herrn Marquis von S** (unterm 6ten December datirt) zu lesen, der sich gleich damit anfängt: „man könne ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des ersten Luft-Argonauten versagen.“ Apollo aus dem Munde seiner Priesterin auf dem heiligen Dreifuß, zur Zeit da man noch an seine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen gültigern Ausspruch in dieser Sache thun können als Herr Montgolfier; und seine Erzählung setzt, mit der möglichsten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bei unsern Lesern voraussetzten, außer allem Zweifel. Herr Pilatre (sagt er), als er hörte, daß die Akademie der Wissenschaften das Experiment von Annonay wiederholt zu sehen wünsche, bat sogleich, daß ihm erlaubt werden möchte mit der Maschine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte seinen Eifer, hielt aber nicht für rathsam ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte also den Entschluß, sich zu Ausführung seines Vorhabens eine eigne Maschine machen zu lassen, und stand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier versprach, daß er ihm bei den Experimenten, die bei Herrn Reveillon gemacht werden sollten, freie Hand lassen wollte, Versuche mit der angebundnen Maschine zu machen, um die beste Art, sie nach Gefallen steigen und sinken zu lassen, selbst studiren zu können. Herr Pilatre that dieses mit dem schon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bei dieser Gelegenheit einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freier Maschine zu versuchen; aber Herr Montgolfier war damals anders beschäftigt. Allem Ansehen nach

hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmal und auf eine gloriösere Art zu verschaffen. Genug, Herr Montgolfier erhält den 17ten November einen Brief von Herrn de La Greze, Secretär der königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bei der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot, und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine emporzusteigen. Natürlicherweise mußte Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich seyn, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem allem Nachricht zu geben, und ihm zu sagen: „er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine.“ Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Oel, dessen Gebrauch Herr Joseph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte: „während daß der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben.

Ich bin nicht ohne Ursache bei dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicher Weise war mir und einem jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beim ersten Anblick der eine so gleichgültig als der andre.

Aber es ist unmöglich lange ein ganz unparteiischer Zuschauer zu bleiben; und, wo alles übrige gleich ist, nehmen wir, durch einen unfreiwilligen Instinct unsrer Natur, die Partei derjenigen, die uns die edelsten scheinen; zumal wenn wir sie in Gefahr sehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eifersucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden, und ohne Seitenblicke bloß auf die Sache selbst gerichteten Gang des Herrn Charles und seiner Freunde mit den Wendungen, Kunstgriffen, Cabalen und dem ganzen Spiele der kleingeistischen Leidenschaften, die unter ihrer Gegenpartei zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorschein gekommen sind, vergleicht: so wird man, denke ich, Stoff genug zu praktischen Betrachtungen, und genugsame Ursache finden, eine gewisse Vorneigung für die erstern nicht verläugnen zu dürfen.

Indessen bin ich versichert, daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforscher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wohl an nichts weniger als eine Partei zu machen. Die Partei macht sich von selbst, und wird ohne sein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbeilockt, denen es gar wohl behagt, sich von seinen Strahlen vergolden zu lassen, und, indem sie sich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeschleppt zu werden. Je weniger diese Leute für die Sache selbst thun können, je mehr Bewegungen geben sie sich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beiwerken und zu dem Mechanischen der Ausführung etwas beizutragen. Den Taft zu einer aërostatischen Kugel eingekauft, den Oberbefehls-

haber bei Erbauung einer Estrade vorgestellt, oder einen Arm voll Stroh auf die Glutpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das Unschuldigste, was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daß alle das Geklatsch, Cabaliren, Verhetzen und Hin- und Hertragen dessen was dieser oder jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Mißverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde, oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, bloß dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partei sieht, hat es in den mancherlei Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muß. Je größer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er seyn, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bei einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteien in der Hauptsache bisher am meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben,

auf die überzeugendste Art entschieden worden zu seyn. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beinahe eiförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel, von sehr zierlicher Form, mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bei einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Zuschauern beider Parteien angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voransteigen sollte, in die Höhe zu lassen. Das Publicum (sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften) verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe die Bahn zu brechen. Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf, und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der jüngere, ungeduldig ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumphwagen für sie werden sollte; und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bei einer durch mancherlei Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille, mit einer Unerschrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Contrast machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren mußte, dessen bloße Möglichkeit zu behaupten vor sechs Monaten noch etwas Lächerliches gewesen wäre, und das man

auch jetzt, da man es sah, kaum seinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatschen, Zujauchzen und Glückwünschen wurde nun allgemein; und man bemerkte als etwas Außerordentliches, daß sogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabei zu Muthe war, wollen wir von ihm selbst hören; denn es ist keiner seiner schlechtesten Vorzüge, daß er auch sehr gut schreibt. — „Niemals (sagt er in der Rede, womit er seine Wintervorlesungen über die Physik eröffnete) wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich seyn, der sich meiner ganzen Existenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abscheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich alles beantwortete, indem ich mich über alles erhob. Dieser moralischen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majestätischen Schauspiels, das sich uns darstellte. Auf welche Seite wir herabschauten, war nichts als Kopf an Kopf; über uns ein Himmel ohne Wolke; in der Ferne die reizendste Aussicht von der Welt. O mein Freund, sagte ich zu Herrn Robert, wie glücklich sind wir! Ich weiß nicht, in welcher Disposition wir die Erde zurücklassen: aber wie sehr ist der Himmel auf unsrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unsern Verkleinern hier haben und ihm sagen: da, sieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wissenschaften aufhält!“ —

Zufolge einer Abrede, die sie mit ihren stationenweise zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten, hör-

ten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direction des Windes) so ein, daß sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuß hörten, der das Signal war, daß sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seyen. — „Wir freuten uns daß wir ihnen entwischt waren, sagt Herr Charles. Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren: so überließen wir uns völliger den mannichfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbeilaufen sahen. Wir hörten ihr Freudengeschrei, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit Einem Worte, den Allarm der Bewunderung. Wir riefen Vive le Roi! und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: lieben Herren, fürchten Sie sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bei! — Ich war von dieser wahren und herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenenmalen ließen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen, die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seyen, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen Lebt wohl, und stiegen wieder höher u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweite Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn

hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitzjames und Herr Farrer, ein Engländer, bei dessen Jagdhaus sie sich eben zufälligerweise befanden, in vollem Gallop herangesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aërostatischen Wagen aufsetzte, unterschreiben; und der heldenmüthige Philosoph erhob sich ein Viertel nach vier Uhr nochmals, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daß er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1524 Klafter ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde $7\frac{1}{2}$ Grad über dem Gefrierpunkt stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daß Herr Charles binnen zehn Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte, und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen, bewogen ihn nach fünfunddreißig Minuten bei La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herabzusteigen, und mit Herrn Farrer, der ihn dort einholte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pinau de la Forest, königlicher Procurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon, in einem, noch am selbigen Abend an den Redacteur des Journal von Paris abgelassenen Schreiben, mit einem Vergnügen, das bei einem Astronomen, der die Bahn des neuentdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter

seyn kann. Ich gestehe, daß ich kein Augenzeuge zu seyn brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloße Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst (der erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah), nach allerlei fruchtlosen Versuchen, gänzlich aufgegeben hatte — zwei neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen, bei einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmal einfällt daß sie ihr Leben dabei wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so großes, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel, muß in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des Herzens zugleich spielen macht, und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammenschmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bei dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um alles dieß so gut zu fühlen als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daß ich ein Schauspiel, das für mich, und (wie mich däucht) für jeden Menschen der etwas

mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dieß alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imagination nichts zu vergrößern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das Größte, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wasserschifffahrt hervorgebracht haben: sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigstens, der beide als bloßer Naturmensch betrachtet; und es gibt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrößert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch, und an der größten That, die ein Mensch thun, oder dem Erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabei benimmt, für uns das Wichtigste ist: so ist auch in der Begebenheit vom ersten December nichts schöner, als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabei vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großsprecher seyn, und bedarf es auch nicht zu seyn. Auch ist (für ein lautres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Philosophen dem auch Pindars Grazien hold sind, und dem es natürlich ist sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrenen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beinahe zweistündigen Luft-

fahrt mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bei Nesle anlandete, ließ er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbeirufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres, mit dem Herzog von Fitz=James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das Nämliche versucht hatten, waren diese die einzigen die ihnen nachkamen; die andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten, oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. Aber das ist noch nicht alles, Monseigneur, setzte er lächelnd hinzu; ich bin im Begriffe wieder abzugehen. — „Wie? wieder abzugehen?“ — Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wann wollen Sie daß ich wieder da sey? — „In einer halben Stunde.“ — Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen. Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte, verlangte etwas Erde die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich ohne weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen ließen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten (sagt Herr

Charles) war ich über 1500 Klaftern hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden, und sah die Natur nur noch in ihren großen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwärts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen was geschehen würde. Der Globus, der bei meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oeffnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwei Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus, und wurde sichtbar, wie ein warmer Dunst der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Phänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt; in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 5 Grad unter ihm gefallen. Man begreift, daß die eingeschlossene brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äußern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen: so mußte sie nothwendig in größerer Menge herausbringen, als die bloße größere Subtilität der äußern Luft durch ihren mindern Druck zuwege

gebracht hätte. Was mich betrifft, so ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Frost des Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, so zu sagen, leben (je m'écoutais vivre) und ich kann versichern, daß ich im ersten Augenblicke bei diesem plötzlichen Uebergang zu einem so viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts Unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll, 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der Französischen Akademie der Wissenschaften, deren Correspondent er ist, mitgetheilten Ausrechnung, befand Herr Charles sich damals in einer Höhe von wenigstens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte so stark auf seine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte sie auch nicht mehr nöthig; denn, anstatt höher zu steigen, hatte die Maschine nur bloß eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf (sind seine eignen Worte), und überließ mich dem Schauspiele, welches mir die Unermeßlichkeit des Horizonts darstellte. Bei meiner Abreise von der Wiese war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging sie für mich allein wieder auf, und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Gesichtskreise, und ich sah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verschwand auch die Sonne selber, und ich hatte das Vergnügen sie zweimal in Einem Tage untergehn zu sehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünste, die aus den Thälern

und Flüssen emporstiegen. Die Wolken schienen aus der Erde herauszudampfen, und, mit Beibehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt, sich über einander herzuwälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bei dem wenigen durch die Atmosphäre zerstreuten Lichte nicht anders seyn konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bei seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweimal umlegte, und von wahren Luftströmen wieder zurück getrieben wurde. Zu verschiednenmalen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war: daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten; und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daß es möglich seyn könnte, die Richtung der aërostatischen Maschine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz außerordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung ebensowohl der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äußern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloßem Haupt. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes, und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In kurzem zeigte mir der beinahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel.

Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anlanden bequem schien. In einer Entfernung von zwanzig bis dreissig Klaftern warf ich eilends noch zwei bis drei Pfund Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen, und ließ sich sodann ganz sanft auf dem nämlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt: weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde, so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wohl drei Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Combinationen unsrer aërostatischen Maschine, daß ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkür stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich bloß, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am ersten December zu Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosphärischen am Gewichte wie 1 zu $5^1/_2$. — Dieses Verhältniß bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten: und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Combinationen,

die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet, so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem ersten auch wohl glauben, daß er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bei seinem zweiten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich eben so gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieß findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der Montgolfierischen Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Philosophen, Herrn von Saussüres, beweisen, so weit entfernt specifisch leichter zu seyn als die atmosphärische Luft, daß er vielmehr bei gleicher Temperatur um ein Beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist bloß das Feuer, das diesen Rauch in die möglichste Verdünnung setzt. Da er aber, sobald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde: so muß er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die mit Hülfe des Stoßes der Flamme und des Zugs der äußern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber seyn müsse, dreihundert Klafter hoch in freier Luft, in einer aus lauter sehr leicht feuerfangenden Materien zusammengepappten Maschine, ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sey, nie über den Grad von Hitze und Aus-

dehnung, den sie ertragen kann, hinauszukommen; und wie leicht also die Maschine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreise, bei einer so unsichern Verfahrungsart beschädigt werden, oder auch (besonders wenn sie sehr groß ist, und eine Last von vielen Centnern mit sich schleppen soll, folglich desto stärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: alles dieß fällt einem jeden von selbst in die Augen; und es würde, ohne die moralischen Ursachen welche dabei im Spiele sind, unbegreiflich seyn, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21sten November und ersten December, noch eigensinnig genug seyn könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen, um gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des letztern hingegen, und die Art wie er sie behandelt, ist eben so einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniß der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen, und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher mußte sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosphärischen Luft abnahm, und der im Ball eingeschlossene Gas in Aeußerung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer

gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äußern Luft sich wieder beinahe im Gleichgewichte befand. Ich sage beinahe: weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederholte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas: einmal, weil der Ueberzug von Taft, ungeachtet des elastischen Harzes womit er gummirt ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äußerst flüchtigen Wesens zu verhindern; und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daß er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen seyn kann) scheint die einzige, oder doch die größte Gefahr zu seyn, der diese Art in der Luft zu reisen ausgesetzt ist. Aber eben deßwegen hatte man sie vorhergesehen, und, außer der Oeffnung des sogenannten Appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird), die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmal herauslassen konnte, daß keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifischer Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden

wieder um ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederholte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin alles nach Maß, Zahl und Gewichte bestimmen lehren; genug, daß Herr Charles, schon bei seinem zweiten Experimente im Großen, durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern, und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herabzuschweben.

Uebrigens bleibt es unläugbar, daß dieser doppelte Verlust an der Materie, die das Primum Mobile der Aëronautik ist, ein großes Gebrechen und wichtig genug ist, daß man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatirten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man sie (wie einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefäße auffasse — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Ueberzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle, vielleicht in kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so größeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aërostatischen Maschine, da er sich, in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens, bereits durch Bekanntmachung einer äußerst wohlfeilen Art von brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aëronautik verdient gemacht hat. Die Operation geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne

äußerst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht, und in einem in Dunst aufgelösten Steinöle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nämlich die Naphtha mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) eben so brennbar als der eigentliche Gas: wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosphärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muß man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Wasser gehen lassen; als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von seinem Auflöser frei macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergehen kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so große Menge brennbaren Gases, als man jemals nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden; und nach den Aeußerungen des Herrn Lapostolle zu schließen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzug nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aërostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen

Ruhm vorzüglich dabei interessirt ist, das Meiste zu erwarten. Inzwischen hat ein gewisser Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufactur mineralischer Säuren, schon zu Anfange dieses Jahres drei Versuche bekannt gemacht, die er zu besagtem Zwecke mit gewissen elastischen Flügeln von seiner Erfindung angestellt zu haben versichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat das Publicum in den Stand zu setzen, sich von der Beschaffenheit dieser elastischen Flügel einen deutlichen Begriff zu machen: so wird man den Bericht erwarten müssen, den er von dem Erfolge seines Vorhabens, eben diese Versuche an einer großen aërostatischen Maschine zu machen, mitzutheilen versprochen hat.

V.

Das Schicksal des ungeheuern Lyoner Luftschiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige andere im Triumph nach Paris führen sollte, ist nunmehr auf eine Art entschieden, die uns von der philosophischen Voraussehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die größte Meinung gibt. Es ist bisher immer das Unglück dieser Partei gewesen, große Erwartungen zu erwecken, und weniger zu leisten als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen sich alsdann mit der Versicherung, sie hätten nicht mehr leisten wollen: aber diesesmal haben sie sich diese Ausflucht selbst versperrt. Sie haben das, was sie leisten wollten, nicht bewerkstelliget; und es wird schwer seyn, sie von dem Vorwurfe, übel combinirt zu haben, freizusprechen.

Die neue Maschine wurde mit großem Prunk als das superbeste Luftschiff, das jemals gesehen worden, angekündigt,

Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser, und enthielt 545,000 Kubikfuß. Hundert und funfzig Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam, dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren, den Namen le Flesselles, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2 Januar heißt) war von den Subscribenten zum Capitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdieß noch 140 bis 150 Centner Waaren mit einnehmen, um diese Lustfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobject zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10 Januar festgesetzt, und, als dieser kam, auf den 15 verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich größer; und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen, als — diejenige, in welche die große Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen angeschafft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hafen Slawkenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre? Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Cameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16 Januar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe. „Man sagt uns (spricht er), die Maschine werde, wenn der Wind gut sey, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als

80 Meilen (gemeine Französische nämlich) Entfernung beträgt. Rechnet man, daß die Maschine in einer Stunde fünf zurück lege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dieß, daß sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll, und der Rauch seine größte specifische Leichtigkeit nur durch die größte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groß gewesen seyn soll, daß der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen) so ist nothwendig zu besorgen, daß bei dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten: so kann ich nichts andres voraussehen, als daß er sich gar bald verdicken und bei Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandeln wird."

In Gemäßheit dieses Räsonnements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bei dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „daß die Lyoner Maschine, weit entfernt sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stunden darin ausdauern werde; vorausgesetzt, daß man die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäßig auch die ausgebotne Wette war, so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden großen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daß sich in ganz Paris niemand fand, der 25 Louis an eine Wette wagen wollte, gegen welche die Herren Mont=

golfier und Pilatre nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15 Januar: aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16 aufgeschoben. Man begnügte sich den Ball anzufüllen, und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles was er davon sagt, ist: „die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Object vorzustellen." Indessen hatten die Zuschauer dießmal keine Schuld daran daß die Sache nicht vor sich ging: denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (immense) war, so lief doch alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23 Januar folgende Hiobspost anlangte.

Lyon, den 17 Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aërostatische Maschine sehr durchnäßt war: so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genießen, und die Zurüstung dazu war superb; als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine große Consternation hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig den Schaden wieder auszubessern: aber es ist wenig Hoffnung da, daß man von der aërostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde."

Das klingt nun freilich gar trostlos! Aber so schreibt man auch nur in der Niedergeschlagenheit des ersten Augenblicks der getäuschten Hoffnung. Die Herren Unternehmer ließen den Muth nicht so schnell sinken; und die gute Fassung, worin sie sich erhielten, richtete auch bald wieder die Subscribenten und das Publicum auf. Man sehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geschmeidigkeit des Französischen Geistes zu nehmen wußte, um die Sache in das mildeste Licht zu stellen, und einen Vorfall, der gestalten Umständen nach äußerst niederschlagend war, in einen Anlaß — wo nicht zu einem Triumphe, doch wenigstens zu einer Ovation zu verwandeln.

Lyon, den 19 Januar 1784.

„Die aërostatische Maschine von 100 Fuß Durchmesser, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Frost, Regen und Schnee, und selbst durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, sehr fatigirt war, ist mit unbeschreiblichem Eifer wieder hergestellt worden. Alles hat sich demnach diesen Morgen zu einem großen Experiment angeschickt. Die Maschine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete daß die Abreise vor sich gehen sollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art ein: daß die Anzahl der Herren, welche mitreisen wollten, viel zu beträchtlich sey, und daß nicht mehr als drei zugleich abgehen könnten. Da aber diese Liebhaber, animés de la même ardeur, sehr lebhaft auf ihrem Vorsatz bestanden, und keiner von seinem Posten weichen wollte, so vereinigten sie sich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu lassen. Dieser that den Ausspruch: „daß es unendlich besser sey, alle die illüstern Voyageurs,

welche sich angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reise aufopferte." Dieser Entscheidung zufolge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maschine erhob sich 500 Klaftern hoch, und ließ sich wieder gar sanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufsteigens entfernten Wiese nieder. Alles ging ohne den geringsten unangenehmen Zufall vorbei. „Le spectacle était superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille ames réunies." Die auf der Galerie befindlichen Personen waren: Herr Montgolfier der ältere; Herr Pilatre de Rozier; der Prinz Karl, ältester Sohn des Fürsten von Ligne; der Herr Graf von la Porte d'Anglefort, Oberstlieutenant von der Infanterie und Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Dampiere, Officier von der Französischen Garde; und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleißiger Mitarbeiter."

Und so lief denn die große aërostatische Reise von Lyon nach Paris, in dem ungeheuern Luftschiffe der Flessellés, darauf hinaus: daß sechs illüstre Personen und ein Coopérateur très zélé sich 500 Klafter hoch schaukeln ließen, um so bald als möglich in einer benachbarten Wiese wieder herabzusteigen, und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenlust zu machen! — Und das große Experiment, wozu so große Anstalten gemacht, und wovon eine so große Erwartung erweckt worden war, bestand in nicht mehr noch weniger, als daß die Herren Unternehmer den 16 Januar 1784 mit einer Maschine von 100 Fuß Durchmesser, proportion gardée, das Nämliche leisteten, was sie den 21 November 1783 mit einer Maschine von 60 Fuß geleistet hatten! — Freilich machte es ein superbes Schauspiel, und es ist allerdings keine Kleinigkeit, hunderttausend Seelen auf einmal Freude zu machen;

aber, alles unparteiisch überlegt, kann man sich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und seinen Freund Pilatre zu beklagen: daß sie sich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erste Luftreise von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Flesselles, „daß an der Befriedigung der vier hochgebornen Herren, welche zu Hause hätten bleiben müssen, unendlich mehr gelegen sey," aufzuopfern.

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraschte, einige Neugierde zeigte, zu wissen, womit ich eben beschäftigt wäre. Ich las ihm die ganze Facti Speciem vor. Er fand die Geschichte deliciös (denn ich muß nicht vergessen zu sagen, daß er wenigstens ein eben so warmer Verehrer der Französischen Nation und Sprache ist als ich), aber, wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, schüttelte er den Kopf, und meinte: daß ich dieß auf eine andre Gelegenheit für sie aufsparen könnte. Wenn es wahr ist, sagte er, daß die Herren sich noch nicht geben, sondern die Reise, die ihnen mit der Rauchmaschine von 100 Fuß so übel gelungen ist, nun in einer neuen von 70 probiren wollen: so besorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigensinn dieser wackern Männer zu beklagen, welche sich's nun einmal (wie es scheint) in den Kopf gesetzt haben, neben ihrer Glutpfanne entweder zu siegen oder zu sterben. Aber dermalen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umsonst aus. In gutem Ernste, lieber Herr, sehen Sie denn nicht, daß das alles eine prämeditirte Sache war, und daß der Herr Capitän sich darauf verließ, daß Herr Flesselles den Ausspruch thun würde, den er that? Oder konnte dieser

etwa, so wie die Umstände (Dank sey es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entscheiden? — Ueberlesen Sie die Facti Speciem nur noch einmal — mit einiger Vorsichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unsre lieben Westfranken so große Meister sind, wenn es darauf ankommt die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele ist, zu verheimlichen. Natürlicher Weise muß man den besagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16 Januar ihnen die Augen genugsam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die versprochne Luftreise nach Paris mittelst ihrer ungeheuern Maschine zu bewerkstelligen. Aber noch natürlicher war es, daß sie sich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen dasselbe auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maschine ein bloßer unglücklicher Zufall gewesen sey, der sie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, sobald die Maschine wieder ausgebessert seyn werde, ins Werk zu setzen. Man braucht nur den Umstand, daß diese Ausbesserung avec un zèle et une promptitude inconcevable in so kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Consternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, gesetzt worden war, um zu begreifen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an sich fehlen ließen, den Glauben der bestürzten Menge zu stärken und den gesunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg setzt dieß außer allem Zweifel. Am 19 war die Maschine wieder hergestellt, und das Publicum, vermöge der gemachten Anstalten, wieder in allgemeiner Erwartung daß die Reise vor sich gehen werde. Der Prinz von Ligne und seine drei edeln Freunde, welche von der Partie seyn sollten, fanden sich richtig ein, und bestiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes, ein Aben=

teuer zu bestehen, das für junge Kriegsmänner von einer Nation und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitän des Luftschiffes, ließ sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst, nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf, und declarirte, „d'une manière très pressante:" daß sein Schiff (das nämliche welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journal von Paris wenigstens dreißig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drei einzunehmen im Stande sey. Vier mußten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre, als Capitän, unentbehrlich; und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daß er einem andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich selbst freiwillig aufgeopfert, so blieben (wenn man auch den Coopérateur zélé zurück lassen wollte) immer noch zwei von den vier Herren übrig, welche wieder hätten aussteigen müssen. Natürlicher Weise konnte keiner von ihnen so gefällig seyn, dem andern seinen Platz bei einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des größten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas Schielendes haben, und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweideutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Flesselles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung, als diejenige, die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier illustres voyageurs, noch an dem Herrn Ju-

tendanten. Aber (fuhr mein Freund fort) Sie werden sagen: wie konnte es Herr Pilatre anders machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich gewesen wäre die sieben Personen nur bis nach Ville-Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen mußte? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte, und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn nun, die Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatigirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müßte sehr eingenommen seyn um nicht zu sehen — — Ja, ja, fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, das müßte man auch seyn, um nicht zu sehen, daß man einem Philosophen, zumal dem Vorsteher eines Museums zu Paris, eben so wenig zumuthen kann sein System Lügen zu strafen, als einem Officier seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen sich am 17 Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen.

VI.

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so

hohen Grade, daß sie beinahe alle andern Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängte. Weder der Meßmerische Magnetismus, noch der Wundermann Plethon mit seiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde heraus zu fühlen, konnten es gegen die aërostatischen Kugeln aushalten; sogar Figaro verlor das unsägliche Interesse, das er den Parisern einzuflößen gewußt hatte. Die neu erfundene Kunst, die Luft schiffbar zu machen, und die neuen Versuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man sich des Beitrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu versichern suchte, waren der Gegenstand aller Gespräche; und während die Naturforscher sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machten, die Aëronautik zu einer immer größern Vollkommenheit zu erheben, diente sie den müßigen und begüterten Classen zu einer Art von Zeitvertreib, der außer dem Reize des Neuen und Wunderbaren noch den besondern Vorzug hatte, daß er manchem dunklen Erdensohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit seinem Daseyn und Namen bekannt zu machen, und entweder seine Kenntnisse, oder doch wenigstens den heroischen Muth, womit er sein Leben an diese kleine Befriedigung seiner Eitelkeit setzte, vor den Augen seiner Nation zur Schau auszustellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom ersten December 1783 bis zum 19 September 1784 vierundzwanzig öffentliche aëronautische Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfierischen Verfahrungsart, theils mittelst der brennbaren Luft angestellt wurden.

Der schlechte Erfolg der großen Lyoner Montgolfiere von 100 Fuß Durchmesser verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuschrecken, nicht nur den Eifer der

Gebrüder Robert, sondern erweckte noch beiden Parteien an dem auch in Deutschland durch seine diesseits des Rheins angestellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieser empirische Mechaniker, der mit einem erfinderischen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung seiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erscheinung des ersten Aërostats viele Zeit, Mühe und Kosten auf Erfindung einer Art mechanischer Flügel gewandt, womit er, wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus, sich in die Luft erheben, und dieses seitdem noch von keinem Sterblichen usurpirte Element nach beliebiger Richtung durchschneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der großen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publicum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beschäftigt, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich seiner Unternehmung von allen Seiten entgegen thürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am ersten December 1783 unternommenen Luftreise ihm auf einmal einen Weg zeigte, seine, wie er nun selbst einzusehen anfing, durch bloß mechanische Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derselben mit physischen auf eine Art ins Werk zu setzen, wodurch er die Ehre der Erfindung, wenigstens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht das Publicum sogleich von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts Geringeres ging, „als an der Luft, die sich bisher so spröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollständige Rache zu nehmen, und, wenn er sich nun einmal mit Hülfe des Ballons in die Atmosphäre erhoben habe, nun auch seinerseits den Meister über sie zu spielen, und die Kunst dieser

wunderbaren Schifffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen.“

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2 März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damals niemand kannte, und der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der Französischen Republik in Italien seiner damaligen Etourderie Ehre macht) mit bloßem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam, und, ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf bestand die Reise mitzumachen. Unglücklicherweise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard demungeachtet, um die Erwartung des Publicums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft: da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen; so mußte er für dießmal zufrieden seyn, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosphäre zu erhalten, und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daß er, auch ohne seine Flügel, durch den bloßen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäßigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend ge-

wesen sey, was von seinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem sich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nämlichen Luftballon, den 23 Mai Abends um 7 Uhr, von Rouen aus, seine zweite Luftreise. Es fehlte ihm nicht an Zuschauern: aber niemand wollte bemerkt haben, daß er die Evolutionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht, oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe; wiewohl dießmal sein ganzer Apparat in bestem Stande und kein junger Bonaparte da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indessen fehlte es dem Luftschiffer doch nicht an Ausreden; denn dießmal waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen so brutal, und das Steuerruder aus Eilfertigkeit so schlecht gemacht, daß es 15 Minuten nach dem Aufsteigen schon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte sich also abermals zu zeigen, daß er mit Hülfe seiner Flügel nach Gefallen auf und niedersteigen könne.

Selbst wenig mit diesem zweiten Versuch zufrieden, machte er den 18 Julius in Gesellschaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreise, welche er in einem an den Redacteur des Journal de Paris eingeschickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit sich selbst ausführlich beschreibt. Das Auffallendste dabei ist die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, womit er in einem Elemente, dessen Uebermacht er, aller seiner Bravaden ungeachtet, auch bei dieser Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, eben so gelassen und furchtlos arbeitete, als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohlbekannten Meere. Er versichert, auch auf dieser Reise nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben, und durch die bloße Art, wie er seine vier Flügel gedreht und in Bewegung ge-

setzt, nach Belieben auf und nieder gestiegen zu seyn. Da er indessen doch selbst gesteht, daß er eine willkürlich genommene Richtung nur so lange habe halten können als der Wind es ihm gestattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniß daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puisanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land stieg, das Ziel gewesen wäre, nach welchem er gleich anfangs seinen Lauf gesteuert hätte: so scheint die Aëronautik auch durch diese dritte Reise des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der mißlungenen Luftreise von Lyon nach Paris ein neues Project entworfen, wodurch er alles, was mit dem Luftballon bisher geleistet worden war, auszulöschen hoffte. Er wollte mit einem Palast von 160 Fuß in der Breite, der ein prächtige Feuerwerk mit farbigen Transparents darstellen sollte, bei Nacht in die Höhe steigen, und, nachdem dieses Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages sich in seinem Palast wieder in die Luft erheben, sich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in der Atmosphäre aufhalten, in dieser Zeit wenigstens 150 Meilen durchlaufen, und sodann wieder herabsteigen, um bei seiner dritten Auffahrt nach England überzuschiffen. Er glaubte alle zu einem so großen Abenteuer erforderlichen physischen Mittel so wohl gewählt und combinirt zu haben, daß er an dem Erfolg nicht zweifelte: indessen kam das Project ohne seine Schuld nicht zur Ausführung, und er mußte sich begnügen, am 23 Junius zur Belustigung des Hofes in einer ungeheuern Montgolfiere, die der Königin zu Ehren den Namen Marie Antoinette bekam, in Gesellschaft des Professors der Chymie Prouts eine Luftspazierfahrt von Versailles nach Chantilly zu machen; woselbst sie sich,

nachdem sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrigen Zufälle, wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19 September aus dem Garten der Tuileries erhoben, und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 Französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Chistelles=Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bei diesem wiederholten Versuch eines mit brennbarer Luft angefüllten Aërostats von cylindrischer Form, 32 Fuß im Durchmesser, 52 Fuß lang, und in zwei Halbkugeln von 26 Fuß im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen „Mémoire sur les expériences aérostatiques par Messieurs Robert, frères," über diese Reise abgestattet haben, enthält viel Merkwürdiges, und scheint zum Behuf des großen Problems, dessen Auflösung die Aëronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird (nämlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegensetzen, nach jeder beliebigen Richtung vertical und horizontal zu regieren) einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert zu haben.

Bei allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowohl die möglichste Vervollkommnung der Aërostaten, als die übrigen Bedingungen, unter

welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Combinationen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, sobald die Versuche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daß die Sache etwas mehr als Lufttänzerei und Augenweide für die müßigen Pariser sey, einsehen mußte, daß es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sey, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit aufs ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sey, aufs genaueste zu untersuchen, und, da die bloße Empirie hier noch weniger als bei irgend einer andern Kunst zureichte, hauptsächlich den theoretischen Theil der Aëronautik so zu bearbeiten, daß der praktische den möglichsten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren und Nützlichkeit in der Anwendung, sowohl zum Behuf der Wissenschaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens, erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meunier der Akademie am 13 November 1784 darüber erstattete, gab die beste Hoffnung, daß auch die horizontale Direction, das Einzige, aber auch das Wichtigste, was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeschlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daß mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sich solchergestalt beschäftigten, die Theorie der neuen Kunst zur Vollkommenheit zu fördern, machte der

genialische Luftschiffer Blanchard Anstalt, seine vierte Reise zur Belustigung der Engländer auf Englischem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16 October 10 Minuten nach Mittag, von Chelsea aus, glücklich von Statten. Herr Blanchard stieg in Gesellschaft eines Herrn Sheldon auf, setzte seinen Gefährten um halb 1 Uhr zu Sunbury, vierzehn Englische Meilen von London, wieder ab, erhob sich dann von neuem allein, und kam, nachdem er über drei Stunden in der Luft, und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf, bald über den Wolken herumgeschwebt hatte, um halb fünf Uhr zu Rumsey, 78 Englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läßt sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daß er, seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (moulinet) ungeachtet, sich noch nicht rühmen konnte, das widerspänstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese Zeit entsagt, und dafür die klügere Partei ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aërostatische Maschine mit Hülfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen konnte. Gewiß ist, daß von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wußte, als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu seyn, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft

über den Canal La Manche zu setzen, und seinem enthusiastischen Nebenbuhler um diese Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koste was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht sagt König Salomon, oder der weise Mann, der sich den Namen dieses berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt alles an der Zeit und am Glück." Herr Pilatre hatte schon seit geraumer Zeit zu Boulogne Anstalten gemacht, in einer Montgolfiere nach England überzuschiffen: aber ohne seine Schuld warf sich ihm ein Hinderniß nach dem andern in den Weg; und so mußte er den Schmerz erleben, daß ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der erste, der dieß große Abenteuer bestanden, gewesen zu seyn, vor dem Munde weghaschte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7 Januar 1785 glücklich zu Stande, und flog in seinem Luftschiffe mit günstigem Winde binnen zwei Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, seiner Sache so gewiß und so wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte große Wagestück unternahm, den guten Verstand, einzusehen, daß es im Grunde für ihn ziemlich einerlei sey, ob Wasser oder festes Land unter ihm liege, d. i. ob er, im unglücklichen Falle, ertrinke oder zerschmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuschauern, die dieses nie gesehene Wunder aus England und Frankreich herbeigezogen hatte, und welche die Sache bloß nach dem sinnlichen Eindrucke, den sie dabei erfuhren, beurtheilten, war der Unterschied sehr groß. Daher die unsägliche Schwärmerei, womit dieser heroischen That diesseits und jenseits des Canals zugejubelt wurde, der Triumph, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abentenrer einholte, und das Patent des Bürgerrechts dieser berühmten Stadt, das ihm, nach einem prächtigen Gastmahl

auf dem Rathhause, von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das mußte der unglückliche Pilatre de Rozier mit ansehen, ohne daß ihm etwas andres übrig blieb, als dem Publicum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daß die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchards Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervorwachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegeneilte, zu entfernen suchte. Schon am 27 Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz Boulogne mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht statt haben. Man setzte sie auf den 30sten an, und sie wurde abermals zu Wasser. Aber Herr Pilatre de Rozier ließ sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daß er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12 März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14 Junius, da Herr Pilatre sich abermals entschloß

seinen Ballon füllen zu lassen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüstungen nahmen aber mehr Zeit weg als er sich vorgestellt; es fand sich, daß der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden mußten; es fehlte bald an diesem, bald an jenem, und am 15ten Vormittags um 10 Uhr war der Ball erst zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte sich inzwischen, und wurde nicht eher als bis in der Nacht günstig. Nun ließ Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er sich, da der Wind am 16ten Morgens um 4 Uhr abermals umzusetzen drohte, durch drei kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiser steigen ließ, des günstigen Moments endlich versichert zu haben glaubte, bestieg er um 7 Minuten mit einem jungen Kunstverwandten, Namens Romain, die Galerie der Montgolfiere, und die Maschine erhob sich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuß. Freude und Sicherheit (sagt der Herr Marquis de la Maisonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) malte sich auf dem Gesichte der beiden Luftfahrer, während eine düstre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die sämmtlichen Zuschauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauspiels gefühllos zu machen schien. In der vorbesagten Höhe schien ein Südostwind die Maschine zu treiben, und sie befand sich in kurzem über dem Meere. Jetzt wurde sie drei Minuten lang von verschiedenen Luftströmen hin und her bewegt, bis endlich der Südostwind die Oberhand behielt, und die Montgolfiere nach der Französischen Küste zurücktrieb. Was die Zuschauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgendermaßen erzählt. „Nachdem der Ballon sehr hoch gestiegen war, sank er wieder langsam und

nach und nach 3 bis 4 Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein wenig Rauch, und fast im nämlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der Calotte des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Secunden, und nun fiel die Montgolfiere und die Galerie anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Galerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde, und wurden aufs gräßlichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach zehn Minuten."

Daß diese melancholische Katastrophe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bei einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freie Beobachtung kaum möglich ist, niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteigeist ein wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten, war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daß die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt herausströmende brennbare Luft von dem in der Montgolfiere unterhaltenen Feuer entzündet worden seyn mußte. Uebrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrirten

Zustand des Luftballons schiebt, gern so viel zugestehen, daß es wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen so übel zugerichtet gewesen wäre, daß es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier sein und seines Freundes Leben einer so unzuverlässigen Maschine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von diesem traurigen Falle wegwendet, um sie wieder auf die verschiedenen neuen Luftreisen zu heften, welche Herr Blanchard, nach seinem ersten Flug über den Canal, theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre, immer mit dem glücklichsten Erfolg anstellte: so kann man nicht umhin sich selbst zu gestehen, daß er seine vielfältigen Triumphe weder dem blinden Glücke, noch allein seinem sonderbaren Talent und einer seltnen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, sondern unstreitig auch seiner Art zu verfahren, und verschiedenen Vorrichtungen und mechanischen Hülfsmitteln von seiner Erfindung zu danken hat; und daß sein unglücklicher Nebenbuhler wahrscheinlich noch leben würde, wenn er, anstatt mit eigensinniger Beharrlichkeit seiner einmal erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den unläugbaren Vorzug einer ungleich größern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geschätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publicum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunst auf einmal zu hemmen, und sie bei einem Volke, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, um allen Credit zu

bringen brachte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der große Haufen wird immer bloß vom Strome des Augenblicks fortgerissen: und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daß ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint; so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmal zu Boden zu werfen, und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich (sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des Journal de Paris von 1785) des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfeld erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. – In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Charakter ankündenden Bildung dar, der von allen, die ihn kannten, geliebt wurde, und allem Ansehen nach nichts als Ursachen sein Leben zu lieben haben konnte, und erbietet sich einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herabgestiegen war, fehlte wenig daß man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmal wiederholt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem

Kinderspiele, wozu man nicht einmal Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuert, hört man überall sagen, es wäre am besten, diese Versuche, die für den ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daß unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muß so groß nicht seyn, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend Opfer kostet die Schifffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schifffahrt eine nützliche Kunst. Freilich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst die aërostatische Maschine zu dirigiren gefunden seyn wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sey unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sey bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; der Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Gränzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genie's, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbeiführt, können mehr als tausend Erfahrungen werth seyn, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beim Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige philosophische Köpfe durch Vorstellungen dieser Art die Hoffnung zu nähren suchten, daß die Aëronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverlässigen Principien feststehenden Wissenschaft erhoben werden könne, beeiferten sich die Herren Alban und Vallet nebst einigen andern, durch neue aërostatische Versuche und Schauspiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor allen blieb Herr Blanchard geschäftig, die Proben seiner Kunst außerhalb Frankreichs zu vervielfältigen: aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er seine Thaten dem Publicum verkündigte, näherte sich immer mehr der Manier gewisser andrer Künstler, die ihr Wesen zur Belustigung der Zuschauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indessen fehlte wenig, daß er bei einer seiner lustigen Promenaden (wie er sie nennt) am 21sten November 1785 das Schicksal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewohl er der Sache eine für seine Eitelkeit schmeichelhaftere Wendung zu geben sucht, so scheint doch dießmal ein bloßer glücklicher Zufall sein Retter gewesen zu seyn. Er hatte sich (sagt er in einem Briefe an die Herausgeber des Journal de Paris) 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben, und, was er selbst beinahe unglaublich findet, drei Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten, worin nach der bisherigen Meinung der Naturforscher keines Menschen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. „Ensuite, (fährt er fort) ayant mis mon ballon en pièces par le pôle inférieur, je suis descendu en parachyte du haut des nuées, et mon ballon est allé se précipiter dans la mer. Mon seul but dans cette expérience était d'échapper aux dangers qui me menaçaient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnait de toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui de renverser le

toit d'une chaumière, de déraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pièces: je suis resté seul entier de mon équipage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prêt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille." — Ich gestehe, daß ich nicht Oedipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den Flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, gibt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nämlich zu Gent öffentlich: „er wäre in der größten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bei seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sey (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuß) so außerordentlich aufgeschwollen, daß er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müßte. Wiewohl er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt; er sey nämlich mit einer solchen Rapidität herabgestiegen, daß er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sey sein letztes Hülfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines Parachyte zu bedienen. So sey er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben." — Man muß gestehen, daß Herr Blanchard unter einem ungewöhn-

lichen glücklichen Zeichen geboren seyn mußte: aber noch unendlichemal erstaunlicher ist die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer so großen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Fassung gesetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle diese Operationen, die zu seiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indessen ist nicht zu läugnen, daß auch der Umstand, daß er mit seinem zerrissenen Ballon und seinem Nachen so stark auffiel, daß er das Dach einer Strohhütte einwarf, große Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büsche ausriß, und doch trotz allem diesem entsetzlichen Fracas an seinem eignen Leibe nicht einmal eine Beule davontrug — eine Sache ist, die man nicht alle Tage sieht, und die ihm selbst, bei einer Wiederholung dieses sonderbaren Experiments, schwerlich wieder so gut gelingen würde.

Zusatz.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferei kamen bereits im Jahre 1786 unvermerkt aus der Mode; die Pariser hatten sich lange genug damit amusirt; andere Zeitvertreibe, die Folle Journée, die Folie par amour und eine Menge anderer Folies traten an ihren Platz; im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammenhangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung, und die Beschwerden über alte Mißbräuche, welche, gleich unheilbaren Schäden, am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchten Palliative und empirischen Curen nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf, und wurde durch die Maßregeln selbst, die der gefürchteten Katastrophe vorbeugen sollten, in die Revolution, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hineingestoßen. Die nothwendigen und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse: und so war nichts natürlicher, als daß in den ersten fünf Jahren der Revolution von der Aëronautik

im Publicum eben so wenig mehr die Rede war, als von der Kunst auf dem Wasser zu gehen, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flammänder, Namens van Rudder, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billets zu drei Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach, und sie auch am 4ten December 1785, wiewohl auf eine so mühsame und plumpe Art, bewerkstelligte, daß niemand Lust hatte eine Wiederholung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewohl nun über jenen großen Nationalangelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben, und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu seyn: als Europa auf einmal durch den nützlichen und in mehr als Einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen Französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aërostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die Französische Republik (sagt Herr Doctor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796) hat jetzt eine zweifache Marine: eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftschiffe (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften). Die bei der Sambre- und Maasarmee sind, le Celeste und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bei Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bei der Rhein- und Moselarmee sind der Hercules, ein ganz kugelförmiger Aërostat von 30 Schuh im Durchmesser, der größte

unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum erstenmale gebraucht wurde, und der Intrépide, der schon bei Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiffe gehört eine Anzahl sogenannter Aërostiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelst der verschiedenen Flaggen gibt, die er in der Gondel, worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieur-Officier sitzt, aufsteckt. Beide Officiers, der in der Luft, und der, welcher dem Manövre auf der Erde vorsteht, haben ein übereinstimmendes Signalbuch bei sich, worin die verschiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt sind. Um aber zu verhindern, daß der Feind diese aëronautische Chiffre nicht so leicht errathen könne, wird sie öfters abgeändert. Die größte Höhe, zu welcher ein solcher Luftball sich erhebt, ist zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemste aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieser republicanischen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenstoffe zum Ueberzug, welcher Leichtigkeit und Festigkeit im höchsten Grade in sich vereiniget, theils in dem Geheimniß einer Füllung, die eben so wohlfeil als lange dauernd ist. Nach der Versicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Hercules commandirt, würde es, um diesen Ball nach Blanchards Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hunderttausend Livres in baarem Gelde gekostet haben, da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als siebentausend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmal ganz aufzuwenden brauchte. Ueberdieß hat diese Art von Füllung noch den Vorzug, daß sie sich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne sich aufzuzehren oder dem Ueberzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annalist hinzusetzt) in Frank-

reich wirklich schon mit dem Gedanken von Luftschiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer, zu Beobachtungen, sondern, eine weit stärkere Zahl, zu Unternehmungen, tragen, und dadurch die vorerwähnten Vorschläge des Herrn Carnus wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zur Ausführung bringen sollen? was der Erfolg davon seyn werde? und ob die mit so vielem Geräusch angekündigte Landung in Irland oder Großbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieser Absicht von Brest ausgelaufenen Seeflotte so übel mißlang, einer Luftflotte vielleicht besser gelingen dürfte? — wird die Zeit lehren. Gewiß ist, daß der ausschließliche Besitz einer solchen Luftmarine die Französische Republik dem ganzen Erdboden so gefährlich machen würde, daß dieser einzige Grund die sämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit setzen müßte, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerstörung derselben zu vereinigen.

Timoklea.

Ein

Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit.

1754.

Vorbericht.

Dieses Gespräch wurde im Jahr 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin des Verfassers aufgesetzt, und erschien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum erstenmal im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, ist freilich von dem Sokrates, wie ihn der Verfasser sich jetzt vorstellt, wenigstens eben so verschieden, als auch dieser es vielleicht von dem wirklichen Sokrates ist. Da man aber für gut fand, dieses kleine Stück, seiner Mängel ungeachtet, bloß darum, weil es der erste Versuch des Verfassers in der dialogistischen Kunst war, in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, so war es zweckmäßig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen)

nichts daran zu ändern, um es Liebhabern solcher Ausmessungen leichter zu machen, die Fortschritte, die er binnen vierzig Jahren in dieser Kunst gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu bestimmen. Seit einem Paar Jahrzehnten ist der Weg freilich nach und nach gebahnter worden.

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen, welches, nach Griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmal, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavin, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck, zu einem Feste, wobei sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollt, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiß, daß der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinirten über den Kopfschmuck eben so sehr, aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte (so wie etwan ein ätherischer Geist auf die Schwachheiten der Menschen herunterlächeln würde), sagte er zu ihr: es scheint, o Timoklea, daß du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Fest der Diana Ehre zu machen, und deine Mitbürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daß du die Nymphen der Göttin selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegnen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daß du mir ganz gewiß die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiß, daß du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht; und dieser Sklavin noch viel weniger. Sage mir doch ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weißt, bei was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muß.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Maler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerin. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bei dieser Beschreibung, und antwortete mit einer etwas zerstreuten Miene: mein Vater hat oft gesagt, daß du nicht schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch sogar, wenn er mir sagt, daß ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so reizend wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gerne verunstalten.

Sey deßwegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daß ich, zur Belohnung für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lächelnden Göttin ein Gelübde ge-

than, daß du ihrer Blume bei einer so festlichen Gelegenheit eine außerordentliche Ehre erweisen wollest?

Timoklea. Wie kommst du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ja ganz natürlich, daß sie mit zu dem übrigen Kopfschmuck gehört.

Sokrates. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Timoklea. Wozu sonst?

Sokrates. Was meinst du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau sich einfallen ließe, er sey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte sich mit fremden Federn verbessern, würde er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er sie einem Sperling oder Raben entwenden?

Timoklea. Ohne Zweifel würde er sie von einem schönern nehmen.

Sokrates. Er gestünde also dadurch, daß der Vogel, mit dessen Federn er sich putzte, schöner sey als er selbst.

Timoklea. So scheint es.

Sokrates. Du hältst also ebenfalls die Rose für schöner als dich selbst, weil du glaubst, daß deine Schönheit ohne sie mangelhaft seyn würde?

Timoklea. Du hast mich erwischt, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten sollen. Ich hätte sollen sagen: die Rose steht nur da, damit die Zuschauer sie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausschlag zu meinem Vortheil geben.

Sokrates. Du bist sehr verwegen, Mädchen! Du hättest keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter streitig machen könnte. Ich will dir indessen gerne zugeben,

daß die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas Angenehmeres habe, als die Farbe der Rose: denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daß deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben: und der Beifall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und die Gemüthsverfassung des Sehers gegen dich an. Cephise wird dich gewiß nicht des zehnten Theils so schön finden, als Chärephon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumph, und fast mehr als halb mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: glaubst du nicht, daß die Rose so schön ist als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daß sie Zeuxis mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmalen könnte. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welche zarte Schattirung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiß, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen, oder in ihrer Entwicklung vom Reif versengt, oder von Raupen zerfressen: so würdest du nicht sagen können, daß dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Timoklea. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokrates. Ich will damit sagen, daß Cephise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bei der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule; wenn sie, statt einer klugen Antwort nur perlenfarbene Zähne weis't; wenn sie die Stirn in Falten ziehet, sobald sie ein anderes Mädchen loben hört; wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daß Cephise so schön sey, als sie seyn könnte.

Timoklea. Wenn Cephise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unserer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daß es mir sogar zuweilen im Traum vorkommt. „Die liebenswürdige Pasithea gefällt allen, die sie sehen; aber ein Weiser, der sie sieht, muß sie lieben. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme: ihre Empfindungen sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Gebärden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfältig und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea; beim ersten An=

blick ist man geneigt dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daß du es bist.“ Die Stelle ist lang, aber findest du nicht, Sokrates, daß sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokrates. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundin?

Timoklea. Leider, nichts von dem allem. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokrates. Das ist mir leid. Mich dünkt ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloßes Bildniß schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daß du es entweder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Timoklea. Ich meine — daß es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muß es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von welchem man nicht wohl erwarten darf, daß es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich (die blauen Augen nicht mitgerechnet.) Wenn ich mich aber deßwegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läßt, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokrates. Du glaubest also, daß du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl

als Cephise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Timoklea. Ja freilich.

Sokrates. Und zu deiner Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen und Perlenschnüre und Arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Timoklea. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst schöner zu werden lehren wolltest, welche gewiß niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerin an mir haben. Von meinen ersten Empfindungen an habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte daß man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig kennen gelehrt hat.

Sokrates. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen: du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Timoklea. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwei Stunden, bis das Opfer angehen wird; und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abholen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können!

Sokrates. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiß, daß jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platz und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein großes Vergnügen seyn, alle diese Reizungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerin derselben zu denken. Dieses Vergnügen muß in der That ungemein groß seyn; denn ich höre, daß viele

Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daß einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genießen, von welcher sie urtheilen, daß sie den Schlaf überwiege. Müßte ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süßen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieß mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Geständniß vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daß ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daß das Vergnügen, das ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Begierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, das ich genieße, wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele viel eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so große Freude als ob ich etwas sehr Kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiß, daß ich von dir lernen kann, wie man es machen muß, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daß du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deßwegen an mich wenden müßtest?

Sokrates. Diese Gesinnungen nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich nicht getäuscht, da sie mir gleich anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien: du bist es in der That würdig, weit über die gedan-

kenlosen rosenwangigen Mädchen hinweggesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daß du, auch ohne fremde Hülfe, bloß durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Alles hängt bloß davon ab, daß man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werth, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daß man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das Meiste hierbei thut ein gefühlvolles und redliches Herz; dieses kommt dem Verstand allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daß jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist: so ist kein Zweifel, daß man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zweck komme, so erlaube mir dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Timoklea. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokrates. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinn, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch

ein Gleichniß verständlicher machen: wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymphe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daß dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegenüberstehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beim Anbruch des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schließe ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiß, daß diese Farben ausfließen; da die Wolken an sich selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit dieser vielfarbigen Morgenwolken; und nun frage ich, in dem gleichen Verstande der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Timoklea Ich glaubte nicht, daß es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniß habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daß du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokrates. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrießliche Gesichtszüge, daß man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Mißgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahr in das Spielen so vernarrt worden, daß sie mit etlichen

sogenannten Freundinnen von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beim Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedeln Leidenschaften gehabt, daß ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder Eifersucht, oder lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Grazie ein Schreckbild machen. Du siehest also, daß auch die äußerliche Schönheit vielmehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Ueberlegung meint.

Timoklea. Demungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daß sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müßte denn seyn, daß ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokrates. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir in der philosophischen Sprache Halbmenschen oder Amphibia nennen; zweideutige Compositionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häßlich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen, unter den Weisen und den Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodils, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bei keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäßig beständige Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor oder einen Chamäleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferlei Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie

ausgelassen in der Stube herum. Man sollte denken, daß sie recht darauf raffinire, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süße Mienen und bezaubernde Reizungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchterliche Art zu lächeln oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Creatur in einer Laune antrifft, nachdem wird man sie häßlich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beispiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Timoklea. Ich wünschte doch, daß du deine Gedanken ein wenig genauer auseinander setztest. Denn obgleich die Seele einen großen Einfluß in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daß diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokrates. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daß sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustande befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden, das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommenen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend besteht. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einer Verderbniß her, die in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daß zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniß ist, daß, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müßte. Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame

Seele kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daß eine Lais oder andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmal viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Demungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verständniß miteinander, daß die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet, je mehr sich die Seele von der Tugend entfernet; und hingegen ordentlicherweise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluß der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von rechtswegen seyn soll, der herrschende Theil bei einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennt, nichts anders als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte, eben deßwegen weil sie unmittelbar aus der Seele fließet, weit edler ist als die erste.

Timoklea. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und größere Wirkung auf das Gemüth, als die bloße Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn; und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt irgendwo gelesen zu haben, daß die meisten Schönen unerträglich seyen; und daß hingegen viele Personen, ohne schön zu seyn, eine gewisse namenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaßt habe, wenn

ich's mir so vorstelle. Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustande der Gesundheit sich befände. Jene müßte ganz tugendhaft, dieser immer lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiß, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Classen. Bei einigen findet man bloße Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bei andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bei einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es gibt aber in dieser und den andern Classen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre noch eine vierte Classe für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammennehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sphinx, so müsse man die Schönheit nach dem vornehmsten Theil bestimmen; so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bei denen wir die Schönheit der Seele und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts Vorzügliches in ihrem Gemüth und Charakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der

seinen Namen füglich allen den jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reizungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen, könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerin fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem größten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaßt, sondern auch noch besser geordnet und gebildet; und sie haben in deinem Mund eine neue Anmuth bekommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äußerlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich ist, auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammengeleimte, veränderliche und dem Tod unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daß sie des großen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als die Dämonen über die glänzenden Sphären, die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muß auch einem

Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er dieses erhabene Gewölbe von fließendem Sapphir, diese alles umgebende zarte Luft, mit Lichtstrahlen und anmuthigen Gestalten der Dinge angefüllt, diese grün bekleidete Erde mit selbst gewachsenen Blumen gestickt, diese prächtigen und reizenden Ansichten, die so mannichfaltigen, so künstlichen und so schönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fische, Insecten und Pflanzen — wenn er von diesem allem nur einen kleinen Horizont übersieht, so muß es ihm erlaubt seyn, von so vielen Schönheiten in Erstaunung gesetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da sieht und empfindet, schließen können, es müsse die Absicht der göttlichen Kraft, die alles dieß hervorgebracht hat, gewesen seyn, etwas sehr Schönes und Bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menschen in seiner ganzen Anlage und nach allen seinen Verhältnissen betrachten, so finden wir, daß der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von seinem göttlichen Verstande und der Hoheit seiner Ideen dargestellt hat, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem allesbelebenden Geiste ein so reiches Maß zugetheilt, daß er, in einiger Aehnlichkeit mit der Gottheit selbst, denken, und eine ganze Sphäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenstände, überschauen und beherrschen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das ist, zu der größten Würde und zu der höchsten Glückseligkeit, deren ein Geschöpf fähig ist, geschaffen. In dieser besteht diese Schönheit von einem höhern Rang, welche den Menschen zu dem obersten Geschöpf, und gleichsam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Menschen, und alle Wirkungen dieser Kräfte, alle Erkenntnisse, nach welchen der Verstand strebet, alle Bemühungen des ganzen Menschen,

sollen der Tugend geheiliget seyn. Sie soll den ganzen Menschen regieren und einnehmen, und dafür in allen Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daß man auch in den glücklichsten äußerlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die meisten einbilden; sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht fließende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daß der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet den erhabenen Namen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und mißgestalteten Körper nicht sagen, daß er schön sey, wenn gleich ein einzelner Theil einiges Ebenmaß hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daß die menschliche Natur einer großen Vortrefflichkeit fähig sey; und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müßte eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiß, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns

herrschend wären. Gewiß die ganze Natur würde durch diese Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daß einmal eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muß) mitbringen wird.

Timoklea. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groß, majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! Und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daß es deinen Reden Beifall gibt; es empfindet, daß es möglich ist zu seyn, wie du verlangest; und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

Theages.

Ueber Schönheit und Liebe.

Ein Fragment. 1760.

Pur se tanto t'infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?
Guidi.

Theages.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Charakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Cabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Copist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bei mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig malen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemälde, seiner Rede Leben und Wärme geben; der andre in einer horchenden Lage, mit weitaufgesperrten Augen und halboffnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt: so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Malerei und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken, und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen — dieß sind, seiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück ge-

habt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters, und seiner Religion, einen gewaltigen Contrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich seyn konnten. Es geht mir, sagte er mir einst, mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerin entdecke. Wie sehr würdest du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moralisch, und nicht aus List errötheten!

Diese Züge mögen genug seyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfin von T. vorgefallen ist, deren Schwestersohn er ist.

Aspasia (so wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewußt, daß ihr niemand ansieht, daß sie nahe an vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen, sie zeichnete, sang, spielte Laute und Clavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und, was allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbin. Demungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob sie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloß sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

Ohne Zweifel werden Sie sich jetzt einbilden, daß sie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu seyn, sich dem heiligen Stand der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweißer Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Cabinet, an einem Tisch von Ebenholz sitzend, mit einem Crucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt bloß ihre Unabhängigkeit, und kann sich nicht entschließen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch seyn wer er wollte. Denn sie hat nie einen Karl Grandison angetroffen, und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daß sie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu seyn. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof, und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergötzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand stört sie, wenn sie allein seyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergötzungen mehr aus Geschmack als Leidenschaft. Sie liest viel, und lebt nur darum in einer größern Sphäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes und des Gemüths hat sie jederzeit vor Leidenschaften bewahrt, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluß nachtheilig werden könn-

ten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bei ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Malerei, wie es vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmal in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin phantasirt haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweite Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß, dünkt mich, allemal ein affectirtes, steifes und hartes Werk herauskommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Charakter copiren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Copie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu

kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist; und welcher gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist. So reden Sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammenzuziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurückgekommen war, das Schloß der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich besuchte sie also daselbst, und fand, daß sie grosse Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken, oder halbzerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang

Nymphen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich genöthigt, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymphen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen — so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzähligemal durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervorsprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisirt; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiß mir nichts Angenehmer's von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf einmal in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte;

wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume alles musikalisch war, und Liebe athmete." Das Bild, das ich Ihnen von Aspasia's Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird, meiner Beschreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung, rief ich aus, und Sie werden mir ein wenig Zeit lassen müssen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus diesen Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymphen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja ich wollte fast wetten, daß mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daß Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerin einer solchen Landgegend ist?

Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lang die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daß sie sich das Vergnügen, das sie hier im Schooß der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt, wider die Gewohnheit und zur großen Aergerniß unsrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und belustiget sich damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig aneinander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasia's Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, Ihnen etliche dieser

Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermal sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemälde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bei seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studirt hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deßwegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitre Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweier Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das

vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daß er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten einen Blick voll Bewunderung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn auf den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie scheint mit ihm in einer Einöde allein zu seyn; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzusehen, daß es nur aus Freude sprachlos sey; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Maler durch einen geheimen Kunstgriff im Colorit bis zum möglichsten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Crösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft (Sie wissen, daß er es selbst war), die Panthea des Xenophon, wie sie dem Araspes mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüancirt ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Namen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet, und ihre dräuenden Mienen zusehends erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daß sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereien ist eine große wohlerleuchtete Galerie auf beiden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situation ausdrückt, die auch einem Dichter zu malen schwer wäre. Hier habe ich vornehmlich die Vorstellung des wollüstigen

Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er große Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurücksieht, und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao, abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedrückt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sphäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Malerei einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia? Denn ich sehe wohl, daß die Begierde zu gefallen die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nikias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemals der Hauptzweck, am allerwenigsten der einzige seyn.

Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird. Ein Gemälde, welches ein solches Beispiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen, und, mit derselben zusammengenommen, einen stärkern Effect machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Hercules davon gibt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden.

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung herauszulassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist; ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener Griechische Correggio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieß nirgends besser zeigen können als in einem Gemälde, welches die Grazien selbst vorstellt und die schönste Zierde des Cabinets der Gräfin ist. Die Erfindung ist so geistreich, als die Ausführung bewunderungswürdig. Es scheint, der philosophische Maler habe seine Idee völlig erhascht, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Maler oder Bildhauer vor dem Gemüthe

schwebt, in seiner ganzen Schönheit außer sich hervorzubringen. Diese Grazien geben sich beim ersten Anblick durch die namenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld, und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu sehen) umschattet gleich einer leichten Silberwolke ihre keusche Schönheit, und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservirten Venusbilder, welche alle ihre Reizungen so wohlfeil auskramen, daß sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas Eignes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmrung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andern Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daß man fast böse auf den Künstler werden möchte, daß er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war ihr das Wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so Aufrichtiges und Anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Namen für das, was sie ausdrückt,

finden kann. So glaube ich, hat Clarissa Harlowe allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, allen die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich so viel von diesen Bildern schwatze; ich habe mich Stunden lang bei ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch malen können, aber nur Theages konnte sie denken.

Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen, sagte sie, eigentlich den Namen des Widerscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses, unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Angesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomsons Lavinia den Beifall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig seyn, und Vielleicht sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affectation, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir seyn sollen? Man überläßt eine Natur, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall, und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lang an uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag

unsre Erziehung! Aber Sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag." Reden Sie im Ernst, Aspasia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo ist sie, wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange mißgönnen können, da Sie mich inzwischen bei todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte fast Lust, versetzte sie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig seyn und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele so schnell von gemalten Grazien wegflattert, sobald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld, und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an, bis wir etwan einmal die Nymphe oder Sylphide, welcher sie nachgeahmt sind, an einem schattichten Brunnen schlafen finden; oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zephyren getragen, herabsteigen sehen. — Hiemit mußte ich mich begnügen (fuhr Nicias fort), und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemälde zurückgekehrt sey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigern Blicken und mit geheimen Wünschen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias (sagte ich), beinahe eben so neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damals waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem Platonischen Erfinder nachzumalen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daß ich die ersten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weissage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen

Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn, die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden- und Castanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Ueberall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas Festliches und Ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche, ohne einige Spuren von Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich ganz fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reizenden Nachlässigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umher verbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtung oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit; oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedelei gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steigt durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Cabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemälden aus allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der

Pyramide ist eine Grotte, aus allerlei Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammengesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymphe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemahlin diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leuteschen seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freilich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine

Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen phantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch seyn möchte, wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarete. Denn große Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Aethers fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muß einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Gerassel der Carrossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamirte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bei der sanftern Schönheit einer Blonden, als bei den lebhaftern Reizen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze,

oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieß ist es eigentlich, worin ich Ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bei lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylphen und Sylphiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Philosophen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinauslauft. Und ich kenne keinen Philosophen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Clarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt? Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beispiel wirken! Ist es zu viel, wenn ich sage, daß derjenige, der eine Clarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel, versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Clarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir

vor dem andern Geschlechte behaupten, als auf einen weitern Umkreis unserer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Gränzen eines einsamen und speculativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Ricinus, daß diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und unbemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereien gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieß hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in

demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehmals auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe, er nimmt ingeheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieß ist etwas von dem was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beispiel dazu dienen, daß Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden das Gute zu befördern, und das bei tausend Gelegenheiten, die andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beim ersten Anblick außer sich setzt, und dem Herzen so zu sagen Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbeern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müßig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Ueber der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedelei, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwei wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Cirkel bekannt zu machen. Wir drei machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedler-Leben lustig, und sagte, daß sie einer Philosophie nicht recht traue,

die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Philosophie sey, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das fürchte, was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewissermaßen von der Welt entfernt habe. Es ist vielmehr, außer einer noch höhern Absicht, ein besondrer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt: und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe; und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr Theages fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferei durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bei ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier

that sie, in einer feierlichen Stille, die Frage an sich selbst: was ist denn das Letzte, was alle diese Menschen, die ich in so groser Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiß nicht mehr, als sie es verdient, sucht. Eine Menge mannichfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden Zustande von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorstellung machen kann. „Ein heitres Vergnügen, ein mäßiges Vergnügen, ein Vergnügen ohne Scham oder Reue, ein Vergnügen das immer in meiner Gewalt wäre," ein solches fehlt mir, und eh' ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Ueberdruß nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geschickt seyn sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu spotten, und sie mit einer mehr als Tantalischen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände, die mir vorkommen, herum, und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht bestimmt seyn immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. „Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird."

Diesen Satz nahm ich für eben so gewiß an, als einen andern, „daß es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sey, sich glücklich zu machen." Aber eben so gewiß fand ich, „daß es eine schwere Kunst seyn müsse, glückselig zu werden," weil ich den größten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziel rennen sah.

Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückseligkeit aussahen, und von den meisten auch dafür gehalten wurden. Aber diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des Dädalus; sie liefen davon ehe man sich's versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverlässig seyn. Ueberdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daß da, wo sie wären, keine Glückseligkeit seyn könnte.

Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferei gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstand selbst läge, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt, wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit, für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen seyn.“ Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den meisten ist vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, daß ihr Geist ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich sie selbst sey.

Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh außerordentlich gerührt und nachdenkend gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daß alle die Sachen, denen die meisten den größten Werth beilegen,

sinnliche Ergötzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich beiseite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte." Alle diese flüchtigen Objecte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme Weise berühren; die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Absicht, wozu sie von den meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das Geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm, „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studiren." Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bei allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt, aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieß hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Philosophen zum andern, und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als

irgend eine Schule der alten Philosophen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäß,“ schien mir schon beim ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Diese Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey; daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wenn er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne; und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle.“ Keine unter allen Secten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmal minder als Gott, ja Seneca hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie malen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: „wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben.“ Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse,“ sehr weit

von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in seiner stoischen Welt; in der wahren Welt aber gibt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Philosophie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälligerweise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reizende Philosophie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreit, und wurde gewissermaßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, Ihre Philosophie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reizend muß sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Philosoph zu seyn?

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig ein Liebhaber zu seyn, aber ein weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Cupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proportionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Patienten in einen eben so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemals; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That, mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Namen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine flattert, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegen-

stand derselben sey auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann; der andere hat nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bei irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freier, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größtentheils nur Thiere sind, niemals einen großen Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages (sagte ich), daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabnen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Cupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Ueberdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden

der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiß ist er ein guter Engel, da er so wenig mißgünstig ist, und andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mitzutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern, in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der größten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht sind wir doch zu gewinnen, sagte Aspasia lächelnd, wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am liebsten angibt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, sobald er gehört hat, daß Ihre Philosophie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeiz befriediget. Aber verlassen Sie sich darauf, mein guter Nicias, die beiden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung mit einander verwechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylphe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn. Zum wenigsten versichre ich Sie, daß Sie bei Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden, als bei irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte maskiren kann; und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat (welches ihm ein Leichtes ist), so weiß ich nichts, was die beiden Schelmen nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um viel stärker verwunden, als

die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber gibt.

Wollen wir uns, sagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luthers Urtheil, einen so süßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie, mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Philosophie oder ein Phantom ist, würde sie es uns sehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daß sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts Zweideutiges haben, sie wird im strengsten Verstand Weisheit seyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsre Bewegungen müssen Harmonie seyn. Das ist es alles.

Aspasia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht, denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht, in meinem Alter, in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrüger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu seyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen (denn sind nicht alle Neigungen Liebe?), so ist es besser, man lehre uns recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ganz ungeduldig nach der Erscheinung des Amors, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir

ihn nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, versetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geschicktesten seyn werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum wenigsten Sie seine Gegenwart, und ich seine Begeisterung empfinden.

Ueber das Verhältniß

des

Angenehmen und Schönen

zum Nützlichen.

Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleien für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Fall etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß — wie es einem nothwendig begegnen muß, der, wie er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muß, sagt er, Bücher zur Erholung und zur Ergötzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich, und der menschliche Geist bedarf beide. Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Oelbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten.“

Ich finde indessen bei dieser Stelle zweierlei anzumerken: das eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen,

zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Philosophie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegenstellt, und jenes gegen dieses mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daß hier bloß von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Oechslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Insofern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, insofern ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein selbst, sondern bloß um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der bloß thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's

auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet: ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Gränzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieß letzte that Sokrates, und wenn er jemals in einer Sache unrecht hatte, so war es hierin. Kepler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserei und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen Gebrauch bei Land- und Seereisen und beim Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Maler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergötzen. Dem nämlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als insofern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt: aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der

Natur des Menschen gemäß ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen: ein Vergnügen das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfniß vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt, und sich mit einem andern herumbeißt der ihm sein Futter nehmen, oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will — in allem diesem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloß durch die Art und Weise wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äußre Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrigen Thierarten, und zeigt seine Menschheit. Denn dieß Thier das sich Mensch nennt, und dieß allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist; hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daß er durch die

beinahe unbegränzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien, die sie ihm gibt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nationen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schifffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäfti-

gungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war, Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seinesgleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannichfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurückhalten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite herauskehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr gröstes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieß nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schlafenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Pirogue eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drei Klötzen, die in uralten Zeiten bei den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neuseeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahiti zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermeßlichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, sobald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere physische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nämlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Maler und übrigen Künstler, mit Einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre? Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwei kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten —

und ihr bedächtet dann, daß dieß nur ein paar kleine Aestchen von den unzähligen Aesten und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind; und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannichfaltige Art durcheinander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre Gränzen jemals genau und zuverlässig anzugeben; kurz, daß eine so große Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beinahe alles Nützliche schön, und alles Schöne nützlich ist, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es gibt Leute, die (wie die Abderiten) vom Ueberlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann gibt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen als was ihren Säckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykophanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Ducatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen u. s. w., so einträglich es auch seyn mag, gewiß nicht schön: es ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bei jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tage legen. Ueberdieß, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder

erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Aechtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freilich eine wichtige Personalursache, Feinde von Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir andern, die nur dabei zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessirten Herren bereden lassen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

Sendschreiben

an einen jungen Dichter.

1782.

I.

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorberkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Camoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurückgibt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen

immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der physischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bei jeder edeln That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurückschaudert.

Zu allem diesem, bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören.

Freilich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Philosophen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne

Raserei zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Cumäische Sibylle den prophetischen Gott, von sich schütteln kann —

Sey'n Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Musenwuth, um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele ergreife; so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Philosophen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen; aber wenigstens pflegt sich fast immer bei künftigen Virtuosen, bei Dichtern, Malern u. s. w. von der ersten Jugend an ein beinahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vortrefflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich (sagen Sie mir) so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurückzusehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificirte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeclamirte — das häufige Wiederholen und Verweilen bei solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieß kam bei mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sich's, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von

Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beinahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton, und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nämlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaß, wollte sich weder in Gutem noch Bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metaphysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopöe und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orphischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leyer Amphions, durch ihre Anziehungs-

kraft die Elemente in eine Welt habe zusammenfügen können." —

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dieß war, von Wort zu Wort, vor fünfunddreißig Jahren mein eigner Fall: und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte, so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bei einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eignen Producten zufrieden sind, und durch einen Beifall, den Sie zu verdienen sich nicht bereden können, beinahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidenderes Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben; diese unaffectirte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bei jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Ueberzeugung,

daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andern Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieß ist's, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicherweise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beigezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervorsteigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälligerweise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde gibt, die Poeterei (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloß als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

Dein Kaffee und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freu'st dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich.
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Curie als Richter,

Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt,
dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hol' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobei man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freilich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raphael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hintereinander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in

diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden seyn; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dieß ist's nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß Sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dieß, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen gibt. Das goldne λαθε βιωσας.

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben, der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Cele-

britát, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen, aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuschung übrig lassen werden, sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe, wie die Ihrige, endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen, und in dem süßen Wahne, daß die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalast sey; daß er, bei den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daß der süße Wahn ewig daure! Aber, das ist's eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Phantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis gibt; und daß sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Uebel, die uns drücken, eben so sehr vergrößert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymions-Traume, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln

würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Niesewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bei dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versicherung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bei ihm sind) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieß nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigste was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Confecten und Weinen (die Ordensbänder etwa ausgenommen), werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiste so oft er wollte an den Tafeln der Großen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen Hause

Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beinahe keine andern Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publicum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammengedrückt, daß ihm, bei aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: der Henker sollte ihn holen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweiten des zweiten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Commentators, der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut wenn man weiß wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend Mitlaufenden nur so wenig erreichen, ist vielleicht die süßeste — „der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est, daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde.“ Schmeicheln Sie sich nicht

mit einer so eitlen Hoffnung, mein Freund; das Höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daß Sie nach unserm Beifall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andern Prätendenten an Virtuosität in den ergötzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen in Einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder sich jemals für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das Aergste gesagt. Ihre Lage gegen das Publicum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein großer Cadenzenmacher oder der Parisische Grand-Diable zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maßstab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ist's gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessirt oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachlässig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas Interessantes haben

kann: so können Sie sich darauf gefaßt machen, daß, sobald Ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situation, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemälde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes emporstreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewußtseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müßte um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bei der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn alles wie mit Einem Guß gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die

Anstrengung, um es in einer solchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer seyn.

Aber bilden Sie sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen forderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit Wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das Schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bei dem großen Haufen — Schaden thun. — „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?" — wird das Compliment seyn, das Ihnen überall entgegenschallen wird: und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen, so wird auf das Ihrige, gerade um dessentwillen, weßwegen Sie sich selbst am meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nämlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen, so werden Sie kaum mit einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung ihrer Gönner nicht aufs schleunigste zu erfüllen, so wird bald eine neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen gibt, sich der Aufmerksamkeit der müßigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer

Nachtwachen, wobei Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieß, mein Freund, ist etwas so Natürliches, so Alltägliches, ist aus einerlei Ursachen von jeher bei allen Nationen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so Allgemeines gewesen, daß es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ist's freilich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieß begegnen wird, werden Sie mehr als Einmal versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt, und für den Mangel des zweideutigen Vorzugs — daß zehntausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Namen nennen und sich anmaßen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinabgleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reizbarkeit einer poetischen Organisation mit dabei in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge, die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber

für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bei einer Stelle die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: was meinen Sie damit? bei einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beifall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citation willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Philosophen, der den Dichter ehren wollte, citirt oder vielmehr stuprirt gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist ingeheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenn's am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer Clique zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Clientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse loszu-

schlagen — ein Autor, sage ich, der ohne alle diese Hülfsmittel, und (was ich nicht vergessen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu seyn, bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsame Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann darauf rechnen daß er dieser Eine seyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind wornach Sie laufen: so machen Sie sich in Zeiten gefaßt, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvorkommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reißen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, sagt Salomon, und daß einer angenehm sey, dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.“

Sie wissen, mein Lieber, aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicher Weise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurückzuhalten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraussehen, mit der Sie alles was ich

Ihrem Entschluß entgegensetzen könnte auf einmal zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie ihre Partei auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reizend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälligerweise der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bei uns, fürchte ich, ist's just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Literatur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen, so stellen Sie sich lieber das Aergste vor: und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Philosophie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabei zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so untersuchen Sie sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls

auch bei einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich seyn können.

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen: so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann vorausgesagt habe — niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Großen und über den Undank des Publicums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daß die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie er's bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren vollgesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte,

Sorgen, Zerstreuungen, Ergötzlichkeiten, die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gotteswelt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billigerweise verlangen, daß sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemäldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publicum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerlei Art ergötzt und unterhalten seyn; und sie liebt die Mannichfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejaculation eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nation lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beifall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben

Sie sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Literatur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergötzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organe seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie sich darauf, das Publicum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billigerweise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Clausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nation mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherlei Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloß als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherlei wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrei abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträg-

liche Uebel sich ungebärdig stellen? Quisque suos patimur manes. — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, wo Literatur blühte, stattgefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermanns der keine Nebenabsichten dabei haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige Beifall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreißig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beilegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daß es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äußersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaß und ohne alle litterarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienst's zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du bei süßer Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige seyn sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost: daß eine Quelle von Glückseligkeit in Ihrem Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens versüßen, den Genuß seiner besten Freuden verdoppeln, und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

Sendschreiben

an einen jungen Dichter.

1784.

II.

Ich mache meiner Divinationskraft kein grosses Compliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth viel mehr reizen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verschiedne Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffectirtes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig ent-

springen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?" — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluß der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts Verächtliches noch Abschreckendes in Ihren Augen hat! — und daß Sie sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beispiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind' auf einen Tag entlaufen,
Mag über'm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen.
Er lebt von Erbsenbrei und schwarzem Brod,
u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bei uns Deutschen getraue ich mir

(wenigstens so lange die Romanmanufacturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer so viel Erbsenbrei und schwarzes Brod zu garantiren, als er nöthig hat, um nicht — durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bei diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Duzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinterdrein mit dem armseligen Gedanken, daß der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloße Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmal mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und, beim Anblick ihres zusammengeschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bei der Sie bloß deßwegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehen nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bei der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemals weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; so befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende,

was Sie in der Natur und den engen Gränzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neu-angehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beinahe nichts Ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, Sie unschlüssig und muthlos zurückzuhalten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publicum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Consonanten, eine die Eurhythmie der Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl

fortdaurend hervorzubringen sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Gränzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit der höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur physische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beispielen erläutert, mitzutheilen. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studirens und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohl-

klang und Sanftheit beinahe allen andern Europäischen nachsteht; und daß sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Ueberfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulation des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bei, wenn Sie mir schreiben: ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles=Town verstorbnen Juden Abraham della Palpa zu seyn, um seine dreihunderttausend Pfund Sterling zum Preis für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien

auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, insoferne sie Begriffe bezeichnen, sondern vornehmlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulation dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beiwörtern, für die uns die unsrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Consonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effect machen soll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meistens nicht im Mangel an Wörtern, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nämlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drei Mitlauter r t l in dem Deutschen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes und wie müssen die Organe arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R überladenen Hochdeutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Euphonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar umrgeläugnet zu werden. Aber Unrecht würden

Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke ist, verschliessen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nur seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen malerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergessenen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmals berühmte Gemälde seines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R, einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daß unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder daß sie wenigstens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brockischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieß, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nämlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;

Die klare grünlich-dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weißen Gluth.

Es müßte denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh'.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose u. s. w., und besonders seine ehmals so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, denen schwerlich irgend eine Sprache etwas Reicheres und Vollkommneres in ihrer Art entgegenzusetzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bei weitem nicht so sanft ist, als die größtentheils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas Geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beisammen sehen wollen, abermal, außer den schon angezognen Gedichten meines Brockes, seine physikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeienden Berges und das große Gemälde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreißende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unsre Dichtersprache, seit Brockes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleist, Kramer, Utz, Geßner, Ramler; Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger und andere, vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Charakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache

urtheilen, und sich's nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulation, ihrem Inhalt angemessenere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit durchschossener Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink

dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher, und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freiwillig entgegengekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als er die Kunst verstanden, ihre Widerspänstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo sie Ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts Leichter's als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser als die Deutsche. Aber ist sie darum auch mannichfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden A, E, I und O ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisation, der Lage, dem Genie und Charakter der Nation, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Charakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung miteinander, scheinen — von einem Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammengedrängten Consonanten ist das Phlegma unsers National-Temperaments, die Asche die unsre Glut bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zisch-Lauten (R. S. Sch.) die cholerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirationen das Muntere, Kräftige und der anhaltendsten Anstrengung Fähige desselben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, B, M, D, C und L, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich Lebhaftes und Liebliches hat, temperirt das Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freien Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maße — und die lange Tonleiter unsrer Vocalen und Diphthongen trägt so viel bei, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärken,

theils eine große Mannichfaltigkeit und mehr Contrast in sie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere und alle mögliche Farbenmischung besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig Uebereinstimmendes mit unserm Temperament und Charakter haben) unbilligerweise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Bardenzunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die unsrige wegen des häufigen Nasenlauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, daß das N am Ende des Worts im Griechischen beinahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem A zu beschwänzen, und statt lieben liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten

thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas Beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Gränzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabei wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohlerworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nationen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die Deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis in welchem (außer der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiener, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bei dem Sie sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit gibt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoche, in deren Mittel ich geboren worden bin (sagen Sie), kann mit größtem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genennt werden; und, nach der Analogie dessen was bei andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemals wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beisammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten — wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das Geringste davon wahrgenommen, illustrirt hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August, oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Literatur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Caniz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Utz und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beiträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst so viel beigetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem silbernen Plaz,
Und das verheißt uns hienächst ein golden dichtrisches Alter,
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,
Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zephyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie holten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte ihm in der Dekade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnaß noch mit bleiernem Scepter beherrschten, geahnet, daß er in seinem funfzigsten sehen würde was er sah! Gewiß so wenig, als er damals vorhersah, daß er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreißig Jahre später, wieder Ursache haben oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoche nun in seinem fünfundachtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzen Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwei erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Literatur von 1760 bis 80 fielen, natürlich seyn muß, zu befürchten, daß mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb die-

ser Zeit durch Meisterstücke aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Maler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxis, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamphilus und Aetion beschloß — und der in irgend einer großen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daß ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!"

Ich habe große Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dieß — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünfundachtzigsten, unsre Literatur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daß seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch bloß stillstünden. Ueberdieß ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

— difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum.

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr seyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im October 1782 mich gerade auf dem Punkt meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor vierunddreißig Jahren auf der seinigen war, als er sang:

Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beschritten,
Und ist nicht länger mit Steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, daß ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie er dermalen zu thun scheint, noch so gar groß, wie Sie, mein Freund — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da Ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannichfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können. Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einst Raphael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend dastehen, und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können; — während daß da Vinci selbst am besten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Literatur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht: aber, wer kann sagen, daß sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen

entgegenstellen könnte? Wo sind un're Boileau, unsre Molière, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w.? Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publicum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versification und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versification mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den grossen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie. — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug

bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas Vollkommneres in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Duzend zusammenbringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes), worin wir, verhältnißweise, mehr Gutes als in der dramatischen aufzuweisen haben — wie vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Sujets in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Styls, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

III.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweiten Schreibens, bei Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeigehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Molière u. s. w. seyen? wo die Deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannicus, Catilina, Alzire, Mahomed u. s. f. entgegenstellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieß schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bei der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmacks und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nationalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte,

unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weisse, schon so glücklich betreten hatten, zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn schien) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmal zeigen würden, daß dem Deutschen Genius, von Deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnaß, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im k. k. National-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der k. k. Oberst und Commandant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele Hermann und Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Postzug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie sich erinnern werden) sehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Cleopatra ließ sich durch die Größe dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken: was kann ein Versuch

schaden, sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm in seiner Lage, bei einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erholungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daß er mit diesem Versuche nicht mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des literarischen Publicums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die großen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nation durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieß allein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Literatur nicht gleichgültig ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nationalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Cleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (außer einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung

des Charakters seiner Heldin) sein freimüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unserer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des grossen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit ihm einstimmen kann, als er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieß eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweien Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerlei Meinung: nämlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, grossen Unfug auf den unsrigen angerichtet habe. Aber was beweiset dieß gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Uebersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreißig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daß der Oedipus des Sophokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daß die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind bei deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sophokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Sujet als der Oedipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drei Einheiten,

macht darum noch kein vortreffliches Werk: und das regellosefte Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlichmal mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Aesop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Püppe wäre?

Shakespears Stücke sind, größtentheils, Haupt- und Staatsactionen, oder dramatisirte Novellen und Mährchen, bei deren Anlage er so wenig an den Plan des Oedipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nichts desto besser! sagt Hr. v. A., und beinahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakespear durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er sich über die Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den größten Schriftstellern seiner Nation und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publicums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mußte, wissentlich brachte — dieß dächte ich, sollte sich doch endlich einmal von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines großen Dichters überhaupt und eines dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Ein-

bildungskraft, und der Gabe sich in jeden Charakter zu verwandeln, sich in jede Situation und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille nach Racine, weder Crebillon nach Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheil, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bei weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genie's spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich bei Lesung seiner Werke überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Phantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien, nur insofern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei von Westminster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Façade des Straßburger Münsters in Vergleichung mit der Façade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen, nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freilich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmäler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müßte das für ein Kopf seyn, der (wenn es auf ihn ankäme), diese niederreißen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäßigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bei ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist; und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohlgethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinigen ausgesteuert worden zu seyn; und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Sein Genie läßt sich freilich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloß die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studirt, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als insoferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so großem Ueberflusse darstellen, als eben so viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist gewissermaßen durch Nachahmung wird, so ist doch gewiß, daß nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die großen Meister, deren Lehrerin die Natur selbst war, mit Discretion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Raphael oder ein Rembrandt seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein ser-

rum pecus oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existirt hätte: so würden wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt mißgeschaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben: statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen und Helden die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und Calprenedische Romanhelden, oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen: und was hätte dann die Kunst oder unsere Literatur dabei gewonnen? — Noch einmal also, nicht darin daß wir schlechte Muster genommen, sondern daß wir den guten größtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, und vermuthlich so bald abgeholfen werden wird, als in einer Deutschen Stadt, welche groß und reich genug ist ein gutes stehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geschmack groß genug seyn wird, um dem übrigen Publicum den Ton anzugeben; und sobald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug seyn wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr v. Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauspiels Götz von Berlichingen erwähnt: so sey mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit ein paar

Worte über dieses Werk zu sagen, welches bei seiner ersten Erscheinung eine so große und allgemeine Sensation machte. —

„Ich bin ganz der Meinung (sagt der Herr von Ayrenhof) daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespear aufwiege:“ — und da er damit das Aergste, was ich von dem Werke unsers Landsmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint: so glaubt er dem Verfasser eine Art von Reparation schuldig zu seyn, indem er hinzusetzt: „ich bitte Sie, dieß ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehn. Seine Leiden Werthers erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke (so viel einzelnes Schöne man darin findet), kann ich unmöglich gut heißen.“ — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen gibt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unsinnige Mißgeburten des Genie's oder Aftergenie's, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit sich auch vom Boden zu erheben u. s. w., seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen: wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils

es der Nation desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publicum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannichfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genie's bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können; diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Literatur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Product schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was conventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoff-

nungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Literatur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmack, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Charakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andern guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerlei Mißbrauch veranlaßt — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advocat des Publicums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Literatur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu

dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformation der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäßigen Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leiblich fließenden Reimen, worin die drei Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so viel ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Sujets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schleppten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nationellen Charakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah, war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an Deutsch verkleideten Stücken von Racine, Molière, Destouches, Voltaire, La Chaussée u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daß man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Deutsche, der ins Schauspielhaus ging, mußte auf einmal ein Pariser oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüssig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, em-

pfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger Père de famille, eine einzige Eugenie oder Genie zeugte so viel ungerathene Deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisirten Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überschwemmt, daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüssig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, ächter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewohl mehr Philosoph als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr große Sensation gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun: und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zu viel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Action, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im Ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Copien und Nachahmungen, wozu alle Nationen des

Erdbodens in Contribution gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publicums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine grosse Anzahl herumziehende Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beinahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer Deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heissen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die ausserordentliche Wirkung die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publicums that, das in unsrer Literatur so sonderbar hervorstechende siebente Zehn dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerlei seltsame, zum Theil mißrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte mit dem lebhaftesten Beifall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Factum ist beim ersten Anblick wunderlich genug; aber bei weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publico so schimpflich als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu

danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären), denen auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs Deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beifall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publicums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beifall etwas zu gute thut, und den Weg auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publicum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beifall erhielten: so wird sich finden, daß es im Grunde die nämlichen sind, warum Schauspiele bei jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele gibt, eine besondere Sensation gemacht haben. Bei den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w., womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memphis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land

unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, Deutsche Helden, eine Deutsche Scene, Deutsche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf Deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher seyn, als daß Deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmal, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voreltern, in ihre eigne Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nation charakterisiren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Phänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Charaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark contrastirender Leidenschaften, außerordentliche Situationen, eine große Mannichfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Decorationen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affecten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung,

welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größern Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Declamation als wahre Action gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Acte des größten Theils der Französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publicum ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyiren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nationaltemperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Copien, immer nur abstracte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Compendienmoral, Sentenzen und die Compliments- oder Repräsentations-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Gränzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden

(wie uns das Beispiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen, und local waren; und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M**, ein versificirtes und gereimtes Deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen: als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt diese Manier, diese Form, für die einzige oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versification, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit, über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Natur so weit nachstehen als die spruchreiche philoso-

phische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten; oder die neuern Nachahmungen derselben deßwegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sophokles und Aristophanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Molière für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs XIV; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von National- und Local-Verhältnissen, und allen Arten conventioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Partei gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltairen hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Literatur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

I.

Die Kunst aufzuhören.

II.

Die sterbende Polyxene des Euripides.

Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siècle de Louis XIV, macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das, so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt anständig zu fallen." —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muß?" Dieser einzige Strich verdirbt das ganze Bild, und — hierin, dächt' ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit

nichts Anstößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können), so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristophanes gelernt hat, wie viel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich sie deßwegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist damit die abgezielte Wirkung erfolge — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Maler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine große und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zu viel ist schon genug, um zu machen daß eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewiß seyn sie ergriffen zu haben?" — Ich glaube daß sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf diesen Tag, viel Wahres und Brauchbares hierüber finden müsse. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Sujet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmalerin Angelica Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte Todtenopfer feierlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achilles verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feierliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vater=

land. Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freiwillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freie sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frei, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz erweichen mußte, zu Neoptolem: da, Jüngling, wähle selbst wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit!

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu malen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so charakterischer Zug der Griechischen National-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern

läßt, und wodurch ihre Nation sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbei, ihrem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von ferne frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbei und richten den Holzstoß auf; und wer nichts herbeitrug (fährt Euripides fort), der hörte von den Zutragenden diese Worte: „was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleier noch sonst etwas ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?" —

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nämlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemals ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Rohheit und Zartheit, Barbarei und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

Ueber die Frage

Was ist Hochdeutsch?

und einige damit verwandte Gegenstände.

1782.

I.

Einer der verdientesten Deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der Deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwei besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Cultur unsrer Sprache und Literatur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend und entscheidend seyen, sondern auch, daß sie bei dem größern Haufen, der sich in unparteiische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materie nicht einzulassen

pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bei vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration stattfindet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle daß diese überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bei den Griechen der Ton des Sokrates, und bei den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloß Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herrn Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte; so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenig=

sprache dreimal geändert; erst war sie Fränkisch, dann Süddeutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohenstaufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das südöstliche Deutschland, war damals, oder wurde aus Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige Deutsche Provinz, welche alle übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmack dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohenstaufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Namen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Namen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) gibt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung

der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmals alle übrigen übertraf. So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahm, so verlor sich auch die Provincial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Obersachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Namen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Classen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der Deutschen Literatur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Literatur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden.

Sollte dieß geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte (nämlich in Obersachsen), erst über alle obern und mittlern Classen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Classen des südlichen Obersachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurückzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreite Sprache u. s. f., alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toscana; Obersachsen diente dem bisher noch unvollkommnen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, d. i. von 1756 bis 1760 — war die schönste Epoche (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern auch des Deutschen Geschmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Literatur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen Deutschen

Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem Deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmacks nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provincialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Literatur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Literatur gekommen, weil es den Deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit Einem Wort an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreien, ist, daß wir zu den Mustern, die uns Obersachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Classen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung) entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beinahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten ab-

gefaßte Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige Deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieß sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmalet und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keineswegs, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beispiele der Athenischen, Römischen und Toscanischen Mundart beigebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und inwiefern diese Beispiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bei der Action, welche Herr Adelung gleichsam im Namen des südlichen Obersachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1. Befand sich die Deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns

in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Osterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Ueberbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Literatur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched) nicht in der bekannten, wiewohl leider noch so wenig benützten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß die alte Schwäbische Sprache an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Vergleichung der Deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrichs I und Friedrichs II Zeiten, augenscheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarei und Zerrüttung des Deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungsformen, Constructionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamem Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehn-

ten Jahrhunderts habe ihre ältere Schwester, das ehmalige Hochdeutsch (d. i. die Altschwäbische Sprache), weit hinter sich gelassen?

2. Womit kann bewiesen werden, daß das südliche Obersachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der Deutschen Literatur, und also auch die Mundart dieser Provinz die ächte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdiensten des großen Luthers um die Deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibel-Uebersetzung so viel Veraltetes und Oberdeutsches (d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daß er derselben kein classisches Ansehen unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Obersächsischen Deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryphiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Philander von Sittewald), Lohenstein u. a., vor allen aber der erhabne Verfasser der Octavia und Aramena, waren sie Obersachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller für classisch gelten könne, und es findet sich auch in Absicht des Geschmacks ein großer Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten bloß deßwegen eine bessere Sprache haben als andere, weil sie die Sprache der obern Classen in Wittenberg, Meißen, Leipzig, Dresden u. s. w. studirt und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende

Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannichfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Literatur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bei jedem die allgemeine Sprache, die Schriftsprache der Deutschen Scribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der Deutschen Sprache und Literatur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo Französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partei der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das Deutsche Athen stolz zu

seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den kursächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darin blühen, noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allem sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Literatur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig: die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das Deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3. Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, die alles dieß leisten und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bei allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloß die Französische Sprache zum Beispiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem Zustande, worin sich die

unsrige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und große Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nation ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV, nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufacturen und der Handlung, die damals in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Pascal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Bruyère u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Molière, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluß, zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoche der Französischen Literatur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die classischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daß sie sich nach dem Geschmacke der obern Classen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Pascal, dessen Lettres Provinciales bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten Französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Clelie, der große Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Modelecture der obern Classen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Cabinet und im Schooße seiner

Familie; mit den hohen Charaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV sagen können, daß sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug gibt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freilich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volks keine unerhörte, selbst erfundene Sprache: und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daß die Sprache schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten, und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sey. Viele gute Schriftsteller mußten vorher an der Französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zuvor? Etwa dadurch, daß sie ihren Geschmack nach den obern Classen ihrer Nation, oder dadurch, daß sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniß zu hören, um von dem letztern überzeugt zu werden. Die Calprenеden, die Boyers, Pradons u. s. w., diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publicums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beifalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe classischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie sowohl an den vollkommnen Mustern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten.

über den Geschmack ihres Publicums, wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reiz der Werke, die mit dem Stempel des Genie's, des ächten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoche der Französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Gränzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwigs XIV Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater), ein Montesquieu, ein Buffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärten Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Gränzen: aber diese Gränzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern

Classen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkürliche Veränderung der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das Deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig: warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart u. s. w. kommen können? Und werden die obern Classen in den verschiednen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem Deutschen Athen von 1740—1760 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses letztere, insofern es jemals bei einer Sprache statt findet, kann vermöge der Natur der Sache ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen, da hingegen die Volkssprache, auch bei den obern Classen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Vierteljahrhunderte allerlei Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache,

so vollkommen sie auch seyn mag, niemals für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bei der Nation möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Constructionen nöthig seyn können: um wie viel mehr muß

4. Alles dieß nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehnten mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Literatur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiedenen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts Stärkeres zu sagen), die Sprache einer der ersten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieß Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daß die Literatur der Nation in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bei unparteiischen Schätzern unsrer Literatur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740—1760, und auf die Früchte des Witzes

und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nationen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Literatur noch werden kann und muß, um mit der Literatur anderer Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derselben sey. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmack, welches den Obersächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das größte, das sich denken läßt? Und wenn dieß nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemals ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Obersächsischer Schriftsteller von 1740—1760, und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen — mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Philosophen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Literatur nur erst zu blühen anfing, einschränken — heißt dieß nicht dem Fortgang der Literatur selbst, der

gewissermaßen ohne Gränzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewisse Gränzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Aesthetik gezogen werden, und über welche auch der größte, feurigste und freieste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß einige, sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Gränzen weggeflogen oder auch weggeschlendert sind; und daß theils das servum pecus der Nachahmer, theils verschiedene Aspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bei großen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beispiele, die keine Muster seyn dürfen sich steifend — sich Freiheiten sowohl gegen die gesunde Vernunft als gegen die Deutsche Sprachlehre und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte, so lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochdeutsche Schriftsprache oder die Frage, was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte: und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten Deutschen Sprache,

und als eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäischen Nationen sind wir (meines Wissens) die einzige, bei der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuern Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustand unsrer Literatur eine große Vorstellung gemacht haben, werden auf einmal sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen, und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, daß einer unsrer angesehensten Sprachgelehrten die Frage: was ist Hochdeutsch? mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutschen Provinzen außer Kur-Sachsen, und also wenigstens mit neun Zehntheilen der Nation (nach seinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben besorgen mußte. Das Uebel ist indessen bei weitem nicht so schlimm als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewußt haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind: so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutschen Athens (welches wohl, wenn wir's genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll), sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publicums sich erklärt

hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bei Herrn Adelung vergebens gesucht würden, so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beigebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche; so ist hingegen auch nicht zu läugnen, daß das servum pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Scribenten in Oberdeutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachschnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provincial-Patriotismus, sich's recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivetät oder irgend eine andere Erforderniß ihres Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provincialwörter, die dem größten Theile der Nation unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich so weit, daß mich's nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht. Indessen scheint es doch, daß wir wenig Ursache haben, uns die Furcht,

daß derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Scribenten die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wohl nur elende Scribenten; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Literatur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkürliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber so viel ich weiß noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Collisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo diese den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bei seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1. „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25sten Seite seiner Abhandlung was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dieß sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es gibt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reichs kommen, und so müßte sich, diesem Grundsatz zufolge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünfundzwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Parteilichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Classe der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit (und warum nicht auch Freiheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beispiel Herr Adelung sich so oft bezieht?), mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nation machen soll: welche Deutsche

Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freiheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberin der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutsche Provinz der Oesterreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur bloß seit zwei Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läßt unter einem Beherrscher wie Joseph II das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Oesterreichische Mundart — freilich um einige Grade verfeinert, aber doch immer Oesterreichische Mundart — die Deutsche Schriftsprache seyn, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach Obersächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nation seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die Hochdeutsche Schriftsprache war — weil Schwaben damals die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenigen Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das „Liet der Niebelungen“ für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daß gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmaliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Classen ab — und was kann wohl Unbestimmteres und Wandelbareres seyn als die

Verfeinerung der obern Classen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Classen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freilich bei den Franzosen stattfinden, bei denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daß die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bei uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Classen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorhersehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftsprache der obern Classen" und dieß könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbare Folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nämlich wird in den besagten obern Classen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert: und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen" u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Classen ohne Ende steigen können:

so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Gränzen: und da nichts willkürlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten, so ist auch nichts willkürlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijoux, Hausgeräthe und dergleichen Mode ist; und das Beispiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt dieß ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Oesterreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Obersächsische Schriftsprache gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurückbleiben, sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Classen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificiret werden: bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweihundert Jahren diesen Ehrennamen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners satyrischen Schriften. — Ich gestehe, daß ich beinahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mir's, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2. Nur noch ein Wort über die obern Classen im südlichen Kursachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das ächte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- und

Gesellschaftssprache in dem südlichen Kursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann." — Ich wage es abermal kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kursachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — daß man in Kursachsen — Kursächsisch spricht. Allerdings wird er dieß sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Classen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sey? — Dieß ist es eben was zu erweisen war.

Daß man in Kursachsen von dem großen Haufen (d. i. bei weitem von der größern Anzahl) in den untern Classen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieser große Haufe, unrein, und oft affectirt spreche, seine Provincialausdrücke habe u. s. f., das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweiten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Classen! — „die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter „obern und untern Classen" recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit

gehabt mit Kursächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten, zu sprechen — und unglücklicherweise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provincialausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größtentheils in allen übrigen Deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kursachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provincialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines ächtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Classen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermaligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Classen. Diese lernen ihr Deutsch größtentheils von den Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dgl., und wie wenig noch bis auf diesen Tag bei Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beinahe an allen Deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Classen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade

der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Gränzen zwischen a, b, c, d, in den obern Classen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Classen die zunächst an die obersten gränzen, nicht viel besser mit der Deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabei auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, daß in einigen Kursächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermaligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein classisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kursachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kursachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es größtentheils Kur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italienischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Kursachsen von Gottscheds Zucht waren,

die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lobensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heutzutage der Gottschedischen Literargeschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienterweise wieder zum großen Wiederhersteller der Deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der Deutschen Sprache, und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpfen deren Namen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unserer Literatur — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen; und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Literatur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart (so gut wenigstens als im Jahre 1740 von obern und untern Classen in Leipzig gesprochen wurde) eine Literatur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage, was ist Hochdeutsch? und ich glaube nicht, daß irgend eine Deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Complimente

auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen Deutschen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat: und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bei dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris sudibusque praeustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist, daß er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten Deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung bis auf diesen Tag, weltberühmten Musensitzes, als wegen der Cultur und feinen Lebensart ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3. Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit; ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks, und zu ihrer höchsten Vollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarei sich langsam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Cultur emporhebt,

hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hierzu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber und populären Philosophen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polirung das Meiste beitragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation verstreut. Der Geschmack ist, so wenig als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist ein freies Geschenk der Natur; die Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieß kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beisammen finden; und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Styls und der Composition aufzuweisen hat, mag das, was man Geschmack nennt unter ihren obern Classen so fein und gut seyn als man will: ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehreren Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt.

Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Styls versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen, und eine feste Gränzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der komischen Sprache (die sich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt), was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Classen ist. Jeder dieser Sprachdistricte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetz und Gerechtsame, so wie seine eignen Gränzen: und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nation. Alles dieß ist, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermal die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bei irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten style de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bei ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist

noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Styl und die Sprache der Pucelle d'Orléans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher Gesagten, was ich bei der sechsten, siebenten und achten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provincialwörter, die in der allgemeinen Deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche Deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der eben genannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine (solche die sonst nur das gemeine

Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an ihrem rechten Orte stehen.“ Dieser große Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beipflichten?) dem Redner alle ungewöhnlichen Wörter, alle zu kühnen Metaphern, alle veralteten, oder nur der poetischen Freiheit erlaubten Redensarten: aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bei dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

— — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freiheit mit Bescheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer war's und bleibt's
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s.
Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bei welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kommt es einem wahren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkürliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freiheit, das Element worin sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57). Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provincialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo er's braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das Oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vocalen, andre Consonanten u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode u. s. f. Und wenn es denn überdieß ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deßwegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kursachsen von 1740—60 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damals schien und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Mercurs 1782 unter dem Namen Musophilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein Paar polemische Abhandlungen im 4ten Stück des 1sten Bandes gedachten Magazins, welche so beschaffen waren, daß Musophilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteiischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen literarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musophilus in seiner (in den April des Deutschen Mercurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Mercurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musophilus bloß darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet: so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

IIII.

Musophilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobei man unvermerkt wärmer wird als man anfangs werden wollte; und wobei, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberei ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Appellation an das Publicum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemals anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Parteien nicht geneigt seyn möchten, beiderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beinahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein pseudonymer Correspondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammentreffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Literatur nützliche Folgen haben kann. Die Freiheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr zehn Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaßung sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die

lächerliche und die ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen), sondern beinahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrechtschreibung macht — sind schon lange ein Gräuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist diesen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformationswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Uebel vielmehr immer größer zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt: so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, daß Herr Adelung bei Beantwortung der Frage was ist Hochdeutsch? oder, welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben? einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkür der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der Obersächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Classen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz seyn (und natürlicherweise ist es die cultivirteste und blühendste), welche gleichsam der Depositaire der Sprache ist; und wenn dieß auch von Deutschland gilt, welcher andre Kreis desselben könnte dem Obersächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn Adelung so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorhersah) allen seinen Lesern außerhalb Kursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Classen im südlichen Kursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Classen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nation in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristophanes, geworden seyn, wenn sich die obern Classen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Namen Musophilus verborgnen Correspondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkür der Schriftsteller Preis zu geben: so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelungs Meinung niemals war — wie ihn Musophilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Redefigur,

keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Kursachen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen: aber seine Meinung kann nicht seyn, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede seyn, daß unsere Literatur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist; daß der gegenseitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sache so nothwendig gegründet ist: daß weder die obern Classen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach dreißig bis vierzig Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor dreißig oder vierzig Jahren sprachen und schrieben: daß man also (wie Musophilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hochdeutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daß, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

einheimisch worden sind, eben so auch manche, die ehemals provincial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beifall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermekt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daß wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Wider-

sprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wiederherzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Baconischen Abtheilung in die Classe der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, insofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt. Welches sind nun die Gränzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des lyrischen, epischen, tragischen und komischen Dichters so schlechterdings in die Gränzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Obersachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musophilus zu behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Flut, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine

in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig seyn?

3) Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der Obersächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehrlich wären: sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack, und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nuancen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beispiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl und Absicht wieder zurückgerufen worden, Beifall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen sind? Ist nicht dieß der Fall, wovon Horaz spricht:

Multa renascentur, quæ jam cecidere, cadentque
Quæ nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dieß seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben: oder (was ein noch größeres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche Hochdeutsche Wort, welches völlig eben dieselbe Bedeutung hat, entgegenzustellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten

Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deßwegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? und ist's nicht dieß, was Horaz (dessen Brief an die Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem etc. — Tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich d'ran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müßte. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst des Farbenmischens an:
So viel kann dem Gemeinsten bloß die Stellung
Und Nuancirung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Styl zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der Style de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire u. a. so vielen Beifall erhalten haben — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverflossenen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieß (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird; müßte dem Dichter von

Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum der Deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drei hübschen Mährchen gesehen, welche freilich keinen Beifall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabei zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn mußte. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben und dem auserlesensten Gefühl dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist das „nie zu viel" und „nie zu wenig" immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publicum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist, als das Römische zu Horazens oder das unsrige in unsern Zeiten. Aber, müßten einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freiheiten gestattet werden, zu welchen ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigen? Und wenn (um nur ein einziges Beispiel zu geben) der allgemeine Beifall der Nation Bürgers Leonore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, quibus cacatum pictum est, in Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausguß schütten?

Die Titanomachie

oder

das neue Heldenbuch.

Ein burleskes Gedicht in so viel Gesängen als man will.

1775.

Erster Gesang.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saß Jupiter der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenstunde.
Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleißig credenzen thät.
Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht halb so viel als auf spumantia.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheidte Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doctor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht sie haben beim Narriren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.

Sokrates in der Schellenkapp'
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisir,
Da steht er und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen;
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach' warum? Weiß euch geschwind
Keine bess're als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weil's hienieden nicht immer so geht,
Wie ihr's gern hättet und versteht.
Glaubt mir indeß, es ist so besser,
Ihr machtet, bei Gott! das Loch nur größer.
Der Schuster bei seinem Leisten bleib'!
Und küsse jeder sein eigen Weib
Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschiren
Laßt seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Renntet wie toll über Stein und Stock,
Und müßtet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach' zu kommen,
Saßen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in größter Lustbarkeit
Wie an Vulcans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht'
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergißt ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaß zum erstenmal nicht;

Wird laut gelacht und frei gescherzt,
Die Nachbarin baß gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freier Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn)
Sangen es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und schwebten so lüftig daher,
Spielten so artig mit Füßen und Händen,
Und wußten so flink sich zu drehn und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beinah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathylln thät sehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet dieß.
  Nun höret an wie's weiter ging!
Da sie denn so beisammen saßen,
Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltsorge so ganz vergaßen
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser Globus terraqueus
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfaß:
Frau Nachbarin, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir er schreit nicht so zum Spaß. —

Krack! — alle Tausend! Was krachte da?
Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah,
Aechzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schlüge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreit Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zeus allein
Bleibt ruhig auf seinem Sopha flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk' ein!
Nun möchtet ihr, merk' ich wohl, verstahn
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt daß ich gleich ein Maler wär'
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Daß euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber non omnia possumus,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabei
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübscher Pinselerei,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Titian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrandt, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken, noch Gerhard Dow,
Van der Werf, Ostade, noch Watteau,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beim Velten! schlechten G'winn!

Thät'n bei all den hohen Gesichten
Von Engelsschlachten und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.

Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kuhweg bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt sie meinthalben schnitzen, lackiren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die schöne Zigeunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluß;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübsche Mädchen zu G'spannen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bei lieblichem Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griech'schem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süße Träume geküßt vom Mon:
Auf einmal weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,

Zittern und Zagen und Zetergeschrei
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden:
Höret das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit großen Knebel=
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, haben's Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,
Und schrei'n euch an: ergebt euch gleich,
Oder 's bleibt kein Gebein von euch!
  Alles dieß stellt euch dar, so gut
Ihr's respective vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär' mir z'Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr?
So wißt ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daß sie erstiegen den Himmelsplan.
  Dieß wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweiten G'sang.

Anmerkungen.

Ueber Dow's Nachrichten.

S. 3. Alexander Dow, ein Schottländer, der eine Reihe von Jahren als Obristlieutenant in Diensten der Ostindischen Compagnie gestanden hatte, fügte jedem Bande seiner History of Hindostan, translated from the Persian of Muh. Cus. Ferishta, London 1768, eigne Abhandlungen bei. Diese erschienen sowohl in Frankreich als in Deutschland abgesondert übersetzt, und auf diese: Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan, Leipz. 1773, beziehen sich Wielands Bemerkungen. Je mehr Dow fast auf allen Seiten mit Holwell u. A. in Widerspruch gerieth, desto begieriger mußte man auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sich die reinere Wahrheit befinde. Dow ist fast allgemein für unkritisch anerkannt worden, und selbst Sonnerat, der von allen Büchern über Indische Mythologie das von Dow am meisten empfohl, fand hierin wenig Beistimmung.

Die Fakirn, von denen er hier redet, sind eigentlich die Sanyassi, Brahmanen, die in den Stand der Einsiedler, und zwar von der strengsten Observanz übergetreten sind, worin man durch vielerlei, zum Theil höchst raffinirte, körperliche Selbstpeinigungen auf die Vereinigung mit der Gottheit vorzubereiten meint. Wie weit hierin die Schwärmerei gehen könne, lehrt uns ja auch unsre Religionsgeschichte.

Dow von der Religion der Braminen.

Als Wieland im J. 1775 diese Warnung schrieb, konnte er noch nicht ahnen, daß im darauf folgenden Jahrzehnt durch eine zu Cal-

cutta gestiftete gelehrte Gesellschaft so viele Entdeckungen würden gemacht, und von Indischer Literatur so viel würde verbreitet werden, daß wir nicht nur ganz neue Ansichten, sondern daß auch die Resultate der angestellten Untersuchungen einen so außerordentlichen Einfluß auf die gesammte Literatur- und Culturgeschichte erhalten würden, als sie jetzt nach beinahe einem halben Jahrhundert erhalten hat, und nach aller Wahrscheinlichkeit immer mehr erhalten wird. Es könnte daher nicht ganz billig scheinen, Wielanden nach den gegenwärtigen Ansichten zu richten und zu verurtheilen. Gleichwohl ist dieß geschehen, und zwar von einem Manne, der mir durch seine Schrift eine reine Achtung für sich eingeflößt hat, von Niklas Müller in seinem Werke: Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik (Bd. I. Mainz 1822). Ich theile die Wieland betreffende Stelle (S. 57. fg.) mit und werde sie mit einigen Anmerkungen begleiten.

„Unser, mit rechtlicher Anerkennung seiner wissenschaftlichen vielseitigen Ausbildung und seines Dichtergeistes, hochgewürdigte Wieland hat an der, die moderne Geschmackslehre beleidigenden Indischen Symbolik, und an der seinen Grazien und Danae-Phryne-Laidionischen genußreichen Freudengeistern anekelnden, einen ernsten Büßergeist athmenden praktischen Lebensweisheit der Jünger Brahma's einen lebendigen Abscheu eingesogen (den, wie auch gesagt wird, Goethe mit ihm theilt). In diesem Gefühle befeindet er auf seine satyrische Weise — die er seinem Horaz und Lucian abgelernt hat — das Religionssystem, den Cultus des Brahmanismus und die Brahmanen selbst; ohne sich indessen über die Indische Literatur näher einzulassen, die ihm bis auf einige fragmentarische Uebersetzungsversuche fremde blieb. (Sehr natürlich!) Er geht, mit seiner Art die Klinge zu führen, gegen Alex. Dow's Nachrichten von der Religion der Brahmanen los. Der gewandte griechisch-gallische Fechtmeister gibt Täuschungsstöße und sucht unverwehrte Stellen auf. Aber eine von innerer Pietät vermiedene frivole Philosophie hat nie eindringliche Spitze und Schneide; und das Fallstaffische ecce signum! kann kein Vertrauen erwecken. Was der gelehrte Mann von der geheimen Theologie der Priesterkaste spricht, das mögen ihm die sachkundigen Paolino, Creuzer, Heeren und Andere (— die aber alle erst 15—30 Jahre später schrieben! —) widerlegen, indem in Hindostan nur das Lehramt Privilegium ist, die Lehre selbst aber auch der niedrigsten Kaste, als das heiligste Gemeingut, ertheilt wird, und zwar

die reine Symbolik, wie sie aus der Vedalehre erkannt werden kann, welche aber unser großer geistreicher Dichter und Gelehrter „einen metaphysisch-allegorisch-phantastischen Plunder“ zu nennen beliebt; indem es ihm gefällt (lies: indem er nicht umhin konnte), an die einseitigen, von politischer Egoistentendenz dictirten Berichte der Malabarischen Missionäre — gegen Herders (spätere) Warnung — sich gläubig anzuschließen; weil es ihm eine innere Behaglichkeit gewährt (?), den äußeren, zum Theil grobmaterial herabgesunkenen Cultus der Ostindier einen höchst abgeschmackten Götzendienst zu nennen. Was hie und da eine unrechtliche oder unbeholfene Duldung der Brahmanen, aber im Grunde nur ein Werk des zum Aberglauben hinneigenden Hindupöbels ist, das darf noch lange nicht mit den äußeren Cultformen vermengt werden, welche der spirituellen Speculation jener urmütterlichen Weltweisheit plastisch-analog und vernunftgemäß conventionell, seit Jahrhunderten, entsprechen. Freilich steht das hochantike Hinduistische Weltanschauungssystem — das sich im innigen Vereine mit frommem Glauben wohl befindet — in scharf contrastirendem Gegensatze mit jener Aristipp-Epikur-Zeno'schen Weltweisheit, welche unser weiser Dichter in succum et sanguinem aufgenommen hat. Mit demselben und mit noch größerem Rechte dürfte Herr Wieland das Christenthum schmähen, wenn er sein Urtheil auf Schein und Außenseite gründet, weil auch hier der lichte, reine Geist im leidigen Ritualwesen hie und da obscurirt und trivialisirt wird. Mißdeutung einer guten Sache ist relativ, Entadelung derselben ist positiv schädlich; und bei den Hindus ist diese Mißdeutung nicht so allgemein als bei uns, weil unser Priesterthum unter stärkeren Versuchen gelitten hat, als das Brahmanische, welches mindestens den Aberglauben nicht so meisterhaft als Milchkuh zu behandeln versteht. Will aber Wieland mit den Französischen Zeloten, welche in ihren lettres édifiantes — wie schon Jones und vor ihm ihr eigener Landsmann le Gentil klar dargethan hat — ein Heer von Entstellungen und Unwahrheiten aufstellen; absichtlich die reine Höhe vermeiden und in dem Pöbelkehricht rühren, um Gestank zu machen; so mag in Hinsicht auf den von ihm so schnöde behandelten Dow sein eigenes Sprüchelchen auf ihn bezogen werden: er hängt dem Autor die Krätze an, um sich an ihm reiben zu können. Das so fromme als sinnreiche bekannte Symbolbild, Brahma auf dem Lotusblatte, stellt unser lieblicher Mährchendichter neben seine Mährchen der Mutter Gans. Dürfte er nicht, auf solcher Oberfläche mit Witz spielend, mit gleichem Rechte das christliche Mystenbild der

Dreifaltigkeit, oder jenes der unbefleckten Empfängniß, neben seinen Prinzen Biribinker setzen."

Der Herausgeber gehört zu denen, die an allem, was von Indischer Literatur bekannt wird, ein sehr großes Interesse haben, und die recht viel davon erwarten. Er theilt z. B. mit Hrn. Müller die in seiner Vorrede S. XX ausgesprochene Ueberzeugung: „daß die Geschichte der Philosophie durch die Beleuchtung des Brahmanismus eine merkwürdige Bereicherung, und im Grunde die wesentlich wichtige Einleitung in ihrem ganzen Befang erhalte," so ganz, daß er bereits seit zwölf Jahren, wie mancher auch den Kopf darüber schüttelte, dieser Geschichte in seinen Vorträgen gerade diese Einleitung gegeben hat. Um so unverdächtiger, hofft er, werden seine Bemerkungen seyn.

Ich fürchte sehr, daß der treffliche Müller gegen einen bloßen Schatten streitet; denn offenbar hat er den Gesichtspunkt Wielands gar nicht bemerkt. Weit entfernt, den uralten Brahmanismus anzutasten — dem er so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als nach dem, was er damals davon wissen konnte, möglich war — richtet er sein Augenmerk lediglich auf die Religion der Hindu, wie sie unter den Brahmanen gegenwärtig beschaffen ist, und — Jahrtausende lang beschaffen war. Davon, sollte ich meinen, wäre nun doch nicht sonderlich viel zu rühmen, und wenn Wieland sich dagegen erklärt, so verdient er, gesetzt auch er hätte geirrt, doch Achtung, denn er führte die Sache der Menschheit, und nicht mit solchen Waffen, wie Müller ihm vorwirft: denn ich sehe zwar wohl, daß er für die Sache der Menschheit ziemlich warm wird, und in dieser Wärme vielleicht auch hie und da ein Wort mehr und stärker sagt, als er bei kaltem Blute gesagt haben würde, allein ich sehe nichts von allem dem, was Hr. Müller bemerkt haben will. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß Wieland in dem was er wahrhaft gesagt hat, nicht was er gesagt haben soll, geirrt habe, und um sich davon zu überzeugen, lese man das, was Niemeyer in dem Anhange seiner Beobachtungen auf Reisen Bd. 2. S. 453 fgg. aus Engländischen Missionsblättern mitgetheilt hat, und vergleiche damit eine in diesem Monat (October 1822) in der Berliner Zeitung bei Haude und Spener eben über diesen Gegenstand eingegangene Nachricht, wenn es anders noch einer andern Erinnerung bedarf als der, daß die Wittwen mit ihren Männern sich entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen müssen, und daß Mütter ihre Kinder opfern.

Den Unterschied, den Wieland zwischen geheimer Theologie und Volksreligion macht, werden Heeren und Creuzer schwerlich wegbringen, und wegbringen — wollen. Woher aber hat es Müller, daß in Hindostan nur das Lehramt Privilegium sey, die Lehre selbst aber Gemeingut? Die alten Verordnungen darüber muß er doch wohl gekannt haben. Vermuthlich hat er sie sich also anders ausgelegt als andre Leute. So setze ich ihm aber eine Mittheilung des Obristen Polier entgegen. Dieser schreibt unterm 22 Mai 1789 an Sir Joseph Banks: „Ob man gleich mehr Offenherzigkeit bei den gelehrten Hindus antrifft, als man gewöhnlich glaubt, so ist auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religionsgesetzen das Lesen der Vedas außer den Braminen jedermann verboten ist, und daß außer den Kättris (der Kriegerkaste, zu der auch die Könige gehören) keine andere Volksclasse dem Vorlesen und Erklären derselben beiwohnen darf. Man muß sich daher um so mehr wundern, daß die Braminen diese Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenossen verweigert werden, ungläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wissen zwar diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, indem sie sagen, wir wären jetzt in dem Kal-Jog, oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefste Verachtung sinken werde; in diesen Tagen des Verderbens sey es also sehr gleichgültig, die heiligen Bücher von jedermann lesen zu lassen, da es nach dem Rathschluß des höchsten Wesens nun einmal so bestimmt sey. — So sagen sie; doch habe ich nicht bemerkt, daß sie es auch in Ansehung ihrer Landsleute für gleichgültig hielten, oder daß sie die beiden niedrigsten Volksclassen der Erklärung dieser heiligen Bücher zuhören ließen." Womit will Herr Müller dieses Zeugniß entkräften, das Zeugniß eines Mannes, der viele Jahre in Ostindien lebte, und der sich angelegentlich um diese Angelegenheit bekümmerte? Kann aber dieses Zeugniß nicht entkräftet werden, so stehen auch alle Folgerungen, welche Wieland aus dem, was dasselbe betrifft, zog, fest, und ich kann Herrn Müller nur beklagen, daß er sich hier zum Vertheidiger einer schlimmen Sache aufgeworfen, an Wieland aber offenbar versündigt hat.

Ueber eine Anekdote aus Rousseau's Leben.

1.

S. 25. Herr B., der Erzähler der Anekdote — Wilhelm Gottlieb Becker, welcher nachmals durch sein Augusteum, seine Erzählungen, die Herausgabe der Erholungen und des Taschenbuchs für geselliges Vergnügen, dem Publicum hinlänglich bekannt worden ist.

S. 27. Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld — ein rührendes Gemälde! Aber auch alles dieß ist bei Creaturen dieser Art oft eben so gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld. W.

2.

S. 32. Dieselbe Kraft, die dieses Laster hervorgebracht — Physion. Fragmente, II. B. S. 38. W.

S. 53. Anthropomorpha — Wesen mit menschlicher Gestalt.

Nachtrag.

S. 65. In einer — — Entschuldigung — Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts; wie im August des Deutschen Merkurs 1780. S. 146. u. f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das Geringste davon merken ließ) durch die im April und Mai des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beistimmung vom Publicum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaßt, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein=für allemal abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daß ihm was Menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daß er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde. W.

S. 66. Zuletzt alles was ihn tentirte — Geld und Sachen von Werth ausgenommen. — Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; *je l'étendis bientot à tout ce qui me tentait*; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais

été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. *Confess.* de J. J. R. L. I. p. 88. seqq. Edit. de Genève de 1782. W.

S. 67. Gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt — Man vergesse nicht, daß Rousseau hier sein eigner Ankläger ist; daß eine Phantasie wie die seinige bei einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts Stärkeres hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemands Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen. W.

S. 68. Diese Mäßigung — — that ihr Schaden — Aber was für Richter mußten das seyn, die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweideutigste Charakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschlossnen Ton ihres Anklägers (das zweideutigste unter allen äußerlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in große Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um anderer, zumal geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit. W.

S. 70. Der allen Mädchen so gut war — — ohne dabei Arges zu denken — Er bekennt ja aufrichtig: daß auch damals die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige große dernière faveur war, wovon seine Imagination eine Vorstellung hatte; und daß z. B. alles, was, seinem Wahne nach, Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben. W.

Ich weiß nicht, ob die Pädagogik hierauf Rücksicht genommen; wenn sie es aber noch nicht gethan hat, so sollte sie es thun.

S. 70. Je mehr ich mein Verbrechen erschwerte — Nämlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage. W.

S. 72. Traurige Nachrichten — — wenn er sich genau nach ihr erkundigt hätte — Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals gethan habe. Unmittelbar nach der That ließ es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmal wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewißheit zutrauen, daß in der Folge die bloße Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften. W.

Gegen diese Aufsätze Wielands erschien in Lichtenbergs und Forsters Göttingischem Magazin der Wissenschaften und Literatur vom Jahr 1781 (zweiten Jahrgangs drittem Stücke) ein Schreiben: An Herrn Hofrath Wieland über die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit, von W. G. Becker, welches Wielanden vielleicht nicht zu Gesicht gekommen ist, denn sonst würde er diese in einem würdigen Tone abgefaßte Erklärung eines Mannes, dem es an Talent psychologischer Entwickelung nicht gebrach, schwerlich ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Wem solche Entwickelungen über problematische Punkte nicht gleichgültig sind, der wird auch jetzt noch Beckers Erklärung nicht ohne Interesse lesen.

Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele.

S. 77. Sehr alte Art mit den Fingern zu rechnen — Beda Venerabilis, ein Brittischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen im J. 1544 zu Paris herausgegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind. W.

S. 78. Gerad oder Ungerad — Man kann darüber nach vergleichen die Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und symbolische Bedeutung, aus aller Art Alterthümer erwogen. Leipz. u. Eisenach 1756. S. 74. fgg.

S. 79. Dürftigkeit zur Mutter der Liebe — Dieses Gleichniß hinkt ein wenig zu sehr, denn in dem Sinne, wie Platon die Dürftigkeit und die Liebe nahm, ist es nichts weniger als unnatürlich, jene zur Mutter von dieser zu machen.

S. 79. Herodot erzählt des Atys sinnreiche Erfindung Buch I. Kap. 94.

S. 79. Aus Homers Odyssee, I. 106 fgg.

S. 79. Athenäus, Buch I, Kap. 14.

S. 80. Der nun die Penelope vorstellte — So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verstanden werden könne: wiewohl Herr Jakob Daleschamp, der Lateinische Uebersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dieß so ziemlich gewöhnlich bei ihm ist. W.

S. 80. Sortilegium — d. i. eine Art von Anfrage bei dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde. W.

S. 81. Perser — — nicht die Erfinder — S. Hyde de Ludis orientalium und Freret de l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731. W.

S. 82. Nassir, Dahers Sohn — Die Araber nennen ihn Sissa. W.

S. 83. Sagte Behram zu ihm — So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen. W.

S. 85. Alles Korn im Reiche nicht hinlänglich — Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehn tausend dreihundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tausend vierundzwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundert vierundsiebzig tausend sieben hundert zweiundsechzig Maß Weizen, und in jedem Maß zweiunddreißig tausend siebenhundert achtundsechzig Körner wären; welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen. W.

S. 86. Saumaise — ohne den Schatten eines Beweises — Wenigstens hat er einen Beweis gegeben, wie sehr gelehrte Leute zuweilen beweisen. Hier ist die Stelle. Notavi aliquando calculorum ludum Graecis recentioribus ζατρίκιον appellari, eamque dictionem origine Graecam esse demonstravimus. Quid esset explicavimus. Id non placuit viris quibusdam eruditis, qui a Persico vocem illam deducere maluerunt, quibus *Xatreng* vel *Xatrang* hodie appellatur latrunculorum ludus. Adeo inquam haec observatio cuidam bella visa, ut palmariam censeat. Mihi contra videtur. Potius crediderim Persicum illud Xatreng ex Graeco ζατρίκιον fictum fuisse, quam Graecum ex Persico. Ζατρίκιον dictionem esse mere Graecam — — Lexicon vetus regiae bibliothecae mihi confirmavit. — — Postremo quis nescit hujus ludi inventionem Graecis deberi? A Graecis igitur ad Persas res ipsa cum nomine transiit.

S. 86. Bei den Assyrern — So nannten die Griechen damals die Araber, die im Besitz des alten Assyrischen und Persischen Reichs waren. W.

S. 87. Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich — Robertsons Geschichte Karls V. Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneca von Canius Julus erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Caligula, ohne eine andre Ursache, als weil Canius noch eine alte römische Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hatte es ihm zehn Tage vorher gesagt, daß sein Name auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Canius nebst einigen andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beim Soldatenspiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies seinen Befehl. Canius steht auf, zählt seine Steine, und — daß du mir nicht, sagt er zu seinem Cameraden, nach meinem Tode sagst du habest gewonnen! — Hier, spricht er zum Hauptmann, sey du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er. Seneca de tranquill. animi cap. XIV. Die Anekdote ist eben so herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneca darüber gießt. W.

S. 89. Dinar — Goldmünze, die unsern Ducaten am nächsten kommt.

S. 89. Beschreibung eines Schachbrets, die in einem romantischen Gedichte u. s. w. — Don Juan di Austria (Philipp des Vierten Sohn) soll einen Schachsaal von der nämlichen

Einrichtung gehabt, und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dieß Nachmachung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses Fabliau, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte. W.

S. 91. So geschickt wie Homers Vulcan, der, nach Ilias, 18, 375, sich selbst bewegende Dreifüße verfertigte.

S. 94. August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1579, gest. 1666, zeichnete sich aus durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er war wirklicher Rector der Universitäten Rostock und Tübingen gewesen, bei welchen Gelegenheiten er mehrere Reden hielt. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Tractatus de ludo latronum seu Schachiae, welches zu Leipzig 1616 unter dem verdeckten Namen Gustarus Selenus und dem Titel vom Schach oder Königsspiel erschien. S. Herrmann Conring de bibliotheca Augusta p. 151. fgg.

S. 98. *Latrunculi* — Man hatte deren von Glas, Elfenbein, Gold und Silber. Ramler übersetzte dieses Wort sehr treffend durch Buben.

S. 99. Bot Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben u. s. w. — Man sehe des Martialis Epigramme 14, 20.

S. 99. Es wurden zwei erfordert, um Einen zu nehmen — S. Ovid Ars amandi 3. 357.

S. 99. Jeder vorrückende — — bedeckt seyn —
Nec tuto fugiens incomitatus eat.

Id. Trist. II. v. 480.

S. 99. Was sie anbinden nannten —
Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.

Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poetar.

S. 101. *Sive latrocinii* etc. — Die ganze Stelle bei Ovid de arte amandi 2, 203—208 (nicht 307) heißt: Spielt sie, und wirft mit der Hand die elfenbeinernen Zahlen, so wirf du schlecht, und zahle für deinen schlechten Wurf; beim Knöcheln (Würfelspiele) nimm von der Besiegten nicht die Strafe, und mache, daß du öfters den schädlichen Hund wirfst (der schlechteste Wurf hieß der Hund, und daher die Redensart: auf den Hund kommen); marschiren aber die Steine als Buben auf, so mache, daß dein Bube vom gläsernen Feinde (der Figur der Gegenspielerin) genommen werde.

S. 101. Aus Stellen des Seneca — Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de Brev. Vitae c. XIII. W.

Die Aëropetomanie.

S. 107. *Académicien de Marseille* — *Mr. Gudin de la Brenellerie*, in einem Gedicht *sur le globe ascendant*. W.

S. 107. Yoriks Parisischer Haarkräusler — Aber ich fürchte, mein Freund, sagt' ich, diese Locke wird nicht stehn. — „Sie können sie, versetzte er, in den Ocean tauchen, und sie muß doch stehn." — Wie doch in dieser Stadt alles in die Höhe geschraubt ist! dacht' ich. Der höchste Schwung der Ideen eines engländischen Perückenmachers hätte nicht weiter reichen können, als: „Stecken Sie sie in einen Eimer Wasser." — Welch ein Unterschied! Er verhält sich wie die Zeit zur Ewigkeit. Yoriks Reisen.

S. 110. Elastische Harz — Es wird aus einem Baume gezogen, der in verschiedenen Gegenden von Südamerika, um den Amazonenfluß und in Cayenne, häufig anzutreffen ist. Die Indier nennen dieses Harz Kautschuk, und bereiten daraus eine Art von Wasserstiefeln, weil es so zäh und dehnbar als Leder ist, und kein Wasser eindringen läßt. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, dessen, wer Lust hat, sich aus den Recherches Philosoph. sur les Américains, Tom. I. p. 66 belehren kann. W.

S. 112. Zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen — Diese Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf zweitausend siebenhundert und zehn Fuß angegeben.

S. 116. Der sich erkühnen würde ihr zu nahen — Dieß war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt. W.

S. 116. *Il a de la pesanteur* etc. — Er brach endlich die Kette der Schwere. — Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie. W.

S. 124. Molinisten und Jansenisten — Zwei theologische Parteien, deren erste Jesuitische den Namen von dem Spanier Molina, die zweite jener entgegenwirkende von dem Bischof Jansenius hatte. Sie begannen im 16ten Jahrhundert.

S. 124. Gluckisten und Piccinisten — Zwei musikalische Parteien, Anhänger von Gluck und Piccini.

S. 125. *D'un nouvel Ocean* etc. — Ihr neuen Argonauten eines neuen Oceans, übertrefft die Thaten eines Columbus und Cook! Folgt diesem Montgolfier, der mit sicherer Hand die Kette der Schwere endlich gebrochen. Geht, fliegt und sucht in den azurnen Gefilden eine minder wechselreiche Luft, einen reineren Horizont. Mit leichtem Fluge eilt zu jenem südlichen Eise und erfreut euch in den nördlichen Gluten.

S. 127. Von nützlicher Anwendung ihrer Maschine — Der Duc de Crillon-Mahon, in dessen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bei Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten October wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner-Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aërostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen; indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aërostatischen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein Transparent hing, auf dessen beiden Seiten ein Quatrain, das sich mit vive Charles! vive Louise! anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von 2 bis 3 Klaftern erhalten, und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, ließ man ihm endlich seine Freiheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beinahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser Fête im Journal de Paris gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daß man, Dank sey dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäßigen Kosten geben könne. — Von den Coeffures und übrigen Siebensachen à la Montgolfier sagen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlicherweise muß jetzt in Frankreich alles à la Montgolfier seyn, wie noch vor kurzem alles à la Marlborough war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

Die Aëronauten.

I.

S. 133. Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten — Es ist gleichwohl einiger Trost für diese Herren, daß sie dieß residirenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem Könige durch ihren Präsidenten eben so frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daß sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabei beharren, die ganze Sache mit der aërostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes, und die Luftreise der Herren Charles und Robert, seyen ein bloßes zur Lust erfundenes Mährchen, womit eine Gesellschaft müßiger Spaßvögel zu Paris ganz Europa zum Besten haben wolle, das ist ein so unglaubliches Beispiel von skeptischem Starrsinn und vorsetzlicher Blindheit des Vorurtheils, daß wir zur Ehre der Nation wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden seyn. Die Engländer sind bei aller Nationaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joseph Banks in einem Briefe an einen seiner Correspondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt. W.

S. 135. Werk genau berechneter Natur — Nämlich so genau als damals möglich war. Denn man hatte alle Ursache zu erwarten, daß die aërostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aëronautik das Resultat seyn wird, Gelegenheit geben werde: wie sie zum Theil schon gethan hat. W.

II.

S. 138. Der Nation kostbarere — Experimente vorzuweisen — Dieß sind die eigenen Worte der Herren Robert, in ihrem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris vom 24 September. W.

S. 146. Zum Tempel des Ruhms mit empor geschleppt zu werden — Auch sogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der

(als Adjunct der königlichen Fabrik, deren Vorsteher Herr Reveillon ist) auch einmal „die Ehre hatte," dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er, bei dieser Erhöhung, aus einer Oeffnung seines Korbes mit einem Paar gesunder frischer Augen gesehen hatte, und von seinen dabei angestellten Reflexionen über den Nutzen, den diese Maschine bei einer Armee oder Flotte schaffen könne, Rechenschaft zu geben. Sein Brief ist wirklich lustig zu lesen. W.

III.

S. 153. Dem Pindars Grazien hold sind — Die Grazien, ohne welche kein Virtuoso (σοφος), kein Edler noch hervor glänzender Mann wird. Olymp. XIV. 9. W.

V.

S. 165. Vorgebirge der Nasen — S. Tristram Shandy im vierten Bändchen.

S. 168. Ovation — Der kleinere Triumph, der den Römischen Feldherren bei minder wichtigen Kriegen und Siegen zuerkannt wurde.

S. 168. Die Maschine, welche — — sehr fatiguirt war — Très fatiguée — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen seyn müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beste Charakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die Französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hülfe kommen, und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Styl des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück. W.

VI.

S. 175. Ikaromenippus — S. Lucians Werke übersetzt von Wieland Bd. I. S. 198.

S. 176. Ein junger Mensch mit blossem Degen in die Gondel — Napoleon Bonaparte, der damals noch in der Kriegsschule zu Brienne war.

VII.

S. 189. 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben — Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreibfehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage, und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groß seyn müßte, daß wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr Blanchard erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bei den angegebnen 32,000 Fuß; was andere Leute erfahren hätten, könnte ihm nichts präjudiciren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem Journal seiner aëronautischen Reisen hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn de la Lande, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bei seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daß die gründlichsten Raisonnements gegen die Gewißheit einer Thatsache nichts bedeuteten.“ W.

S. 190. *Parachyte* — Fallschirm, der die Gestalt eines sehr großen halbgeöffneten Regenschirms hat, wurde von Blanchard 1785 erfunden, um sich im Fall einer Gefahr aus dem Luftschiff herablassen zu können.

Zusatz.

S. 192. Die Luftballons — — aus der Mode — Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwohl eine Abhandlung von Herrn Carnus, Professor der Philosophie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung der Aërostaten bisher geschafft, die um diese Zeit beinahe allgemein gewordene Meinung, daß es am besten wäre die Aëronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daß sie viel sichrer, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schifffahrt zu Wasser. Nur müßte vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bei ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sey. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor, und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monate tragen können. Ja er geht so weit zu

zeigen, wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzigtausend Mann durch die Luft zu führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bei diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aërostaten von Blech zu fabriciren, der groß genug wäre, um das Wunder der goldenen Kette des Homerischen Jupiters zu realisiren, und die ganze Erdkugel aus ihren Angeln empor zu ziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit! W.

S. 194. Mehrere hundert tausend Livres gekostet — Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu seyn. W.

Nach 1797 haben noch manche Luftschifffahrten stattgefunden. Unter den Franzosen haben sich dadurch Garnerin, unter den Engländern Barly und Devigne, die im J. 1802 auch zu Konstantinopel eine Luftreise machten, Baldwin und Robertson, unter den Italienern der Graf Zambeccari besonders bekannt gemacht. Unter den Deutschen machte der Professor Jungius in Berlin 1805 und 1806 die ersten Versuche; nachher hat der Professor Reichard und seine Gattin mit Garnerin gewetteifert. Neues ist dabei bloß von dem Grafen Zambeccari versucht worden, der sich zur Bewegung der Maschine des Lampenfeuers bediente, aber über dem Adriatischen Meere seinen Versuch so unglücklich machte, daß er dem Schicksal des Pilatre de Rozier kaum entging.

Noch fehlt es an der Kunst, das Luftschiff in der horizontalen Bewegung nach Willkür zu lenken. Die Haude- und Spener'sche Berliner Zeitung vom Jahr 1822 enthält indeß unterm 17 October No. 125 folgende Nachricht. „Der Physiker Herr Ekaramuzzi zu Florenz will die Aufgabe, den Luftschiffen eine bestimmte Richtung zu geben, gelöset haben, und um den von der königl. Societät zu London auf die horizontale Richtung des Luftballons gesetzten Preis von 500,000 Franken zu erhalten, den Großbritannischen Minister mit seinem Plan bekannt machen. Seiner Versicherung nach läßt er sein Luftschiff nach Belieben steigen oder sinken, horizontal stehen oder stille stehen, ohne Wind und Sturm zu beachten; er verspricht, mit Lebensmitteln wohl versehen, mehrere Monate zwischen Himmel und Erde herumzufahren ohne ein einzigesmal sich herablassen zu wollen; von Gefahr bei dieser Reise

sey gar keine Rede. Er nennt sein Schiff Aërodrom (Luftwagen); es soll fürs erste jedoch nicht mehr als 20 Personen fassen. Die Erbauungskosten betragen 100,000 Franken."

Wofern er nun das Versprochene leistet, wäre noch Hoffnung vorhanden, dereinst auch den Riesen-Luftball zu erblicken, welchen Robertson projectirte, um über die ganze Oberfläche der Erde hinzuschweben.

Theages.

S. 222. Virtuoso war in dem Sinne des Grafen Shaftesbury das, was die Griechen einen Kalokagathos nannten, den, welcher mit dem Guten das Schöne in sich vereinigte.

S. 224. Der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß — Dieser Heilige hatte beinahe während seines ganzen Lebens gewaltige Kämpfe mit dem Teufel der Unkeuschheit, und eben deßwegen drang er so sehr auf ein keusches Mönchs- und Nonnenleben. Die Nonnen sollten auf Erden schon Engel werden, und man erräth nun, warum seine Phantasie in der Schilderung von dem Zustande derselben sich so ungemein gefiel.

S. 224. Katharina von Siena — Das Leben dieser mystischen Nonne, ein förmlicher geistlicher Liebesroman, der mit einer Vermählung mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe endigt, dürfte nicht sonderlich geeignet gewesen seyn den heiligen Stand der ewigen Jungferschaft ganz rein zu bewahren. Dieß eben will aber auch Wieland hier andeuten, und ich will nur aufmerksam darauf machen, daß sich in Schilderungen dieser Art bereits im Jahr 1760 Ironie bei ihm einmischte.

S. 225. Elisa Rowe — Die engländische Dichterin, deren Briefe Wielanden die Veranlassung gaben, seine Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassenen Freunde zu dichten.

S. 228. Roman des Bischofs Heliodor — Der Phönicier Heliodor, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte, und Bischof zu Trikka in Thessalien wurde, hatte in früheren Jahren einen Roman in zehn Büchern unter dem Titel „Aethiopica„ geschrieben. Wir haben ihn übersetzt unter dem Titel „Theagenes und Chariklea", und so kann sich gegenwärtig jeder überzeugen, daß derselbe Wielanden sowohl bei seinem Agathon als seinem Oberon vorgeschwebt hat.

S. 232. Wirkungen eines Gedichts, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird — Diese Materie, worüber der Verfasser damals noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabei betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird, kann auf zweierlei Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloße Kraft der Beispiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird: oder durch den Reiz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches, seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Namen nur, oder ist nur alsdann was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt. W.

[Was diese Sujets für die bildende Kunst betrifft, so sehe man darüber in den Miscellaneen die Anmerkungen zu dem Aufsatze: Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.]

S. 232. Eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden u. s. w. — Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemälde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentors zum Ausleger, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen. W.

S. 234. Thomsons Lavinia, in seiner Schilderung des Herbstes.

S. 239. Astroa oder Astrua — Sängerin aus Turin, die im Jahr 1747 zu Berlin, gleich nach ihrer ersten Probe, von Friedrich dem Großen mit einem Gehalt von 6000 Thalern als Hofsängerin angestellt wurde.

S. 240. Clarissa und Henriette Byron — Personen aus Richardsons Romanen, die damals so viel gelesen wurden als jetzt die von Walter Scott.

S. 246. Die Statuen des Dädalus hatten nach der gemeinen Sage die Eigenschaft sich bewegen zu können, welche Sage daher entstanden war, weil Dädalus die ersten Statuen mit nicht mehr an einander geschlossenen Füßen bildete.

S. 248. Seneca hat sogar das Herz u. s. w. — Est aliquid, sagt er, quo sapiens antecedat deum; ille naturae beneficio non timet, suo sapiens.

S. 250. Porus und Penia — Ueberfluß und Dürftigkeit.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

S. 258. Horaz behauptet u. s. w. — Gleich zu Anfange des zweiten Briefes im ersten Buche.

S. 258. Krantor gehörte zu den vorzüglichsten Lehrern der Platonischen Schule (Akademie) — Chrysippos wurde für die Stütze der Stoischen gehalten.

S. 259. Dieß letzte that Sokrates — S. das siebente Kapitel im 3ten Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons. W.

S. 263. Palladio — ein berühmter Baumeister des 16ten Jahrhunderts und Schriftsteller über Architektur, aus Vicenza gebürtig.

S. 263. Von den drei Klötzen u. s. w. — Pausan 9, 38. — Daß Praxiteles, berühmt durch seine Venusstatuen und seinen Amor, auch die Grazien gebildet hätte, weiß ich nicht; von allen seinen Werken rühmte man aber, daß sie durch Grazie sich auszeichneten.

Sendschreiben an einen jungen Dichter.

I.

S. 269. Camoens (Luis de), geb. zu Lissabon 1517, der durch sein großes episches Gedicht, die Lusiade, sein Vaterland feierte, ließ, um sein Leben zu fristen, einen treuen Sklaven des Nachts betteln, und starb 1579 im Hospital. Funfzehn Jahre nachher ward ihm ein prächtiges Denkmal errichtet.

S. 271. Die Musenwuth — ἡ απο Μουσων μανια. W.

S. 271. Zarte — — Seele u. s. w. — ψυχην άπαλην και αβαπτον. W.

[Wielands ausführlichere Erläuterung der Stelle in Platons Phädros, auf die er hier anspielt, sehe man in seinen Anmerkungen zu Horazens Brief über die Dichtkunst S. 265—266].

S. 274. Herr Klinggut — S. dessen Episteln. Erstes Heft S. 22. u. f. W.

S. 276 λαϑε βιωσας — Sey verborgen, so wirst du leben; qui bene latuit, bene vixit.

S. 276. Der unbemerkte schmale Pfad u. s. w.

Fallentis semita vitae. *Horat.* Ep. 18.

[Man vergleiche Wielands Anmerkung dazu S. 298.]

S. 277. Endymions-Träume — S. Bd. 3.

S. 278. Die Louisd'or und Zuckermandeln —

Und seine Louisd'or? Da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bei der Wasserflasche
Wohl einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmisch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Confecte, Wein und Ordensband
Sind unser einem nur dem Namen nach bekannt.

Episteln, S. 21.

S. 278 Ferney — Voltaire's Schloß in der Schweiz, um welches sich, als er es besaß, beinah eine kleine Stadt gebildet hatte.

S 280. *Grand - Diable* — Der große Teufel, wurde zu Paris ein ausgezeichneter Ballettänzer — ich weiß nicht welcher — genannt.

S. 284. Horazens Methode einschlagen — Im 19ten Briefe des ersten Buchs:

— — Ich gebe mir
Nicht die geringste Müh, die hohlen Stimmen
Des Pöbels unsrer leichten Dichterlinge
Und windigen Entscheider zu erjagen.
Liest einer unsrer angesehenen
Schriftsteller irgendwo mit großem Pomp
Ein neues Werk, so — weiß ich nichts davon,
Und bin nicht da, um mitzuklatschen, oder mich
Zu seinem Herold und Verfechter gegen
Den Zoilus dienstfreundlich aufzuwerfen;

Bin weder Haupt noch Glied von einem Club,
Und würd'ge unsrer hochgelahrten Meister
Der freien Künste keinen, mich zu seinem Stuhl
Zu drängen, oder seinen Beifall zu briguiren.

Wieland hat die drei Verse des Originals, wie man sieht, zu eigner Herzenserleichterung benutzt, und in der Einleitung fügt er noch Folgendes hinzu:

„Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie, bei jeder Gelegenheit, gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'esprits, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewundrer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich verdunkelt glaubten, preisgegeben sahen.

S. 286. Der große König sich — — mit dem Verdienste begnügte u. s. w. — Friedrich der Große fand freilich in der Zeit seines Aufblühens in der Deutschen Literatur wenig vor, was ihn hätte anziehen können; in seinem Zeitalter aber blühte diese immer schöner auf, und daß es dem großen Könige nicht an Gelegenheit fehlte, damit bekannt zu werden, beweist sein eben jetzt wieder gedrucktes Gespräch mit Gellert. (Gellerts Briefwechsel mit Dem. Lucius, Leipz. 1823. S. 632. fgg.) Er nahm indeß keine Notiz davon. Das war seine Sache, und geht niemanden etwas an. Daß er aber gegen Ende des Jahres 1780 die Schrift herausgab: De la Littérature allemande, des défauts qu'on peut lui réprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger, dieß verdiente allen den Tadel, den es erfuhr, weil Friedrich doch auch getadelt, was kennen zu lernen er sich nicht die Mühe gegeben hatte. Schon im Jahre 1752 hatte Klopstock ausgerufen (an Gleim, Oden Bd. I. S. 130.):

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu seyn!

und ich weiß nicht, ob das, was Dohm hierüber entschuldigend beibringt (Denkwürdigkeiten Bd. 5. S. 155.), die Sache nicht noch schlimmer mache. — Uebrigens ist's eine ganz andre Frage, ob nicht Friedrichs bloß negatives Verhalten zur Deutschen Literatur dieser ungleich förderlicher gewesen sey als alles, was er sonst hätte thun können.

II.

S. 299. Einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — Zum Beispiel. Ein poetisches Gemälde (es sey nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Charakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versification erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes, oder zu Bewirkung eines Contrasts oder einer feinen Schattirung nothwendig seyn, u. s w. Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten), daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen. W.

S. 300. Abraham della Palpa — Dieser Portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut unweit besagter Stadt im hundertundvierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in dreihunderttausend Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Secte, verwendet werden sollte. W.

S. 302. Unsers Brockes — Alle hier angezogenen Brockischen Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß. W.

S. 305. Ihm schlug sein Herz — Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsylbigen Wörtern, deren jedes eine lange Sylbe ist. W.

S. 307. Sprache sey — — melodiöser — Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann. W.

S. 307. Temperirt das Schwerfällige — Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßliches *Pf* und *Sch* aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient? W.

S. 312. *Difficilis etc.*

Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.

Horaz. Episteln 2. Theil S. 215.

S. 314. Ein Tragödiendichter in Prosa — Ich theile sogleich noch eine andre Erklärung Wielands über diesen Gegenstand mit. Im Jahre 1792 schrieb er:

„Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeint ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten: das Trauerspiel in Versen sey (vermuthlich, wenn alles übrige gleich ist?) vollkommner als in Prosa. Ich, meines Orts, den bloß der Umstand, daß ich mich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben habe, verleitete, gelegentlich meine Gedanken über Gegenstände der ästhetischen Kritik zu sagen, bekenne gern, daß ich jener Meinung immer beigethan gewesen bin; und dieß (wenn ich anders recht weiß was in mir vorgeht) nicht aus Ansehen auf irgend jemandes Person, sondern aus einem Grunde, der mir so lange, bis das Versemachen durch irgend einen allgemeinen Convent des menschlichen Geschlechts auf ewig abgeschafft seyn wird, unwiderleglich scheint — nämlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epische Gedicht, die Ode, die Elegie, das Hirtenlied, die Erzählung, ja sogar das Epigramm, *caeteris paribus*, in Versen vollkommner ist als in Prosa. Gern will ich mich des Gegen-

theils belehren lassen, falls ich mich mit den Erfindern und größten Meistern der dramatischen Kunst hierin irren sollte: aber dazu werden schärfer beweisende Gründe nöthig seyn, als solche, die mir auf sehr unbestimmten und nicht genug entwickelnden Begriffen zu beruhen scheinen. Der Grund, warum Personen, die sich in Versen unterreden, im epischen Gedichte dem Geschmack unanstößig sind, soll darin liegen, weil in der Epopöe alles, nicht wie es in der wirklichen, sondern wie es in einer ganz idealischen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dieß auf die Ilias und Aeneis angewendet werden sollte, so käme heraus, daß man den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wohl keiner jemals etwas träumen ließ; denn bisher haben wir alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epischen Werken dieser großen Meister dramatisch ist, die Reden und Dialogen, seyen auch das Natürlichste, mit dem ordentlichen Gange der menschlichen Dinge Uebereinstimmendste in den besagten Werken. Das Proton Pseudos scheint daher in der Unbestimmtheit dessen, was man unter der wirklichen und einer ganz idealischen Welt versteht, zu liegen. So viel ich weiß, ist die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyssee vorgehen, nicht idealischer als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geschmackvollesten Griechen nichts Anstößiges daran fanden, daß Philoktetes in Versen wehklage, in Jamben mit Ulysses und Neoptolemos spreche, so kam es bloß daher, weil sie nicht anstößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausschelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie sind immer für poetische Kunstwerke gehalten worden, und so lange sie das sind, wird die Versification an einem solchen Werke eine Vollkommenheit mehr seyn, an welcher, insofern wesentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, sich kein Mensch von Geschmack jemals stoßen wird; und eben so wenig kann durch dieselbe, wofern der Dichter uns sonst zu täuschen und zu rühren und der Schauspieler zu sprechen weiß, Täuschung und Rührung das Geringste verlieren; wie die Erfahrung längst bestätigt hat."

III.

S. 317. Ayrenhofs Postzug — Unter dem Wenigen, was Friedrich der Große von unserer Literatur kannte, war dieses Lustspiel, von welchem er in der genannten Schrift urtheilte, daß Molière den Gegenstand nicht besser behandelt haben würde.

S. 324. Goethe's Theaterstücke kann ich nicht gut heißen — Doch wohl den sehr regelmäßigen Clavigo ausgenommen? W.

[Man erinnere sich übrigens, daß, als diese Briefe geschrieben wurden, Goethe's Werke bei Göschen noch nicht erschienen waren, und daß Schiller eben erst mit seinen frühesten Stücken auftrat.]

S. 326. Meister Panglossens Lieblingssatz, den die Leser in Voltaire's Candide oder von der besten Welt finden.

S. 330. Daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen u. s. w. — Da die Anzahl der Dissentienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann. W.

S. 333. Regeln — — local waren — So gründet sich, zum Beispiel, die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmal erwähnt hat) bloß darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er dieß nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen. W.

[Man vergleiche in den Miscellaneen den Artikel Chor.]

S. 334. Fehler — — die dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind. — Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beimischung von Vergnügen, bloß Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w. W.

Was ist Hochdeutsch?

Adelung eröffnete mit Beantwortung dieser Frage im Jahr 1782 sein Magazin für die Deutsche Sprache, hierauf folgte sogleich der Aufsatz: Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart und von Obersächsischen Sprachfehlern, und der fünfte Aufsatz: Auch etwas von der Deutschen Literatur, führte auf denselben Gegenstand zurück. Gegen Wielands Aufsatz erschienen im 4ten Stück jenes Magazins zwei Aufsätze Adelungs (S. 79. fgg.), und in des zweiten Jahrganges erstem Stück: Gesam-

melte Zeugnisse für die Hochdeutsche Mundart. Im zweiten Stücke lieferte v. Blankenburg einen Aufsatz über Deutsche Sprache und Literatur, welchen Adelung mit Anmerkungen begleitete. Der Ausfälle wurden viele gegen Adelung gemacht, von denen allen ohne Zweifel der stärkste der von Voß war in seiner Recension des Adelung'schen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart in der Jen. allgem. Lit. Zeit. vom Jahr 1804.

I.

S. 347. Gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers. In seiner Deutschen Sprachlehre (Mannh. 1775) hatte dieser gesagt: „So verschieden und streitend auch alle Deutschen Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondre Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Namen der Hochdeutschen verdient." Adelungs wörtliche Erklärung hingegen ist: „Unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige Deutsche Mundart, deren sich alle Deutschen Schriftsteller in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Classen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorübergehende mündliche Ausdruck." Hätte Adelung, dem es, bei sonst unbestreitbaren Verdiensten, an poetischem Sinn mangelte, nicht den wunderlichen Eigensinn gehabt, auf einen historisch wahren Satz ein, die vorzüglichsten Schriftsteller beleidigendes und die Sprache selbst beeinträchtigendes, Privilegium zu gründen, und sich dadurch eine unleidliche Dictatur in die Hände zu spielen, so würde vielleicht auch keinem eingefallen seyn, ihm die historische Wahrheit selbst zu bestreiten. Hierin hat man von der andern Seite eben so gefehlt, wie Adelung auf seiner Seite.

S. 349. Die von Gottscheden gereinigte Sprache — Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmaler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung?

und der wässerigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller Deutschen Scribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpirten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden?

W.

S. 351. Ich habe darum alles übergangen u. s. w. — Hierüber beklagt sich indeß Adelung wohl nicht mit Unrecht, und man muß daher seine Gründe, wie er sie in der Entgegnung zusammengestellt hat (S. 83 — 92.) allerdings der Prüfung unterwerfen. In dem Aufsatz, welchen Wieland nicht mit aufgenommen hat, erklärt er sich hierüber so: „Daß die Mundart der Stadt Rom die Mundart der Stadt Rom war, ist sehr natürlich: und daß die römischen Schriftsteller Römisch schrieben, ist's auch: ich sehe aber nicht, was dieß für Deutschland beweisen soll. — Daß die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen gewesen sey, wird Herr Adelung doch wohl nicht behaupten wollen? — Also beweist auch diese nichts für ihn. Was die Toscanische betrifft, so ist bekannt, daß die ersten und besten Schriftsteller Italiens im 13ten und 14ten Jahrhundert Toscaner waren, und dieß allein erklärt auf eine sehr natürliche Art, wie die Toscanische Mundart zur herrschenden Schriftsprache Italiens werden konnte. Ich hatte also wohl so Unrecht nicht, zu sagen: das Beispiel der Attischen, Römischen und Toscanischen Sprache entscheide hier nichts.' Mir scheint, daß von beiden Seiten der wahre Gesichtspunkt verrückt worden sey. Adelung hatte Recht in dem, was gewesen war, Unrecht aber in der seltsamen Behauptung, daß es so bleiben müsse. Unsre Sprachforscher und Sprachlehrer, die Radloff, Kolbe, Grimm u. s. w. lassen solche Einseitigkeiten nicht mehr aufkommen.

II.

S. 368. Die schon vorhandene Schriftsprache — wird — Gesellschaftssprache — Und welche andere hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind? W.

S. 377. Die allgemeine Regel Quintilians — Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt *alicubi* optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit propria dicentur. *Instit. orat.* X. c. I. W.

S. 378. Verbietet zwar dem Redner u. s. w. — Ibid. IV. c I. W.

S. 378. Oft wird ein Vers vortrefflich u. s. w.

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia sumta pudenter
— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Horat. Arte Poet. v. 47—72.

III.

S. 383. Des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte — Man erinnere sich nur des neologischen Wörterbuchs. W.

S. 386. Veraltete Ausdrücke — Adelung verlangte, daß man ihm den Satz einräume, „daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln.“ S. 69.

S. 388. An den drei hübschen Mährchen — In dem ersten Abdruck steht: drey hüpschen Mährchen, so daß sie das Gepräg des hervorgesuchten Alterthümlichen gleich an der Stirn tragen. Vergeblich habe ich mich bemüht, etwas Näheres über sie zu erfahren, worauf mich diese Stelle begierig gemacht hatte, denn auch ein mißlungener Versuch kann lehrreich werden, besonders durch Vergleichung mit ähnlichen Versuchen aus späterer Zeit.

Die Titanomachie.

Dieses Gedicht schrieb Wieland, wie er sagt, als eine Probe von Deutschem Marottischen oder (wofern man lieber wolle) Hans Sachsischen Styl. Man sieht, daß es zur Erläuterung dessen dient, was in dem vorhergehenden Aufsatz beiläufig hievon gesagt wurde, und deßhalb hat der Herausgeber ihm diese Stelle angewiesen. Was Goethe in dieser Art gedichtet hat, ist bekannt genug, und es wäre wohl möglich, daß Wieland dessen Prolog zu den neuesten Offenbarungen und das neueröffnete moralische und politische Puppenspiel bei seinem Versuch im Sinne gehabt hätte. Diese beiden Burlesken Goethe's erschienen zuerst im Jahre 1774, und Wielands Titanomachie 1775. Flögel urtheilte über diese letzte, wir würden sie, wäre sie fortgesetzt worden — worauf es Wieland aber gar nicht angelegt hatte — sicher der Scarron'schen gleich setzen, oder gar vorziehen können.

S. 393. Nowär — Noverre. Kraft des Wiedervergeltungsrechts sind wir nur zu wohl befugt, uns dergleichen Freiheiten mit den Französischen Namen zu nehmen. W.

S. 393. Wie Juvenalis in *Satyris* —

Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo
Tuscia vesicae non imperat, etc.

S. 393. Arianen — Ariadne, Gemahlin des Bacchus.

S. 394. Mulciber — Vulcan.

S. 394. Pelion — Name eines dem Olympus, dem gewöhnlichen Sitze der Homerischen Götter, benachbarten Thessalischen Berges. Die Cedern (die man da nicht suchen würde) gründen sich auf das Zeugniß eines gewissen Dikäarchos. W.

S. 394. Michel-Engel — Michel Angelo Buonarotti.

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Vierunddreißigster Band.



Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Vermischte Schriften

von

C. M. Wieland.

Leipzig.
Verlag von Georg Joachim Göschen.
1840.

Inhalt.

Die Bunkliade

oder

die Quintessenz

aus

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen.

1778.

Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein in Prose oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mißtrauen setzten, zum Vorschein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eisen und Longueil unterstützt wurde. Bei uns ist jetzt Chodowiecky der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein deutscher Verleger durch ihn macht, den des französischen so weit überträfe, als Chodowiecky über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für 3½ Thaler Conventionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecky von den besten Abdrücken und, nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch enthalten mag, noch vier bare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen.

Ob dieß auch bei Herrn Johann Bunkels Leben und Meinungen der Fall sey, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiß zu seyn, daß der Herausgeber, nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werth des Buches selbst von so glaubwürdigen Männern als die Monthly Reviewers beigebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren als zu unterstützen gedachte. Denn, wahrlich, „die Biographie seines eignen Lebens, von einem

fünfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgültigen Zeugniß der monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art eben so original als Shakespeare und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmste, seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt — ein solches Buch, von einem solchen Verfasser, macht sein Glück durch sich selbst und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798, gänzlich versichert bin) der deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte; und wenn wir Andern auf seine und der Reviewer Garantie hin auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde.

Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen literarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beinahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daß der Verfasser der Bunkliade sich bewogen fand und, im eigentlichsten Verstande des Wortes, ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der literarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten und, da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben

auszuziehen und die große Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnte, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das, was sie dadurch verloren hätten, einigermaßen zu entschädigen. — Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe, sagt er (1. Th. S. 288), wenig Recht, auf außerordentliche Erkenntniß Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bei der niedrigern Art von Gelehrten antrifft." — Damit man aber gleichwohl begreifen könne, woher so viel philologische, metaphysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische etc. etc. Schul- und Colectaneen-Gelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sey, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleißig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht." — Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daß wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben; und so könnten wir uns billig verwundern, wie die mehr besagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammen stellen und sagen konnten: „Wenn jene Vortrefflichkeit aus angebornem uncultivirtem Genie hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch

romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." — Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer; und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, troß der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker seyn; und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber von dem Allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwei neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit; nicht einmal die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmal wird uns das nämliche wässerige, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm äußerst verhaßte Artikel der alt hergebrachten christlichen Dogmatik bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und, so heftige und unermüdliche Gegner des athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läßt, sind — denn offenbar ist das ganze Buch blos dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der englischen Kirche Luft zu machen — so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein

einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht, wer weiß wie oft, von seines Gleichen und Bessern, als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ist's, wenn man die Versicherung, die er uns 1. Th. S. 7. gibt, „daß er auf der Schule mit besonderem Fleiße Locke's Buch über den menschlichen Verstand studirt und nichts Anderes vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreimal durchlesen und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe;" ich sage, noch lustiger ist's, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studiren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die größte Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sey," mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleien, die der Uebersetzer oder Commentator — der zwar auch ein Rationalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist — beinahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Raisonniren aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beispiele, daß dem, den die Natur am Verstande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bacon, weder Locke noch Leibnitz Verstand eintrichtern können.

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Los nur kümmerlich gefallen, aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln.“ — Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wohl in jedem Betracht ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreiwilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergißt, daß er und Johann Bunkel ex hypothesi nur eine Person seyn soll. Denn, daß Bunkel unverschämt genug seyn könnte, sein Los in dieser Welt kümmerlich zu nennen; er, der achtmal das große Lotterie-Los des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato idealisiren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan, als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleien und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß alles dessen, was sich der wollüstigste Jünger eines Saint-Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht u. s. w., daß er das Alles nur für ein kümmerliches Los halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendende Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Name in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des 1. Th. seinem eigenen moralischen Charakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: Zeige mir deinen

Charakter und deinen Werken! Er bekennt: „Sein Leben sey nicht von großen Vergehungen frei geblieben. Allein bei dem Allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden und, um Anderen Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus einem dunkeln und wolkigen Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube, spricht er, erheitert meine Tage bei allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann.“

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buchs bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens Alles, was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham u. s. w. herum klettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium, kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus und wenigstens eine so große Virtuosin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehendes Fußes mit ihr in ein weitläufiges dogmatisch-polemisches Colloquium gegen die athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. einläßt; hernach sich zu einer sybaritischen Tafel hinsetzt und etliche

Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt; dann wieder klettert, und, krack! wieder eine romantische Einsiedelei, und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Phryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus, und wieder auf den Athanasius und die englische Kirche losgedrescht, und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von Neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederholt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterei, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; — hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammen geheirathetes Vermögen in einer Nacht verspielt und, um wieder zu Casse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Copulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine andere freiet, sie aber eben so bald wieder verliert; dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Stanville wiederfindet und (weil der Herr Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegentliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes ganz zum reinen christlichen Deismus bekehrt anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt, zur See zu gehen und, wiewohl

er vom Seewesen nichts versteht, als Capitain seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen; — endlich im fünfzigsten Jahre seines Alters zurück kommt, ein Landgut kauft und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt und auf ein so wohlgelebtes Leben, mit völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurück zu sehen und aus dieser schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinenteste Buch zusammen zu flicken, das je aus dem Gehirn eines nonconformistischen, stoisch=christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffnen Dritteldings von Deisterei, Pietisterei und Epikurismus hervor gegangen ist! — Das laß mir, als Beispiel betrachtet, das Leben eines Christen oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ist's, wir werden zwischen den Acten dieser feinen Komödie mit allerlei unerwarteten, lehrreichen, erbaulich lustigen Zwischenspielen regalirt, als da sind — die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmerrepublik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bei den Philosophen zu Ulubrä, wo ein merkwürdiger Zweikampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflectirendes Teleskop beobachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber unglücklicher Weise ist der Autor von dem antiathanasischen Teufel so

schrecklich besessen, daß er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich raisonnirten antitrinitarischen Deduction oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Ursachen, für gut sich niemals einzulassen. Wenn er zwei oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läßt, so ist's doch immer nur eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder, wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

In so fern muß man allerdings diesem theuren Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden und zu zweckmäßigen Mitteln, sein System von christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als einmal bemerkt, zu bedauern, daß Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner großen Diana, dem Rationalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sich's versieht, gegen seine notorischen Grundsätze wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel, als ein Mann, der seinen Locke dreimal

durchstudirt hat, sehr oft die Sachen, von denen er schwatzt, nur in einem Nebel sehe, d. i., es deutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse, was er wolle; — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weßwegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannigfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses oder die schönen Engel, die so nach und nach, unter Garantie des Franciskanermönchs Vater Fleming, die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beilager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worin sie beinahe ertrunken wäre, ins Trockne heraus zu tragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowieckischen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Statia Henley, seine zweite Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreiblättrigen Steineiche sich befand,“ neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten

Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede: daß Herr Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinübersetzt und, „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt," die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt und im nämlichen Athemzug eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt, die sich hier mit ihrer schönen Base, Agnesia Vane, in einer gar romantischen Einsiedelei allein befindet und nichts Dringenderes hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres großen Vermögens zu machen. Sein Liebesverständniß mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar auf eine sehr alltägliche Weise beim Gesundsbrunnen zu Harrogate an: allein, da Miß Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citiren wußte, so biß sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung gibt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bei der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens" Gelegenheit, nämlich, durch studirte Betrügerei zwei hübsche Mädchen zu entführen oder, wie er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sklaverei bei ihrem geizigen Vormunde zu befreien — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut seyn, daß nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bei seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen: aber von einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daß sie ganz original ist und, wiewohl sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden; und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes, Karl Turner, bekannt wird. Er war nach seiner löblichen Gewohnheit im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrä zurückzukehren, als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man, als auf einer Treppe, herabsteigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitswärts ein andrer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oeffnung in eine andere Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein großer Waghals ist, entschließt sich herab zu klettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen." Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges, kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit beschäftigt vor der Thüre saß, während nicht weit davon eine andere Zaubrerin stand und Fische angelte. Zwei hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel — für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch sechs

Rachen; um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber, weil der junge Herr, „vor Ungeduld, die zwei Zauberinnen kennen zu lernen," nicht mehr wußte, wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuß aus und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art" herunter. „Es war eben Mittag, fährt er fort, als ich bei den Frauenzimmern anlangte; und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daß sie die Farbe veränderten, und die eine laut zu schreien anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daß ich ihr gehorsamster Diener sey u. s. w." Man muß gestehen, daß dieß wirklich eine drollige und abenteuerliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist; und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserem Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamsten Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden. Aber freilich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnack oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals oder eines schönen, jungen, Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mitunter liefe: wo sollte einer die Geduld hernehmen, sich durch den dumm-ernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht eine der andern gleich seyn. Herr Bunkel hingegen

richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nämliche Todesart hin. Miß Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe,“ überall schändlich zugerichtet, wurde „das garstigste und unerträglichste Schauspiel!“ O Bunkel! Bunkel! Seine liebe Charlotte stirbt zwar nach einem entzückenden Zeitlauf von zwei Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber; aber Stazia, die ihm wenige Tage darauf sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt.“ Wohl ihm, daß es noch mehr hübsche Mädchen gab! daß es eine schöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;“ aber nach zwei Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die Nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie Nr. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, seiner fünften (respective sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichsten ist; denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saßen, durchgingen. Unglücklicher Weise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt (aber freilich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!), spielt seine Phantasie noch wunderlicher; die wird gar zweimal todt gemacht: einmal blos zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser an keiner Krankheit; das zweite Mal aber im vollen Ernst an

den leidigen Blättern, nachdem der liebe Mann vorher seine Interimsgemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen ließ, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwei am hitzigen Fieber und vier an den Blattern! In Summa acht Weiber in zehn Jahren! Chaucers berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freilich einen Unterschied!

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreileibiges Ungeheuer, unter dreierlei verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman, als theologisches Lehrbuch und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Composition ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatiko-polemischen Seite werth sey, ergibt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudirt hat, um denken zu lernen," meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich, als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen, ließe sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer

Menge größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem ehrwürdigen John Bunkel auch als Beispiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten!

Es ist nicht zu leugnen, bei aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört. Ein Christ ist, nach seiner Theorie, ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daß er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt, daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverleugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung ꝛc.“ Christo ähnlich ist; ja, daß er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen vollkommen zu seyn, wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist u. s. w.“ — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzählige Mal durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört und gewohnt ist, die Leute nach dem, was sie schwatzen, zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgibt, ein mit denselben

übereinstimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiedenen Verhältnissen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwatzen nicht — sondern, als ob er einer wäre; lebt aber immer, wie alle Zöllner und Sünder auch leben; bringt seine Zeit mit gut Essen und Trinken, Scherzen, Spielen, Tanzen, Herumschwärmen und Müßiggehen zu; verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern; heirathet eine nach der andern, begräbt eine nach der andern; liegt schon wieder bei einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist und rechtfertigt sich deßwegen — mit seinem Temperament; — verspielt sein ganzes Vermögen in einer Nacht; entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind; — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müßiggänger, Wollüstling und Libertiner und hat die Unverschämtheit — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne Alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — blos aus dem zweiten Theile, der mir just zunächst liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Philosophen zu Ulubrä) setzten sich mit mir bei verschiedenen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier

fänd sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war Alles aufs zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg." — Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bei Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miß Henriette Eusebia, als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41.) an einer vortrefflich besetzten und mit einem großen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust, und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Freilich bezahlt Herr Johann beim Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreieinheit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beschriebene Art, zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — reizende Prinzessinnen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern, sagt er, brachte ich drei Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt u. s. w." Indessen mußt' es zuletzt doch geschieden seyn! Aber auf unsern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisirt (d. i. Wasser ins Meer gießt), und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt, daß es jetzt zehn Uhr sey, und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner großen Freude „verschiedene

Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück" herein bringen. Bunkelchen wird eingeladen und bringt abermals etliche Tage auf Kosten anderer Leute mit Vergnügen zu. Vormittags wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemal „ein herrliches Mittag- und Abendessen." Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel als einer, dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beiwort noch nicht genug gewesen wäre! — Da Bunkel, nächst gutem Essen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miß Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daß sie eine ganz abscheuliche Fußjägerin war und immer bei den Hunden seyn mußte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick, sagt Meister Bunkel, erwartete ich, daß sie sich „den Hals, den lilienweißen Hals" brechen würde. Sonst wurde ich von Allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen u. s. w. Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft, und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurück bleiben?" Diese loyale, altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweiten Tag einen erschrecklichen Fall, wobei er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es, Gott Lob! ohne Schaden ablief und blos zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen

beiden Anlaß gab, auch bald darauf bei einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edeln Weins Alles wieder vergessen wurde; worauf bei einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom großen Verfall des Christenthums sey, und über die Echtheit der heiligen Schrift eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung machen, daß Gott — Gott sey — Die Unterredung schließt sich auf eine erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daß wenn J. C. einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren ꝛc." — Und, in Gemäßheit dieser guten Einschließung, begibt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg und springt über Gräben, Stock und Stein wieder zu den Philosophen von Ulubrä zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beispiele häufen wollten, mit welcher thierisch sinnlichen, schmatzenden Behaglichkeit Hr. Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt widerkäut. Das Buch ist, bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers, voll davon. Uebrigens wird ihm Niemand übel nehmen, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur, daß er so viel Aufhebens davon macht und dieser und

andern sinnlichen Vergnügungen durch die Art, wie er davon spricht, einen so großen Werth beilegt. Und auch dieß nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem mehr als epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgibt, mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen u. s. w., weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Duzend Herren und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren, als die wohlerzogensten Leute seyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen, — und wenn er von allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ist's, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen — und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch

Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!

Ich sehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen Freund bei mir habe, der mir, auf gut Tristrammisch, durch ein Twittel-Dibbel, Dibbel-Dibbel, Twittel Dittel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, — so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein wenig in aller Ehrbarkeit den Vorhang weg und sehen, wie sich der Mann mit seinen schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverleugnung übt. Wir werden finden, daß der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel ist.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohl gelehrten Miß Noel, in freundlicher Antwort auf ihre philologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein halb Duzend Küsse von ihren balsamischen Lippen" raubt, wollen wir, als einen ungezogenen Jünglingsstreich, um so eher übersehen, da Miß Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar, sagt er, fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein, da ich sie um Vergebung bat und ihr vorstellte, daß keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen haben, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten? Mit Freuden, antwortete ich, und sogleich wurde ein Spiel hereingebracht. Wir setzten uns

nieder zu Cribbage u. s. w." Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus seiner Rocktasche hervor guckte. Sir, sagte sie, Sie spielen wohl auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen. Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorliest und sagt: daß er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli" (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) fing ich an auf das lieblichste — wie ich konnte, zu blasen. Aber auch dabei ließ er's nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazu kommen und sogleich vermuthen, daß Meister Bunkel ohne Zweifel eben so gut singe, als spiele. Mit beidem will ich aufwarten, so gut ich kann, antwortete der junge Pennal; und stracks fängt er an sein Lied zu singen (vermuthlich eine Arie des Lulli), das dem alten Herrn „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts" (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zwei Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miß Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzählter Maßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe in den scheußlichsten und widerlichsten Klotz und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten." — Im

Vorbeigehen gesagt, romanhaft denkt und fühlt Häns'chen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseau's neuer Heloise am Bette seiner an eben so scheußlichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freilich unmöglich gewesen seyn, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachdenken voll scheußlichster Beiwörter herab zu schütten. — Aber einem Kerl von Bunkels Temperament ist's allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daß ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miß Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Duzend so ex abrupto geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bei Miß Charlotte Melmoth, seiner zweiten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daß er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt; ungeachtet diese Miß außerordentlich schön war, und Bunkel drei ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb, und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu): so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden,

daß sie zwei geistige Sosiasse oder Copeyen eines von des andern Seele waren." Auf den Leib, sagt er, ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sich's für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt. — Aber freilich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwohl hier selbst, daß auch bei den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die Möglichkeit einer so platonischen Liebe bei einem Temperament, wie das seinige, bei einem dreiwochigen steten Beisammenseyn in einem Wirthshause und zu einer so außerordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Phänomen selbst nicht wohl anders, als durch die Macht, welche das Bild der schönen Miß Noel noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenn's länger als drei Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann wurde, sobald er einmal von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läßt sich für nichts stehen. Indessen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie auf ihrer Seite alles Mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beisammen; aber — „anstatt von der Venus und irgend einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen Academicis und de Finibus u. s. w., mit der Frage: ob Oedipus oder Elektra die beste

Tragödie des Sophokles sey, und in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?" Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge — „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristophanes und von griechischen und römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sanctius und Hycke's nordischem Thesaurus," — und da konnt' ihnen der Asmodeus freilich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den großen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nämlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäusern beisammen sitzen, insofern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben und von nichts Anderm zu reden, als von Cicero de Finibus, Hycke's Thesaurus und Sanctii Minerva." Gewiß ein unfehlbares Arcanum, auf dessen Erfolg Jedermann, auch ohne es probirt zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23sten Jahre, als er diese Probe von platonischem Heldenthum und stoischer Kälte ablegte; und wir finden unmittelbar nach seinem Abschied von Miß Melmoth während seines Aufenthalts bei der frommen Frau Martha Price und sofort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miß Melmoth eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den, seinem Geständnisse nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeisterin der herrlichen Frauenzimmer-Republik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug und „mit ihren wohl gestalteten Füßchen, die sich bei ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidnen Schuhen

und den feinsten weißen Strümpfen sehen ließen," auf ihn machte; welches ihm jedoch als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeihen ist — zumal da das Aergerniß, wofern hier eines Statt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieß eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweijährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25stes Jahr in Ortons Einsiedelei (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Flemings Fleiß zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Philologin Charlotte Melmoth lebt; so möchten wir wohl sehen, was denn Herr Bunkel als einer, der in Selbstverleugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu seyn, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels und scheint sich viel damit zu wissen, „daß er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) Alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion und die damit übereinstimmende Natur es erfordert." — Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte seyn müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das Alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — nichts sagt; und es scheint doch wohl keine übertriebene Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas

Mehreres erwarten, als ein Daseyn, in wollüstiger Ruhe und an einer steten Kette sinnlicher Ergetzungen hingeschleudert. „Ganze Tage brachten wir zu, sagt er, daß wir fischten und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses speiseten. — Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem großen stehenden Wasser zu fischen u. s. w. In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schießjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib über Alles und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses Vogelwerk niederschoß, bis wir des Abends spät über die felsigen Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten und bei unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Großen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir entweder bei einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobei Charlotte ihre göttliche Stimme hören ließ. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse, und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahreszeit, jede Stunde ergetzte uns und machte uns Freude.“ — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bei. „Es war unmöglich, sagt Bunkel, in seiner Gesellschaft mißvergnügt zu seyn. Seine Gemüthsart und sein Singen bei einer Punschschale waren schon zureichend, den Milzsüchtigen aufzumuntern und den Verdrießlichsten

zum Lächeln zu bringen." — All gut, Herr Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genossen, nicht, wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht, was ihr gethan. Essen und trinken und müßig gehen und sich erlustigen und Andre für sich arbeiten lassen ist, wenn ihr wollt, eine gute Art von sardanapalischem, sybaritischem, schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biographie würdig ist es wahrlich nicht! Das heißt weder leben, wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu seyn, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das eben so gut, und ohne daß er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein Andrer zu seyn.

Indessen stirbt Madame Bunkel, nach zwei so glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweise werden auch Freund Thomas Fleming und ein Bedienter nebst zwei Mägden von der nämlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bei dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig: denn er beträgt sich dabei weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. Wie untröstbar mußte ihr Gatte seyn! ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin und stellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemals ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Classe als ein Schulexercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antithesen zusammen geflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der Tod ist es, der den Eroberer sich seines Namens schämen läßt u. s. w., der Tod ist es, der den Stolzen und Uebermüthigen

sagt, daß sie Niederträchtige sind u. s. w., der Tod ist es, der den Reichen zur Rechenschaft fordert und ihm beweiset, daß er ein Bettler, ein nackter Bettler ist u. s. w., der Tod ist es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält und sie darin ihre Scheußlichkeit erblicken läßt u. s. w. — Welchen Keiner belehren konnte, den hast du, o Tod, überzeugt; was Keiner sich unterstehen durfte, das hast du gethan u. s. w. Doch, mächtiger Tod, du vermagst noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Tage des Gerichts u. s. w. Du, o Tod, sey daher Morgens und Abends der Gegenstand unserer Betrachtung. Lehre uns, daß alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns, daß wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen Wesen, in der Absicht gemacht worden, daß wir alle unsere Gedanken und Zeit in Sinnlichkeit und Vergnügungen, Essen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daß wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft u. s. w." — Wir haben von jeher große Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt und sind dato noch im Ueberfluß damit versehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eselei, der dazu gehört, um solche muffige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herab zu schneiden und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann als Betrachtungen in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beispiel. — O Bunkel! Bunkel! du lehrreichster, du originalster, du launigster, angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adams und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun

gewesen wäre, war nun keine Entschliessung natürlicher, als in Ortons Einsiedelei zu bleiben oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hinein zu arbeiten, um den Rest seines Lebens als ein echter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist; so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedelei hervorzugehen und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läßt sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläßt zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blos, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildniß fort zu leben." Denn seine Philosophie und Religion verläßt ihn allemal just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daß ihn das Schicksal wohl einst wieder dahin zurück führen könnte. Denn, sagt er, „es ließ sich ja gedenken, daß herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge durch den Zufall können bewirkt werden." — Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sey, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmal wieder lustig und „macht sich auf, nicht, sagt er, wie Don Quixote in Hoffnung, ein Königreich zu erobern oder eine schöne Prinzessin zu heirathen, sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn, setzt er mit einer unbegreiflichen

stupiden Naivetät hinzu, diese beiden Dinge zusammen genommen waren allein vermögend mich wirklich glücklich zu machen." Sein Diener, O-Finn, muß also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bei einem Skelet von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem Pergament Anderes geschrieben stehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? — Aber freilich ein schönes Stück und über einen Text, über den sich schon was — extemporisiren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: Nimm dieß daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher u. s. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläßt Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes seyn werde, rückt er weiter vor, bis er bei dem alten silberhaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beinahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte große, schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. — „Ihre Schönheit, sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz sogleich und flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte." — Bunkel macht sein Compliment, wird so gut aufgenommen, als er sich's nur wünschen kann, und

in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder, Bunkel muß seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet großes Belieben daran, daß sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen eine falsche Religion erklärt. Morgen früh um 8 Uhr beim Frühstück sollen Sie erfahren, sagt er, was ich für Sie thun will; „wir wollen jetzt das Uebrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen und dann zu Bette."

Morgens früh beim Frühstück erklärt der alte Großpapa, daß er entschlossen sey, Bunkels antitrinitarische Standhaftigkeit durch seine Enkelin Stazia mit den großen, schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen und einem großen, funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. — Nur setzt er die unwillkommne Clausel hinzu, daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 22. Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen große Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie man's in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sey ihm zwar viel Ehre; aber er besitze nicht Eitelkeit genug, zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daß sie dazu gezwungen werden sollte, — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilholz aufhalten und „der Miß Henley die Versicherung geben, daß er ihr gehorsamer Diener sey u. s. w." Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da und wird in dieser Zeit von Jungfer Stazia sehr bezaubert. Soll auch Niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Müßiggänger zugebracht! Denn „Vormittags saß er gemeiniglich in der Bibliothek und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern;

und Nachmittags spielt er mit Miß Henley Karten." — Zu Anfang des März starb der alte Großpapa; und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sey weiter nichts zu thun, als zu heirathen. Ich wollte, sagt er, schon nach dem Franziscaner Fleming schicken — (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — pro forma — sanctificiren läßt). Aber Fräulein Stazia, „wie sie sah, daß sie nun ihre eigene Gebieterin war und ein großes Vermögen, bar Geld und ein Gut hatte, so — hatte dieß Alles (wer hätte sich's träumen lassen sollen?) einen Einfluß auf ihre Denkungsart und machte eine Veränderung." Kurz, die junge Dame gab unserm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstieße, und wenn er zehnmal so viel für den christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen fest; und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freilich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäußert hatte. Er demonstrirte ihr — einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einsetzung sey, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sey und als eine solche die Taufe für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müsse." Es ist Schade, daß wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Deduction voranalysiren

können, um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, daß Jungfer Stazia sich von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen mußte. Diese Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein und ist die angenehmst-seltsamste Art, sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder, deutsch heraus zu sagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menschlichen Hirnkasten heraus geschüttelt worden. Nur etwas Weniges davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortreffliche Stazia, sagt der theure Mann, der von Locke so gut raisonniren gelernt hat, wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will dein Gott seyn und deines Samens nach dir u. s. w. Bedenken Sie, sage ich, daß diese unschätzbaren Segnungen u. s. w. nicht allein mit der größten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden. Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmal u. s. w., und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird aus diesem großen Vorrechte, wenn christliche Frauenzimmer u. s. w. sich zu einem einzelnen Leben entschließen und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten, an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu Christi Theil zu nehmen u. s. w.? Seyn Sie daher vorsichtig, vortreffliche Stazia. — Es ist ein großes

Verbrechen, die regelmäßige Fortpflanzung von Menschen zu verhindern. Lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehelichen Sie sich, ruhmwürdige Stazia, verehelichen Sie sich und lassen Sie den Segen Abrahams über die Heiden kommen! Setzen Sie sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheißung: Ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen u. s. w. Dieß fordert Ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, daß es in den Herzen der Menschen Bosheit seyn müsse, welche bei der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu setzen? — Preiswürdige Stazia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie sich zum Ehestande entschließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie ist euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung, denkt ihr, daß eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel vorgetragen, auf die preiswürdige Stazia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emeticus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miß Stazia etwas Besseres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre, ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als er's zu seinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber so lief es freilich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicher Weise zu vermuthen war. Unter

dieser meiner frommen Vorstellung, sagt er, verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Stazia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Christin. In meinem Herzen ist keine Bosheit — Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben.“ — Bezauberndes Wort! ruft der Mann in seinem Drang, den Himmel zu bevölkern, aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt, und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwei Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen,“ ohne daß er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abrahams über die Heiden gebracht habe.“ — Ein hübsches Geschichtchen in jeder Betrachtung.

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen der nächsten fünf oder sechs Jahre noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so muß sich Frau Stazia nach Verfluß der zwei Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht dießmal nicht so viel Ceremonien als bei seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drei Tagen die Augen nicht aufgeschlagen.“ — Drei ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freilich eine sehr denkwürdige That! Es war aber auch Alles, was Fleisch und Blut bei einem Manne wie der unsrige fähig war. Am vierten Morgen ließ er sich sein Pferd satteln und zog — wieder auf die Freite. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in großer Abgeschiedenheit von der Welt,

nach einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der christlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bei dieser Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Christenthums bei den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkels absetzt, kann man sich leicht vorstellen. Uebrigens, sagt er am Schluß einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut, „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beifall; es ist ein göttliches Leben.“ Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Stazia aufgefordert hatte — und ein solches Leben war nun einmal seine Sache nicht.

Er reitet also fürder und geräth, wie gewöhnlich, in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von achtzehn Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine vater- und mutterlose Waise, zuweilen aufhielt; ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf diese erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler gibt, wird der Gedanke in ihm rege: Das wär' ein Mädel für dich! und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Stazia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bei ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein Horror vacui ganz außerordentlich. Er präsentirte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich

gebildet war, als — ein Frauenzimmer seyn kann," und — was mußte in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daß Ihr Euch deutlicher erklärt. Gut für Euch, daß das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte," so gierig war nach Euch zu schnappen! Denn, da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn beim Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen ließ sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bei ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinirten und soupirten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbei gerufen wurde, die neue Winkelehe, so gut er konnte, zu vidimiren. Nun ging's wieder ans Genießen! — Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung, sagt der gottselige Bunkel, und das, was menschliche Glückseligkeit heißt, genossen wir in vollem Maße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwei Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beisammen.

Das Beste war indessen, daß es auch nicht länger als zwei Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern und hinterließ den armen Mann „untröstlich," — so untröstlich, daß, nachdem er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Stazia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht und nach dem Gesundbrunnen zu Harrowgate reiset, um sich — die vierte Frau zu holen. Das schnödeste dabei ist, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöse seines böckischen alten Adams dienen muß. Denn, wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verließ er Ortons-Lodge blos,

um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ist's, wo den seltsamen Menschen endlich einmal eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er bei seinen verschiedenen Ehen das Mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber gibt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für alle Mal eine allgemeine Antwort gebe (sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe), so halte ich es schon für zureichend anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber, da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind und auch, soviel ich gehört habe, niemals etwas Merkwürdigeres verrichtet haben, als aufstehen und frühstücken, lesen und herumlaufen, essen und trinken; so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich seyn, sich bei der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten.“ — So? Und was Merkwürdigeres verrichtet denn Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bei jeder Berührung aufzittern und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendliche Mal merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind, als alle Ungeziefer seiner Philosophen zu Ulubrä — elender Mensch!

(wiederhol' ich zum zweiten und dritten Mal) der Vater ist, und von Kindern, von seinen Kindern, in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für alle Mal sprechen kann! Deine Einsicht reicht freilich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst, als die schalen Märchen, die du uns von deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen hast! — Doch warum uns ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich seyn? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. — Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden oder nichts Interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freilich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit, an seine Progenitur zu denken. Er muß über Hals über Kopf nach Harrowgate, um sich seine vierte Frau zu holen. Und wo, denken wir wohl, daß er seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? — Die Dame nannte sich Miß Spence und war eine Art von Composition, wie man diesseits des großen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen und die Gestalt der mediceischen Venus. Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daß er sie nicht auch noch, als eine zweite Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Vollkommenheiten

der Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes wie er nicht auch noch die Leier Homers, den Meißel des Phidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? — Bei solcher Bewandtniß kann ihm denn freilich Niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äußerst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun." Miß Spence war „nicht grausam," aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er sie darüber sagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in seiner eignen steiflächerlichen und dumm ernsthaften Manier dafür zurück gibt. Indessen läßt sie ihm doch Hoffnung und bescheidet ihn bei ihrer Abreise zu sich auf ihr Gut zu Eleanor. Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einige Mal auf dem Wege, und jedesmal aus weisen — Autorabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche, wie alle übrige, aus deren ungefährem Beisammenseyn das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht da seyn können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715 als Knabe in Irland, seinem Vaterlande, manchen Contretanz getanzt, auch Komödie gespielt hatte, wo Sie seine Imoinda, und er ihr Valentin gewesen war. In dem Augenblick, da sie sich erkennen, „faßt er sie in seine Arme und erstickt sie beinahe mit Küssen;" und so glücklich ist Valentin Bunkel bei den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt, darüber ungehalten zu seyn, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht." Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann geht's zu einem

auserlesenen Mittagsmahl, wobei sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu setzt) ihrer zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Contretänze getanzt, und die reizende Imoinda war seine Beitänzerin. In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu, ruft unser neuer Apostel aus, erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Eleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg." Natürlicher Weise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Götter nicht nur so für die lange Weile ins Spiel. Aber es geschieht blos, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Winkup zusammen zu bringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, „daß Bunkel mehr trinkt, als er Willens war," und sich so dann leicht bewegen läßt, mit jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken, sagt er, tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beitänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miß Veyssiere von Cumberland, das theure Geschöpf!" — Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein eben so starker Tänzer als toller Reiter gewesen sey. „Der berühmte Paddy Murfy, sagt er, gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist, dieser Herr und Langban, ein

Müller, welche alle Nacht bei des berühmten Stretche's Puppenspiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf ich sie weit: aber gegen Miß Beyssiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und sie wußte solche mit einer solchen Behendigkeit zu machen, daß sie ein in der Luft tanzender Engel schien. Wir tanzten acht Nächte zusammen, und die ganze Gesellschaft sagte, daß wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Aristotelischen Beñuschristin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Winkup mir nicht gesagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, sie einem alten Manne, der ihr Großvater seyn könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern u. s. w." —

Man weiß nicht, ob man über den Pinsel lachen oder unwillig werden soll, der mit solcher Spinnstuben-Waschhaftigkeit seine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt und bei jeder Gelegenheit, wo ihn sein eigner Charakter überrascht, denjenigen, den er angenommen hat, so gänzlich vergißt, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da sie eine Maus erblickte. Man muß gestehen, dergleichen Stellen, wo man nolens volens lachen muß, gibt's hier und da in diesem Wunderbuche; aber freilich nicht über die Laune des Verfassers, sondern über seine Dummheit, die so ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulschellen geben möchte.

Am 1. Juni 1731 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Winkup Abschied, um nun in ganzem Ernst zu Miß Spence nach Eleanor zu wallen. Aber das Schicksal spielt schon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne.

Er verliert seinen Weg abermals und kommt — „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er zu seiner großen Freude Landeskraft, nämlich den Irländer Tommy Clancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen — welches aus Forellen, schönem Bier und einer Schale Punsch bestand,“ — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweier Dorfprinzessinen bekannt, die sich bei ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Namens Kock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fieldings und Smollets Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daß sogar der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein irländischer Dorfschenke erzählt, und ein irländischer Bel-Esprit, wie Herr Johann Bunkel, zuhört; so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweier reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen, als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie sie ordentlicher Weise je und allezeit gewesen sind und seyn werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Acten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen, wie Salomo nichts als Eitelkeit sieht und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt, — hat sich in den Kopf gesetzt, daß ein Paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts Besseres thun könnten, als

sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu lassen. Man sieht, was aus so stark contrastirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen sehen den alten runzligen Vormund für einen Popanz und sich selbst für ein Paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut, sie zu befreien, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheidten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? — Gut! aber einem Bunkel ist Alles zu verzeihen — oder nichts. Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daß er auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen, wie Thomas Klanzy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen Entschluß faßt, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i., auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher seyn, als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es gibt keine Uebelthat, die sich unter gewissen Umständen nicht vermittelst der nämlichen Trugschlüsse rechtfertigen ließe. Stehlen, Ehebrechen, falsch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmischerei, das Aergste mit einem Wort ist nach Bunkels Art zu raisonniren erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert oder einem bösen Menschen sein Concept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Kock verübte Büberei vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowohl von seiner äußerlichen Gestalt als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel —

angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sey nun aus welchem Beweggrunde) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt, der mit seiner Schande prahlt und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. —

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, sechzig englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren.“ „Zu Hause, setzt er hinzu, spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte — u. s. w.“ Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm; und da die Mädchen munter und lebhaft und in Ansehung ihrer jungen Jahre im geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben, viel länger da zu bleiben.“ Aber das wollte sich freilich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mußte doch endlich sein der Miß Spence gegebenes Wort halten. „Ja, sagt er, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miß Tolston oder

die noch schönere Miß Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle beide? um den Segen Abrahams über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können — Aber freilich, setzt er gleich wieder weislich hinzu, wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt." — Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. — Und wo meinen wir daß er sie nun hinbrachte? — Wohin anders als in seine Einsiedelei Orton-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren, daß die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sähen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süßen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweiten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufschloß und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen und verschiedene Getränke hervorbrachte." Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verbante bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bei ihren schönen Gesichtern und Personen, setzt er gleich hinzu, waren sie sinnreich, munter und einnehmend und versüßten mir jeden

Augenblick. Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Spence eingelassen, so wäre ich gewiß bei diesen zwei jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Orton-Lodge ein Eden gewesen seyn. Sie waren beide reizende Frauenzimmer. Miß Landsoy war ein recht göttliches Mädchen."

Bei Allem dem mußt' er der Miß Spence Wort halten. Er setzt sich also den ersten Julius auf seinen Rozinante und reitet wieder auf Harrowgate zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsiger Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paß durch die Felsen, auf dem es so finster war, als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern" hinter den Bergen sich befinde? Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läßt, geht er ihm nach und watschelt beinah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad, wie alle unlustige Pfade unsers Abenteurers — in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefähr zwanzig Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft und gar wohl angelegte, mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, Alles an einem gar schönen See gelegen und mit gar schön hervorragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer Entfernung dem Hause gegenüber gar

schöne Wasserfälle in den See stürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen, sagt der lügenhafte Prahler, als die meisten Menschen; ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so Schönes und Rührendes, als dieß Ganze war, gesehen!“ — Aber freilich wäre dieß Ganze weder so schön, noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musikalisches Buch in der Hand hatte und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmal besann er sich, daß er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drei Tage seyn. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speisete den fünften Julius bei dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmond-Shire, ritt von da nach einem Kartheuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreien Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fischen, gutem Brod, Wein (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen), vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den 8. Julius reiste er weiter und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrov, gegen Nordwest von Thielwall-Castle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle und von da zu der Hütte einer beinah eben so wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden.

Er hieß Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war und sich nach diesen elysäischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalzenen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nösel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabei als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hät. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straße; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regel der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese, wer mag und kann, das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäsche und Schulerercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Pot-Pourri der schon zehnmal aufgewärmten socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreieinheit, Erlösungswerk u. s. w. Man schläft freilich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrowgate zurück und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraße zu nehmen. Dieser Brief setzte ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele, sagte er, ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!“ Er steigt also Morgens um vier Uhr zu Pferde und trifft Abends um sechs Uhr zu Eleanor ein —

„nachdem ich, sagte er, des Tags fünf und siebzig Meilen zurück gelegt, nämlich:

von Harrowgate nach Knaresborough . .	8	Meilen
von da nach Katarik	22	,,
von Katarik nach Gretabridge	15	,,
von Gretabridge nach Bows	6	,,
von Bows nach Brugh in Westmoreland .	12	,,
von da nach Kirby=Steven bei Whartonhall	6	,,
von Kirby=Steven nach Eleanor	6	,,
und also zusammen gerechnet	75	Meil.“

Hat man je gehört, daß ein Biograph seines eignen Lebens die Welt umsonst, um nichts, sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regalirt hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzuheften. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu seyn schien,“ — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet, — als „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung der Fluxionen u. s. w.,“ vor Allem aber von ihrer Stärke im christlichen Deismus, als dem großen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen Alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: daß Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer und ihren zwei Bedienten, nämlich ihrem Lakei und ihrer

Kammerjungfer, den 31sten Julius von Eleanor abreiste, den 10ten August sehr wohl mit ihnen zu London ankam und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehelichet zu werden."

Und nun, liebe Leser, schaut auf und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! — „Der Mensch handelt weise, sagt er, der sich sowohl auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Miß Spence ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor und entschloß mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen." — Nun sehe man einmal, wie klüglich der Mann daran gethan hatte! — Denn sie starb noch, ehe ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, dessen Geschichte nebst der Art, wie solches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäßig darthut: daß, wenn die Herren bei der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaß geschritten und ihr anstatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conserua luiulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd. in aqua hordei gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hülfe glücklich curirt worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel ließ, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich, setzt der lästerliche Mensch hinzu, den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja, ich will!" — Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde

bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern und noch einmal sein Glück zu versuchen.“

Dießmal geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Namens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute und über Chymie, Alchymie, Spießglas, Wismuth, Zink, Arsenicum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt ihr euch verbessern?) beschließt.“ — Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Namens Monkton, stößt, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus und gibt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein Paar Flaschen, sagt Bunkel, redeten von tausend Sachen (das mag ein schönes Salmigondy gewesen seyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beiden Herren nahmen einander so gut an, daß Bunkel sechs Tage da blieb und Herrn Monkton etliche Duzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat große Mühe, sie endlich vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sacrament der Ehe mit ihm

zu begeben; „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, daß die christliche Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben bestehe.“ Indessen ging es drei ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen,“ und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten seyn — als es sich begab, daß er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen mußte. — Leider! sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, mußt’ er wieder umkehren und machte sich sogleich einen großen Spaß aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süßem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein, fährt der liebe Mann fort, ging leise nach meiner Stube, faßte das Schloß sanft an und wollte, wenn meine Zaubrerin schlummerte, diesem Abgott meines Herzens einen Kuß geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich“ — Nun? Leser und Leserinnen! Was meinen Sie daß der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setze Alles daran, was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delicate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte.“ — Das war nun freilich eine Vision, die sogar einen Bunkel mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiß, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äußerste Bestürzung — aber nicht in Wuth, sagt Herr

Cornifiz; ich sagte blos: Ist das Louise, die ich sehe? und schmiß die Thür zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter und den selbigen Weg wieder hinaus, den ich herein gekommen war — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemals wieder gesehen."

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden ist) „mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn," in sein Leben zurück sehen kann, muß doch wohl werth seyn, daß wir diesen Auszug aus seinen Confessions — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biographie für Alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege, sich die fünfte Frau zu holen, und sein moralischer Charakter zeigt sich bei jeder neuen Freierei und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Miß Turner, zu welcher unser Held (im 2. Theil S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herab getaumelt kam. Diese — ist das Erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und, „wenn's möglich ist, sagt er, etwas hübscher" geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase.

Genug, es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigner Herr geworden und im Begriff war, nach London zu gehen und sich dort in der großen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an und meint, sie würden „in irgend einem stillen, angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwei junge Sterbliche es hier auf Erden seyn könnten." Was sagen Sie hierzu, Miß Turner? fragt er sie — und, zu einer Probe, wie es in Miß Cäsia Turners Kopf aussah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber, da ich einmal auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wohl für das Rathsamste, bei meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflößen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch, da ich die Sache noch einmal überlege, entschließe ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit, Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bei dem Spiele zubringen." — Ei, du holdes, wackeliges Schwindelköpfchen! — „Aber, ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten (sagt B.), sah ich schon, daß die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saß vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemälde in der Galerie der Venus" (wo mag das wohl seyn?), „gedankenvoll, warm von Verlangen und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur, meinen Freund, den Pater Fleming, bei der Hand zu haben, um den eingepflanzten

Antrieb rechtmäßig zu machen u. s. w." — O-Finn mußte sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freidenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat; und so setzten sie sich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, daß er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen, fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir daß er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (sagt er), eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehestand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freien als Brunst leiden oder — u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freilich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemals ein morgenländischer Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Bescheidenheit anrechnen, daß er sich an Sieben genügen ließ.

Es gefiel dem neuen Ehepaar so wohl in dem einsamen Wirthshause, daß sie sechs Wochen dort verblieben; und es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken (sagt der große Sponsirer der Frauen), welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. — O des glücklichen, dreimal glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache spricht, wie pressirt er ist, sich

wieder an eine andre machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beinahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederholte:

Nil prosunt lacrimae, nec possunt fata moueri,
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,
Moeror Atimeti conjugis ille mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn, so groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus seinem Vorgeben nach war; so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen.“ Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde und ritt dann, so geschwind er konnte, noch London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause und regalirt uns bei dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blos ein wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zween irländischen Gentlemen, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen und da all sein Hab und Gut bei einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wußte zwar, sagt der unbegreifliche Pinsel, daß diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daß sie keine Religionsbegriffe hatten, daß sie sich den Lüsten ergaben,

jeden gesunden Gedanken und jede Besorgniß durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten;" — allein, wiewohl er das Alles wußte, macht' er doch ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht Cameradschaft mit ihnen, weil er als ein großer Logicus glaubte, „daß sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten." — Was für ein Begriff mag das wohl seyn, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder, wenn dieß der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muß der seyn, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt, als in die Großmuth eines Wucherers oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn, wiewohl er wußte, daß sie gewissenlose Bösewichter waren, so wußte er doch nicht, daß sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ sich also bereden, mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo ihrem Vorgeben nach von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen zu wagen brauchte und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daß Johann Bunkel außer einem hübschen Mädchen nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätte er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bei seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein großer Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte und gewann in zwei bis drei Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit, aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen großen Haufen

Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft, und das Geld bei einem Banquier niedergelegt hatte." Die beiden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen, einer nach dem andern, weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überließen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände."

Nun, es ist freilich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinniger Weise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete große Vermögen, und, was wohl zu merken ist (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Scrupel macht), ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwohl — man hat Beispiele, daß die größten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte man's wenigstens — von jedem Andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz außer mir, sagt er, und wir wollen's ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beim Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab' ich mich

niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bei dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit lang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend." Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserei vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm Alles, und Curl that ihm bei einem Glase Wein im Kaffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Namens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah, zur Entführung allen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curl, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel muß er seyn! weiter nichts! Dem steigt bei so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn, „wenn Jungfer Dunks Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen Andern vermachen sollte" — und Bunkel, der Alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit Allem, was er zur Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk Landhaus; übergibt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerei Ortons-Lodge; verspricht, ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt Alles dieß (wie ihm denn das

Christenthum bei jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muß) durch die Vorstellung, „daß ein Christ sich nicht dieser Welt gleich stellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; woraus (setzt er hinzu) richtig folge, daß eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sey." Miß Agnesia Dunk, als eine Person, „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bei der schönsten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauisch auf ihre Einsicht war," bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daß sein Herz so gesund sey als sein Verstand?" — Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl braucht ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzusetzen — Seine Ohren hätt' er freilich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht sogleich wieder mit Curls Pfandbriefe ab; übergibt dem Alten, der das Bette hüten muß, Parlamentsacten; trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung, die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang unter mancherlei Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung; und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beim ersten Anblick blos sich selbst copirt zu haben. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daß er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Kocks entführte, handelte er blos als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos Don Quixote; hier ist er Schurke — Es ist also klar, daß er hier mehr Bunkel ist, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miß Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu laufen. Das Raisonnement, womit er uns dieß weiß machen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunkel'schen Logik. „Leidender Gehorsam (sagt er) ist in einer Privatfamilie eben so viel Unverstand, als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muß, wie der König, ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt seyn, und, solang er dieß ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürst, Tyrann wird, seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freiheit nimmt, ihr kein vergnügtes Leben gestattet, sondern sie in Banden und Elend hält: dann gibt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bei einem ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freiheit und Friede haben kann; so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davon geht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen sie." Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Proceß mit den Vätern

und den Königen. Gibt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen, ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freiheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben: so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, daß die Redensarten „vernünftig und leutselig seyn“ und natürliche Freiheit und vergnügtes Leben, blose schale Wörter sind, wobei Unterthanen und Kinder denken können was sie wollen? Sieht er nicht, daß ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freiheiten und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater seyn würden; und daß es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweises gegeben, daß der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sey. Alles beruht auf der blosen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwohl nichts weiter sagt, als: „Dunk schränke seine Tochter sehr ein und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um.“ Wer sieht nicht, daß dieß in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet seyn, nichts gesagt ist? Man muß uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt, und was für Ursachen er dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder wir wissen nichts Bestimmtes von der Sache und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für bare Verleumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.

Doch, es ist Zeit, aufzuhören! Nach dieser letzten Probe der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens

unsers Helden könnten wir nichts so Schlechtes und Ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte; und, in der That, das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, daß ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber, wie ein solches Buch unter Britten und Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespeare, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dieß wird wohl, solang es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.

Versuch

über das

Deutsche Singspiel

und

einige dahin einschlagende Gegenstände.

Geschrieben im Jahre 1775.

I.

Herr Burney, dessen musikalische Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland einige Zeit so viel Aufsehens gemacht, wundert sich mit Recht, daß er in allen deutschen Landen, die er durchwandert, nirgends ein deutsches lyrisches Theater angetroffen. Er erkennt, daß die Ursache davon nicht in einem unsrer Nation anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Musenkünsten zu suchen sey. In der That lieben wir Deutsche die Musik so gut als alle andere Völker in der Welt; sie macht schon längst einen Theil der öffentlichen und Privaterziehung bei uns aus; es ist schwerlich eine deutsche Provinz, die nicht seit mehr als hundert Jahren Virtuosen auf allen Arten der Instrumente hervorgebracht hätte; und die berühmten Namen Kayser, Telemann, Händel, Hasse, Graun, Bach, Gluck, Naumann, Haydn, Mozart und andere, machen eine Reihe von Componisten unsers Jahrhunderts aus, die wir (um das Wenigste zu sagen) den größten gleichzeitigen, auf welche Italien stolz ist, zuversichtlich entgegen stellen können. Wahr ist's, der vornehmste und wesentlichste Theil der Musik, der Gesang, ist bisher am meisten unter uns vernachlässiget worden; aber man kann sich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daß auch hieran die Natur keine Schuld hat, und daß es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewisse Veranstaltungen ankäme, um in wenigen Jahren Sänger und

Sängerinnen von der besten Art vielleicht in so großer Menge zu haben, als das musikalische Italien selbst. Wohleingerichtete Singschulen unter der Aufsicht geschickter Meister würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürsten und den Obrigkeiten der vornehmsten Reichsstädte seyn, wenn sie nur wollten, durch Abstellung alter Mißbräuche, durch neue, bessere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotischer und vom Genius ihrer Kunst ohnehin schon erwärmter Tonkünstler, mit sehr geringem Aufwand auch in diesem Fache die Reste der uralten Barbarei aus Germanien zu vertreiben und den guten Gesang — dieses sichre Kennzeichen eines gefühlvollen und gesitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen!

Viele, sonderlich unter dem edel gebornen Theile der Nation, die sich's sonst (ihren Stammbaum und ihre angeborne Anwartschaft an Würden, Präbenden und Fürstenhüte ausgenommen) zur Ehre rechnen, in Grundsätzen, Sitten und Sprache keine Deutsche zu seyn, haben sich bereden lassen und sind zum Theil noch immer sehr eifrig, es Andern auch weiß zu machen, daß die deutsche Sprache sich nicht zum Singen schicke. Auch hierüber ist Burney einer ganz andern Meinung; und sein Urtheil verdient unsere Aufmerksamkeit um so mehr, da er weder unsere Sprache genug versteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeste Gelegenheit gibt, einer vorgefaßten Zuneigung für Deutschland beschuldiget zu werden; er, der uns in seinem Buche noch lange nicht einmal blose Gerechtigkeit wiederfahren ließ. „Ich erstaunte (sagt er), da ich fand, daß die deutsche Sprache, trotz ihrer häufigen Consonanten und Gutturalen, sich besser zur Musik schickt, als die französische.“ — Und wo fand er dieß? Der gute Doctor Museus würde

weniger erstaunt seyn und die Sprache, welche Kaiser Karl der Fünfte (freilich kein Deutscher, wiewohl König in Germanien!) nur mit seinem Pferde wiehern wollte, in einem sehr hohen Grade musikalisch gefunden haben, wenn er die besten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Uz, Weiße, Jacobi, Bürger, Hölty und Anderer, und die Cantaten eines Ramler oder Gerstenberg hätte lesen und ganz empfinden können.

Doch, dieses Vorurtheil, das sonst in Deutschland selbst dem Fortgang unsrer lyrischen Poesie oder unsers Gesangs (denn was ist lyrische Poesie, die nicht gesungen wird?) am meisten im Wege stand, ist uns beinahe verschwunden oder wird sich wenigstens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniß unsrer Sinne halten können. Erst werden wir hören und fühlen, daß deutsche Dichter und deutsche Componisten mit deutschen Gesängen unsre Seelen bezaubern und Alles mit unserm Herzen machen werden, was sie wollen. Dann werden speculative Köpfe kommen und untersuchen, wie das zugehe, und werden — zu großer Verwunderung der ehrlichen Deutschen — finden, daß ein Theil dieser Wirkungen auf Rechnung ihrer Sprache selbst zu setzen sey, die zwar nicht so weich, nicht so voll reiner Sylben in A, E und O, als die wälsche, aber, troß irgend einer andern Sprache, mit einem Ueberfluß der klangreichsten Worte versehen ist, alle mögliche Gegenstände der musikalischen Nachahmung zu malen; alle Bewegungen in der Natur und folglich alle Empfindungen und Affecte des menschlichen Herzens (wozu jene die Bilder hergeben), die sanftesten und zärtlichsten sowohl als die donnernden und stürmenden, mit der größten Wahrheit und Stärke auszudrücken.

Es ist also weder der Mangel an musikalischem Genie bei der deutschen Nation, noch die Unsingbarkeit unsrer

Sprache, was dem Wunsche, unter dem Schutz eines deutschen Musageten ein deutsches Odeon, einen Tempel deutscher Musen, errichten zu sehen, im Wege steht. Es ist ein anderes Vorurtheil, das die lyrischen Schauspiele selbst betrifft; nämlich die beinahe allgemein herrschende Meinung, daß die sogenannte Opera seria ein Werk der Feerei seyn müsse, worin alle schöne Künste mit einander in die Wette eifern, die vollkommenste Befriedigung der Augen und Ohren äußerst sinnlicher und verzärtelter Zuschauer hervorzubringen; oder (um ungefähr das Nämliche mit den Worten des Grafen Algarotti zu sagen), „daß in der Oper Poesie, Musik, Declamation, Tanzkunst und Malerei, alle ihre anziehendsten Reizungen vereinigen müßten, um den Sinnen zu schmeicheln, das Herz zu entzücken und die Seele durch die angenehmsten Täuschungen zu bezaubern." — Solange man mit dem Wort Oper diesen Begriff verbindet, werden freilich nur sehr wenige Fürsten in Europa reich genug seyn, ein so kostbares Schauspiel zu haben oder in die Länge auszuhalten; und daß bei diesen wenigen die deutsche Sprache die italienische jemals aus ihrem verjährten Besitz des lyrischen Theaters verdrängen werde, wird sich wohl Niemand einfallen lassen.

Aber warum sollten denn jene Dinge, die man sich als wesentliche Stücke und unentbehrliche Erfordernisse des Singspiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht eben so wohl als blose Nebensachen betrachtet werden können? — Wir wollen nicht über Worte streiten. Lassen wir immer, wenn's darauf ankommt, die italienische und französische Oper im Besitz dieses wunderbaren Namens und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will, und fragen wir uns dagegen lieber: ob wir nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die

Schöpfer einer neuen sehr interessanten Art von Schauspielen wären, nämlich eines Singspiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfordern, als unsere gewöhnlichen Tragödien, durch die blose Vereinigung der Poesie, Musik und Action uns einen so hohen Grad des anziehendsten Vergnügens geben könnte, daß kein Zuschauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzu dicke Ohren mitbrächte, sollte wünschen können, seinen Abend angenehmer zugebracht zu haben? Eine Oper nach dem bisher herrschenden Begriff ist ein zu kostbares Vergnügen für die meisten Fürsten Germaniens und selbst für die volk- und geldreichsten unsrer freien Städte. Ein Singspiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde so wenig Aufwand erfordern, daß auch die mittelmäßigste Stadt in Deutschland bei etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Musikwesens, als man bisher für nöthig gehalten hat, vermögend wäre, ihren Bürgern, anstatt jener noch im Schwange gehenden bürgerlichen oder anderer noch abgeschmackterer Schauspiele, wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres ein öffentliches Vergnügen von der edelsten Art und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geschmack und Sitten zu verschaffen. Etliche wenige vortreffliche Musikschulen würden eine Menge guter Meister hervorbringen, welche, durch Deutschland verstreut, jeder an seinem Orte wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges, unter dem Schutz eines deutschen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singspiele dieser Art in einem über das Mittelmäßige sich erhebenden Grade der Ausführung öffentlich gegeben würden, würde als das Muster, dem andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen suchten, hinlänglich seyn, den guten Geschmack in diesem Fache durch ganz Deutschland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht Manche diesen meinen Vorschlag als eine Dichtergrille mit Naserümpfen oder Hohnlachen empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der musikalischen Künste (wie man nach Platons Beispiel, außer der eigentlich so genannten Musik, alle mit derselben verwandte oder ihres Beistandes bedürfende Künste und also vornehmlich Poesie, Declamation und Pantomimik nennen könnte) vielleicht keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen über diese gewisser Maßen neue Gattung von Singspiel und über die Mittel, wodurch es vielleicht zur ergetzendsten und herzrührendsten aller Schauspielarten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mittheile.

II.

Es ist bekannt, daß die große Oper der Italiener und Franzosen schon längst von den angesehensten Kunstrichtern in Wälschland, Frankreich, England und Deutschland für eine ungeheure Mißgeburt des schlimmsten Geschmacks erklärt und als eine solche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaß verbannt worden ist.

Algarotti selbst, der schon vor geraumer Zeit in der Absicht, das lyrische Theater zu reformiren, einen lesenswürdigen Versuch über die Oper bekannt gemacht hat, gesteht nicht nur die Wahrheit der meisten und wichtigsten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt solche sogar noch weiter als irgend einer von seinen Vorgängern. „Die Oper (sagt er), die ihrem ursprünglichen Wesen nach der Tragödie der Alten am nächsten kommen sollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Wirkung unendlich weit unter derselben; und wie könnte dieß anders seyn, da weder der

Dichter, noch der Componist, noch der Schauspieler, noch der Decorateur ihre wahre Schuldigkeit dabei thun? Man bekümmert sich wenig um eine gute Wahl des Sujets, noch weniger um die Uebereinstimmung der Musik mit den Worten und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Gesangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung und um die Schicklichkeit der Decorationen. Alles dieß wohl erwogen, was ist begreiflicher, als daß ein Schauspiel, das seiner Natur nach das angenehmste unter allen seyn sollte, das abgeschmackteste und langweiligste wird? Man hat es blos der wenigen Eintracht beizumessen, die unter den verschiedenen Theilen, woraus es zusammen gesetzt ist, herrscht. Daher kommt es, daß ihm nicht der geringste Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daß die Täuschung, die blos durch das Zusammentreffen aller dieser Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt, und also diese Oper, die das Meisterstück des menschlichen Schöpfergeistes seyn sollte, in ein nervenloses, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet ist, das die schimpflichen Beinamen völlig verdient, womit es von einem St. Evremond, Dryden, Addison, Johnson und Andern belegt worden ist."

Es gehört nicht zu meiner dermaligen Absicht, mich in eine Untersuchung einzulassen, inwieweit diesen Klagen des Grafen Algarotti entweder durch den Einfluß seiner Abhandlung oder aus andern Ursachen seither abgeholfen worden, oder inwiefern sie noch immer bestehen. Unleugbar würde es eben so ungerecht seyn, die Vorwürfe, die er den italienischen Opern seiner Zeit macht, auf alle Componisten und Sänger ohne Unterschied auszudehnen, als es unbillig wäre, nicht zu gestehen, daß, nachdem gewisse Mißbräuche sich einmal eingeschlichen und festgesetzt hatten, es

nicht immer in der Gewalt des Componisten, wie viel Genie, Einsicht und Geschmack er auch besitzen mochte, stehen konnte, seiner Einsicht und seinem Geschmack in Allem zu folgen. Indessen fehlt doch unleugbar noch sehr viel daran, daß Algarotti's abgezweckte Reformation wirklich stattgefunden, und die Mißbräuche, über die er so bittere Klagen führt, gänzlich vom lyrischen Theater verdrängt seyn sollten; und man sieht also, inwiefern ich das Singspiel, welches ich meinen Landsleuten anpreisen möchte, eine neue Gattung nenne. Es soll nämlich diesen Namen nicht sowohl darum, weil es in seiner Art einfacher ist und zugleich weniger Aufwand erfordert, sondern vornehmlich deßwegen verdienen, weil es, frei von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenschaften in sich vereiniget, die dieser echte Kenner mit Grund als zum Wesen des Singspiels gehörend ansieht, aber in den meisten Opern fast gänzlich vermißt.

Das Singspiel, insofern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentliche Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen und, insofern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen, näher kommt, als irgend eine andre moderne Gattung, — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein. Hingegen unterscheidet es sich — wo nicht von der griechischen Tragödie, als welche aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eine Art von Singspiel war — doch von allen übrigen heutiges Tags üblichen dramatischen Gattungen durch den wesentlichen Umstand, daß Alles, was in diesen blos Rede oder Pantomime, im Singspiele Gesang und Instrumentalmusik — oder, mit einem Worte, daß die Musik gleichsam die Sprache des Singspiels ist.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem größern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl und musikalischem Sinn ausgesteuert worden, haben gerade diese Eigenschaft, die das Singspiel — zum Singspiel macht, für höchst unnatürlich angesehen und blos aus dieser Ursache die Gattung selbst, als ganz widersinnig und wahre Täuschung hervorzubringen unfähig, verworfen. Das unwidersprechliche Zeugniß ihrer Sinne würde sie, wenn sie sogar auf einem italienischen Theater eine Didone abandonata gesehen und gehört hätten, überwiesen haben, daß eine singende und mit Instrumenten begleitete Heldin rühren kann. Aber auch ohne das hätten sie sich durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daß ihr Beweisgrund nicht Stich halte, weil er zu viel und wider sie selbst beweist. Denn die nämlichen Kunstrichter — die das Singspiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wissen wollten, weil Niemand mit sich selbst und Andern singend zu reden oder seine Leidenschaften, Bedürfnisse und Entschließungen in großen Arien auszudrücken pflegt — mußten aus eben demselben Grunde nicht nur die sämmtlichen Schauspiele der Alten, sondern auch die moderne französische und ländische Tragödie in gereimten und nicht gereimten Versen, ja überhaupt alle Schauspiele schon aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil es unnatürlich und widersinnig ist, daß Leute von ihren wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten mit sich selbst oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Nase sitzen, sprechen und sich dennoch einbilden sollten, daß sie allein seyen, und dergleichen mehr. Jede Schauspielart setzt einen gewissen bedingten Vertrag des Dichters und Schauspielers mit den Zuschauern voraus. Die letztern gestehen jenen zu, daß sie sich, insofern

man ihnen nur wahre Natur in Charaktern, Leidenschaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Ursachen und Wirkungen und so weiter darstellen werde, durch nichts Anderes, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatralischen Vorstellung ist oder blos des mehrern Vergnügens der Zuschauer wegen dabei eingeführt worden, in der Täuschung stören lassen wollen, welche jene Darstellung zu bewirken fähig ist. Beim Singspiele treten Dichter, Componist und Sänger vor uns hin und sagen: „Wir wollen einen Versuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, euch eine interessante dramatische Fabel bis zum möglichsten Grade der Täuschung darzustellen. Wir sind keine so große Thoren, euch weiß machen zu wollen, daß Iphigenia oder Dido oder Alceste, wirklich nach Noten singend, unter Begleitung von Bässen, Violinen, Flöten und Hoboen, gestorben seyen; wir verlangen nicht von euch, daß ihr poetische, musikalische und dramatische Nachahmung und ein dadurch entstehendes Ideal für die Natur selbst halten sollt. Der Maler, der euch die Opferung der Iphigenia, auf ein Stück Leinwand gemalt, in einem schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen hinstellt, verlangt nicht, daß ihr glauben sollt, seine Iphigenia, sein Agamemnon, sein Kalchas leben und athmen in vollem Ernst; ihm genügt vollkommen, wenn sie euch, trotz eurer Ueberzeugung, daß sie nur gemalt sind, zu leben und zu athmen scheinen. Gesteht unsern zu eurem Vergnügen verbundenen Schwesterkünsten das nämliche Recht zu. Wenn wir es in gewissen entscheidenden Augenblicken bis zur Täuschung eurer Phantasie bringen, euer Herz erschüttern, eure Augen mit Thränen erfüllen — so haben wir, was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum solltet ihr mehr verlangen?“ Ich denke, dieß ist ein Antrag, gegen dessen Billigkeit nichts einzuwenden ist.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervorgezogenen Grund entdecken, aus welchem sich das Singspiel gegen den Vorwurf der Ungereimtheit vertheidigen läßt; oder, richtiger zu sprechen, wir werden in der Natur selbst den Grund der unleugbaren Begebenheit, „daß eine singende und von Geigen, Flöten und so weiter accompagnirte Iphigenia oder Alceste uns bis zu Thränen rühren kann," entdecken. Bis dahin ist das, was wir hierüber schon gesagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befestigen: daß das Singspiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet und in so fern, als es den großen Zweck der Täuschung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuschauer wirklich zu erreichen fähig ist, seinen Platz unter den verschiedenen dramatischen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage ist also nun: wie das Singspiel beschaffen seyn müsse, um jenen Zweck zu erreichen? Und diese Frage wird sich hinlänglich beantwortet finden, wenn wir zeigen: 1) was der Dichter in der Wahl und Behandlung seines Stoffs zu beobachten habe, und 2) was für Pflichten dem Componisten obliegen, um das Werk und den Zweck des Dichters mit allen Kräften seiner Kunst zu unterstützen und also das, was Poesie und Tonkunst vereinigt vermögen, wirklich im möglichst hohen Grade bei den Zuhörern hervorzubringen.

III.

Algarotti's an sich selbst richtiger Begriff vom Singspiele, daß es unter allen modernen Schauspielen der griechischen Tragödie am nächsten komme, würde uns, in Absicht auf die

Wahl des Stoffes (Sujets) irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daß alle Sujets, die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfassung, Sitten, Religion, Nationalcharakter, Interesse, Umstände, Alles ist bei uns so sehr anders als bei den alten Griechen, daß es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser Singspiel gänzlich auf den Fuß der alten Tragödie setzen zu wollen. Außerdem kommt hierbei auch der unendliche Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen in Betrachtung. Wie unvollkommen auch bei Allem, was die gelehrtesten Musikverständigen hierin geleistet haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch so viel unleugbar zu seyn, daß unsre heutige Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Gaudimel durch so viele große italienische, deutsche und andere Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite, und auf der andern der Umstand, daß wir eine Tragödie haben, wo die blose natürliche Declamation, durch Action unterstützt, ohne Hülfe der Musik Alles thut, gibt uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Stoffe für dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der musikalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freilich (wie ein gewisser Tonkünstler sich dessen einst vermaß) auch den Altonaer Postreiter in Musik setzen; aber daraus, daß sich Alles componiren läßt, folgt noch nicht, daß man Alles componiren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften; man lasse immer das Sujet eines Singspiels sehr wichtig seyn und dem Dichter große moralische Charaktere, erhabene Gesinnungen,

edle Kämpfe zwischen Tugend und Leidenschaft und also viele Gelegenheit darbieten, unser Gemüth mit schönen sittlichen Idealen zu ergetzen und eine Menge feiner Sentenzen anzubringen: sobald das Sujet politisch, und der Held des Stücks ein Staatsmann ist, — wie zum Beispiel Themistokles, oder gar ein Stoiker, wie Kato von Utica, — so werden weder Componist, Sänger, noch Zuhörer ihre Rechnung dabei finden. Um diese einigermaßen zufrieden zu stellen, wird der Dichter alsdann genöthiget seyn, dergleichen mehr tragische als lyrische Dramen durch episodische Liebesintriguen, so zu sagen, musikalischer zu machen, im Grunde aber sie dadurch abzuwürdigen und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens schönem Ungeheuer nicht groß Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Stoffes viel Staatsinteresse raisonnirt wird, oder wo die Personen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen oder durch den Strom ihrer Beredsamkeit hinzureißen, sollten also vom lyrischen Theater gänzlich ausgeschlossen werden.

Aber auch nicht alle Leidenschaften schicken sich gleich gut dazu, durch Gesang und Musik gehörig ausgedrückt und charakterisirt zu werden. Unstreitig kann die schöne Rede der Dido (in Metastasio's Didone abandonata, Atto II. Sc. 7.), die sich auf eine so innigst rührende Art mit den Worten endigt:

— e puoi lasciarmi?
Ah non lasciarmi, nò,
Bel Idol mio!
Di chi mi fiderò
Se tu m' inganni?

unstreitig kann sie durch den musikalischen Vortrag nicht anders als gewinnen. Aber können wir glauben, daß die

Rede des August, der dem Cinna (des Corneille) sein Verbrechen vorhält und vergibt, in ein Recitativ mit oder ohne Accompagnement verwandelt, auch dadurch gewinnen würde? — Der Abschied der sterbenden Alceste:

O mütterliches Land, o Schwester, o Gemahl,
Zum letzten Mal, zum letzten Mal
Sieht euch Alceste u. s. w.

thut durch die Musik eine große Wirkung; einen so sanften schönen Tod, als Alceste stirbt, kann man schon singend sterben. Aber die Rasereien, die Verzweiflung der sterbenden Kleopatra in Corneille's Rhodogune würden durch den musikalischen Ausdruck und Vortrag entweder so sehr verschönert werden, daß Kleopatra, gegen die Absicht des Dichters, uns Thränen ablockte; oder der Componist, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unsre Ohren durch ein unleidliches Mißgetön martern, und die Sängerin würde, anstatt zu singen, heulen müssen.

Die Musik — dieß ist, däucht mir, hierin das große entscheidende Naturgesetz! — die Musik hört auf Musik zu seyn, sobald sie aufhört Vergnügen zu machen. Alles zu verschönern, was sie nachahmt, ist ihre Natur. Der Zorn, den sie schildert, ist der Zorn des Engels, der den aufrührerischen Satan in den Abgrund stößt; ihre Wuth ist die Wuth der Liebesgöttin über den eifersüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat. Die Wuth des Oedip, der sich in seiner Verzweiflung die Augen ausreißt und dem Tage seiner Geburt flucht, ist ihr untersagt. Alle Gegenstände, die keine gebrochene Farben erlauben, alle wilde stürmische Leidenschaften, die nicht durch Hoffnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen außer ihrem Gebiet.

Ich sage dieß nicht ohne Furcht, zu viel gesagt zu haben und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Gränzen zu setzen, als sie vielleicht wirklich hat. Wer kann bestimmen, wie hoch ein Componist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michel-Angelo unter den Malern — ein Gluck oder Haydn, den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? — Indessen ist doch gewiß, daß eben diese Natur selbst einer jeden Kunst Gränzen gesetzt hat, welche zu überspringen sie nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als verunglücken. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Maler unsern Augen darstellt, durch ihre Wirkung auf ihre Anschauer wie Homer, nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. — Der Maler soll sich nicht unterfangen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche oder unfreiwillige Leidenschaft im Herzen einer Phädra mit dem Euripides in die Wette malen zu wollen; und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daß es nicht der Schauder einer Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers aufdeckt — und, wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daß es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen, Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Ueberwallung eines innigst gerührten Herzens seyn müssen.

Wenn diese Betrachtung die Oedipe, die Atreen, die Fayels und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Helden vom lyrischen Schauplatz ausschließt, sollte nicht aus einem andern, aber eben so treffenden Grunde ein mit Handlung überladenes oder in einen allzu künstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musikalischen Behandlung eben so wenig schicken, als ein äußerst tragisches? — Ich gebe zu, daß wenig Handlung

auch selbst das lyrische Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Componist das nicht sind und nicht geleistet haben, was sie sollen. Aber dieser letzte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muß agirt werden: je mehr Handlung also, je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen und so weiter geben freilich dem Stücke mehr Mannigfaltigkeit und können es vielleicht einer Gattung von Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben und zu flüchtig sind, auch bei den interessantesten Gegenständen zu verweilen; aber die Musik gewinnt nicht dadurch, und der gefühlvolle Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Componist seinem Genie einen freien kühnen Flug erlauben, wo die Musik ihre ganze seelenbezwingende Macht ausüben kann, wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler mit vereinigten Kräften uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affects zur andern mit sich fortreißen und nicht eher ablassen, bis sie uns in eben dieselben Bewegungen gesetzt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? — Und wie kann eine so kleine Ursache so große Wirkung thun? Blos darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind? Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden

Vorstellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen grossen Schlag, den der Dichter an unser Herz thun will, seine volle Kraft zu geben. Hat in einem musikalischen Drama der Dichter oder der Componist diese geheimen Anstalten vernachlässiget, so muß er sich nicht befremden lassen, wenn er uns bei einer Stelle gleichgültig bleiben sieht, welche die größte Wirkung hätte thun sollen.

Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affecte scheint also auf eine ganz besondere Weise zum Wesen des Singspiels zu gehören. Aber diese ist bei einem sehr zusammengesetzten, verwickelten und intriguenvollen Sujet dem Dichter selten oder gar nicht möglich. Er hat alsdann nicht Zeit, uns so tief in das Innerste seiner Personen schauen zu lassen. Er kann uns nicht in diese genaue Bekanntschaft mit ihnen setzen, die das Interesse so sehr verstärkt und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läßt, als wir an den blosen Begebenheiten und Handlungen von Personen nehmen können, die uns ohne eine solche vertrautere Bekanntschaft immer fremd bleiben, wiewohl wir sie alle Augenblicke sehen und hören. Ist es aber des Componisten Schuld, wenn ein solches Stück wenig Wirkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu seyn, wie er durch alle die Hülfsquellen, die ihm die Melopöie und Harmonie darbieten, durch künstlich ausgeführte Sätze, schimmernde Arien, überraschende Passagen, concertirende Instrumente und dergleichen, wenigstens den Ohren der Zuschauer genug thun möge, da er so wenig Hoffnung vor sich sieht, ihrem Herzen beizukommen?

Die Meinung, daß der Stoff des Singspiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen seyn müsse, und zwar aus der Ursache, weil im Singspiel Alles Musik ist, scheint

mir nicht viel mehr Grund für sich zu haben, als wenn man den Kupferstecher auf wunderbare Gegenstände einschränken wollte, weil in seinen Blättern Alles schwarz oder weiß ist. Es ist nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder contrastirender Töne Empfindungen und Leidenschaften zu malen, als eben dieß mit ein wenig schwarzer Farbe auf einem Bogen weißen Papiers zu bewerkstelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verletzt als in diesem. Das Singspiel setzt, wie oben schon bemerkt worden, einen stillschweigenden Vertrag zwischen der Kunst und dem Zuhörer voraus. Dieser weiß wohl, daß man ihn täuschen wird; aber er will sich täuschen lassen. Jene verlangt nicht für Natur gehalten zu werden; aber sie triumphirt, wenn sie mit ihrem Zauberstab noch größere und schönere Wirkungen hervorbringt als die Natur selbst.

Die Einwendung des Algarotti gegen die historischen Sujets der Opern scheint also ohne hinlänglichen Grund zu seyn. Wir können ihm beipflichten, wenn er sagt: „Man fühle gar mächtig, daß Triller und Rouladen im Mund eines Julius Cäsar oder Cato nicht so guten Anstand hätten, als im Munde der Venus oder des Apollo.“ — Aber dieß beweist nur gegen den Dichter, der so wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, dessen ganzer Charakter dem Singspiele nicht angemessen ist, oder gegen den Componisten, der einen großen Mann wie einen weichlichen Atys behandelt. Kein vernünftiger Liebhaber der Musik, der einen Begriff davon hat, was ein Singspiel ist, wird sich darüber ärgern, den Alexander oder den Porus in einem Singspiele singen zu hören; aber ärgern wird er sich, nicht über die Oper, sondern über die schlechte Beurtheilungskraft des Componisten oder über den Eigensinn der Sänger und

die Tyrannei der Mode, denen oft die größten Meister seufzend nachgegeben haben, wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Größe ihres Charakters anständig ist.

Algarotti's übrige Einwendungen gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich blos auf die conventionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach dem von uns aufgestellten Begriffe vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daß die meisten historischen Sujets wenig Schauspiel und Augenweide darbieten" — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daß es nicht leicht ist, schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden" — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt also blos darauf an, ob das historische Sujet zugleich einfach, interessant und musikalisch genug für das Singspiel ist. Ist dieß, so hat es alle wesentliche Erforderniße eines lyrischen Stoffes; das Uebrige kommt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Componisten und des Sängers an. Die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Sujet nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß, insofern im Singspiele Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist, — daß schon aus dieser Ursache etwas in der Natur desselben liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Göttersprache machen wollten, so müßte es, däucht mich, diese musikalische Sprache seyn. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daß wir die griechischen Götter und Götterkinder vermöge eines unwillkürlichen innern Gefühls auf dem lyrischen Theater schicklich und, so

zu sagen, in ihrer eigenthümlichen Sphäre finden; da sie uns hingegen auf dem tragischen, selbst in einem griechischen Stücke, anstößig seyn würden. In dieser Rücksicht scheinen also mythologische Sujets (insofern alles Uebrige gleich ist) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singspiele zu haben als historische.

Eben dasselbe läßt sich gewissermaßen auch von solchen behaupten, die aus dem heroischen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volks genommen sind. — Denn, wenn ich lieber griechische Sujets zum Singspiele wählen möchte, so wär' es mehr darum, weil sie uns nach unsrer bisherigen, hierin lobenswürdigen, Erziehungsart ungleich bekannter und also auch schon darum interessanter sind, als hyperboreische, indianische, mexicanische und so weiter, als aus irgend einem andern Grunde; wiewohl auch der Umstand, daß wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Musen vorzüglich begünstigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht seyn möchte. — Ich sage also, Stoffe, die aus der heroischen Zeit genommen sind, haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singspiele, weil Alles, was diese Zeit so stark von der unsrigen abstechen macht, zusammen genommen ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, dessen Stärke dem Grade unsrer Entfernung von dem ursprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungenen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften wirkenden Menschheit proportionirt ist. Es scheint uns eben so natürlich, daß Menschen aus diesem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unsers Gefühls stärker rührende Sprache reden, das ist, daß sie, statt zu reden, singen, als daß sie stärkerer Leidenschaften, edlerer Entschließungen und kühnerer Thaten fähig sind als

wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen, Iphigenien auf dem lyrischen Theater eben so natürlich als die Göttinnen und Nymphen, die wir als Wesen zwar von höherer, aber doch ähnlicher Art mit jenen zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Ariost und Tasso den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige italienische und französische Operndichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten und so weiter hergenommen haben) machen eigentlich keine besondere Epoche in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der heroischen Heldenzeit der Griechen völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der letztern sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadisen, Rolanden und Rinalden völlig von einerlei Schlag; in beiderlei Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer aller Arten eine Rolle, und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht größere Zaubrerinnen als die Medeen und Circen der Griechen. Von den Stoffen aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also eben dasselbe, was von den heroischen.

Und warum nicht auch von denen aus der poetischen Schäferwelt? — Wohl verstanden, daß darunter weder die metaphysischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden, langweiligen Hirten in unsern ehemaligen Nachspielen, sondern eine Art von Hirten gemeint sind, wozu uns die Natur selbst die Originale gegeben hat und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch gibt. Die Schäferwelt der Dichter, das selige Hirtenleben der ältesten Menschen, wovon das Arkadien unsers Geßners das Ideal ist, fällt bei den Griechen in die nämlichen

heroischen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menschen lustwandelten, Apollo in Gestalt eines schönen Hirten die Heerden des Admet weidete, Jupiter und Mercur in Philemons Hütte Zuflucht suchten, und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Diese Hirtenwelt ist für uns nicht weniger wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiß ohne Vergleichung anziehender. Denn was ist, zumal in einem gewissen Alter oder in der Gemüthsstimmung, worin wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Fesseln, der Thorheiten und Mühseligkeiten des höfischen und städtischen Lebens überdrüssig sind, was ist uns dann angenehmer, als diese lachenden Gemälde von Ruhe, Unschuld, Liebe und Glückseligkeit? dieses mehr zum Vergnügen als aus Noth beschäftigte, sorgenfreie Leben im Schoße der Natur? diese selige Gleichheit, diese von Wildheit und Verkünstelung gleich weit entfernte schöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unser Herz sagt, daß ohne Alles dieß kein glückliches Leben sey? Wie natürlich also, daß wir uns so gern in dieses Arkadien versetzen lassen, daß wir die Darstellung desselben auf dem lyrischen Schauplatze lieben und, wenn ein Dichter wie Geßner mit einem Tonkünstler wie Pergolesi sich zusammen fänden und uns lyrische Schäferspiele gäben, sie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

IV.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben: „daß dem Dichter eines Singspiels zur Wahl seines Stoffes nicht nur die griechische Götter-, Helden- und Hirtenwelt, nebst der neuern Ritterzeit, sondern sogar die wirkliche Geschichte offen stehe; daß aber darum nicht jedes Sujet aus einem dieser

selber tauglich sey, sondern die Wahl des Dichters nur auf solche fallen müsse, welche der musikalischen Behandlung fähig sind;

„Daß er also 1) alle diejenigen bei Seite legen müsse, die entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil sie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen sind, sich besser zur Tragödie als zum Singspiele schicken;

„Daß er 2) in der Wahl selbst für solche Charakter, Leidenschaften und Situationen sich entscheiden müsse, die durch die musikalische Verschönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren;

„Daß er 3) den Plan so einfach anlegen und auf so wenige Personen als möglich einschränken und schlechterdings, wo nicht alle Episoden, doch alle solche vermeiden müsse, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden;

„Endlich 4) daß er hauptsächlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung, als in äußerlicher Handlung darzustellen."

In diesen an sich selbst einleuchtenden Grundsätzen ist, däucht mich, Alles enthalten, was der Dichter eines lyrischen Drama (außer den Gesetzen, die allen dramatischen Werken überhaupt gemein sind) in Absicht auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zu leisten hat, und was die Zuhörer mit Recht von ihm fordern können und fordern sollten, weil sie ihm, ohne ihrem eigenen Vergnügen Schaden zu thun, nichts davon erlassen können.

Denjenigen, welche die wälschen Opern kennen, brauche ich nicht zu sagen, daß Singspiele, nach diesen Grundsätzen verfaßt, in der That eine neue Gattung seyn und die große Wirkung, welche Algarotti in der Oper seiner Zeit vermißt, unfehlbar hervorbringen würden, wofern der Componist

mit dem Dichter aus einem Geist und auf einen Zweck arbeitete, und die Sänger den Pflichten, die ihnen von beiden aufgelegt werden, genug zu thun den Willen und das Vermögen hätten. Bei dieser freilich zu jenem Zweck schlechterdings nothwendigen doppelten Bedingung sey mir erlaubt noch etwas länger zu verweilen.

Algarotti beginnt diesen Abschnitt seines Versuches über die Oper mit einer äußerst strengen Declamation gegen die Ausartung und verderbte Beschaffenheit der Musik unsrer Zeit. — Es ist bemerkenswerth, daß diese nämliche Klage vor sechzehnhundert Jahren von Plutarch und vor mehr als zweitausend schon von Plato geführt worden ist. Die Gelehrten wissen, wie heftig dieser letztere über die Ausartung, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Musik seiner Zeit eifert. Und zu welcher Zeit that er das? Zu einer Zeit, da die Musik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch sehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Contrapunct und vielstimmiger Harmonie hatte; da die meisten Instrumente, womit unsre Virtuosen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden oder noch sehr unvollkommen waren; da der größte Chor weiter nichts thun konnte, als dem Vorsänger nachzusingen; und der ganze Gebrauch, den man von den Instrumenten dabei zu machen wußte, darin bestand, daß man sie mit der Singstimme eine oder mehr Octaven höher oder tiefer fortlaufen oder höchstens auf gewissen Grundtönen aushalten ließ. Doch dieß hindert nicht, daß jene Klagen Plutarchs, Platons und andrer weisen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund sollten gehabt haben; denn sie gingen doch hauptsächlich darauf, daß man zu ihrer Zeit (wie zur unsrigen) das Schwere dem Singbaren, die Absicht, durch die äußersten

Grade der künstlichen Ausführung in Erstaunen zu setzen — dem edlern Bestreben, das Herz zu rühren, und, wenn man auch dieß Letztere suchte, die Erweckung wollüstiger Gefühle und Leidenschaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder der Erhebung der Seele zu den schönsten Gesinnungen und der Anfeurung derselben zu großen Thaten vorzog.

Die Musik eines Volkes — wie vollkommen oder unvollkommen sie übrigens seyn mag — steht immer in sehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbniß der Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloseste Ausgelassenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüsten und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu Allem, was Kraft, Anstrengung, Enthusiasmus und Aufopferung voraussetzt oder fordert, — zum tiefsten Grad herunter gesunken war. Eben so lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen (nicht mehr die Homerischen) und besonders seine Athener von der vormaligen edeln Einfalt ihrer Sitten sich schon sehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meistens schon verloren und mit Asiens Reichthümern auch an Ueppigkeit und Wollüsten Geschmack gefunden hatten. Nothwendig mußte in beiden Zeitaltern auch die Musik (und diese vorzüglich vor andern schönen Künsten, weil sie unter allen am stärksten auf die Leidenschaften wirkt) mit den Sitten ausarten; mußte die Einfalt, Kraft und Würde verlieren, die sie gehabt hatte, da Gesang und Tanz von den Orpheen, Amphionen, Phoroneen u. s. w. zu einem gottesdienstlichen und politischen Hülfsmittel gemacht worden war. Nothwendig mußten in einer Zeit, wo ein Alcibiades — Perikles, und eine Lais — Aspasia war, auch die Musen zu Dienerinnen

der Wollust werden, so wie die pindarischen Grazien, ihres ehrenvollen Amtes, die Gastmähler und Tänze der Götter und Alles, was im Olympus geschieht, anzuordnen, entsetzt, zu blosen Gespielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herabgewürdiget wurden.

Indessen ist doch wohl nicht zu leugnen, daß der göttliche Plato seiner Gewohnheit nach die Sache zu weit trieb, wenn er unter dem Vorwand, alle Veränderung in der Musik sey den Sitten gefährlich, verlangte, daß die Griechen nach dem Beispiel der Aegypter der Musik unter der Sanction eines furchtbaren Strafgesetzes eine eben so unveränderliche Einförmigkeit auferlegen sollten, wie der Staatsverfassung und den gottesdienstlichen Gebräuchen. Bekannter Maßen erstreckte sich bei den alten Aegyptern dieses Gesetz auf alle schöne Künste, welche sich durch diese vorsichtige Politik der Priester (der ersten Gesetzgeber und Regenten Aegyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt sahen. Wenn es auf Plato und seine ägyptischen Priester angekommen wäre, so hätten die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Phidias, Myron, Lysippus, Zeuxis und Apelles — sie hätten sogar keinen Homer gehabt.

Es ist immer eine eigene Grille aller philosophischen Mißvergnügten und Weltverbesserer gewesen, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht seyn kann, und über alle Folgen seines natürlichen Strebens nach Vervollkommnung zu schmälen, welches doch gerade das ist, was ihn zum Menschen macht. Plato und Plutarch verdammen die Musik zu einförmigen, feierlich langsam hintönenden Melodien, weil zwei- und dreigeschwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr die Sitten verderben könnten; gerade so, wie Rousseau die Wissenschaften aus seiner

Republik verbannt, weil sie Sophistereí und Hypothesen, Dogmatiken und Polemiken, kurz, viel Unraths und böser Händel in die Welt gebracht haben.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Kunstfertigkeit, Wissenschaft und Tugend führt zu neuen Abwegen auf beiden Seiten. Was thut das? Anstatt darüber zu wimmern, daß wir nicht noch immer in der Wiege liegen oder am Führbande gehen, laßt uns lieber darauf denken, wie wir des Guten, dessen uns jeder Fortschritt auf der Laufbahn der Menschheit theilhaftig macht, mit so wenig Nachtheil als möglich genießen mögen, ohne uns an diese Gesellen des Doctor Peter Rezio von Tirteafuera zu kehren, die auf jedes Gericht, wovon wir kosten wollen, unter dem Vorwande, daß es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu süß oder zu sauer sey, ihr verwünschtes Stäbchen fallen lassen und uns aus lauter Sorge für unsre Gesundheit hungern ließen, bis uns die Eingeweide zusammenschrumpften.

Wer nur überhaupt an die großen Meister in der musikalischen Composition denkt, die in den nächsten fünfzig Jahren mit einander in die Wette geeifert, und an die vortrefflichen Werke in so mancherlei Arten, die sie hervorgebracht haben, der könnte leicht bei Algarotti's Klageliedern über den Verfall der guten Musik den Bräutigam zu hören glauben, der sich beklagte, daß seine Braut zu schön sey. Und gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß viel Wahres an seinen Klagen ist.

Was ist zum Beispiel gegründeter, als seine Beschwerde: „daß die Mode — nicht zufrieden, über Kleidung und Kopfputz zu herrschen — ihr unbefugtes Ansehen sogar über die Werke einer Kunst ausdehne, welche der Natur nachahmen

und also unveränderlich seyn soll wie sie." — In der That ist nicht wohl abzusehen, warum man denjenigen, der ein musikalisches Werk blos darum, weil es alt ist, gering schätzt, nicht eben so lächerlich findet, als derjenige seyn würde, der ein Gemälde von Tizian oder Correggio deßwegen verachten wollte, weil es dritthalb hundert Jahre alt sey. Liegt denn der Grund, warum ein Gesang schön ist, nicht eben so tief in der Natur, hängt er nicht eben so wenig von Willkür und Zufall ab, als der Grund, warum ein Gemälde oder ein Gedicht schön ist? Gewiß, der anmaßliche Liebhaber der Musik, für den eine Arie von Leon oder Vinci aus der Mode ist, wird (wenn er aufrichtig seyn will) aus den nämlichen Ursachen die Toilette der Venus von dem Antigrazienmaler Boucher der Verklärung von Rafael vorziehen! — Daß der musikalische Geschmack zu gewissen Zeiten oder bei einem gewissen Volke so verdorben seyn könne, daß die Meisten, von den tonangebenden Midassen verführt, das wahre Schöne nicht fühlen und dagegen Grimassen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achseln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein musikalisches Werk, das zu irgend einer Zeit vortrefflich war, das ist, eine große, allgemeine Wirkung auf Herz und Einbildungskraft that, wird es zu allen Zeiten bleiben. Fehlt es etwan an Beispielen, die diese Wahrheit beweisen? Thut das berühmte Miserere des Allegri, wiewohl es über hundert und fünfzig Jahre alt ist, in der päpstlichen Capelle nicht auf Alle, die es hören, noch immer eben dieselbe wunderbare Wirkung? Werden nicht die Chöre in den Opern eines Lully und Händel noch immer herrlich und unübertrefflich gefunden? Und wenn Kenner von den Arien dieser großen Meister weniger vortheilhaft urtheilen, kommt es nicht blos daher, weil sie (wenigstens großen Theils, was auch die

Ursache seyn mag) in ihrer Art nicht so vortrefflich als die Chöre sind? — So würden nicht nur Kenner, sondern alle Menschen, die ein Paar hörende Ohren und ein fühlendes Herz haben, von musikalischen Werken urtheilen, wenn (was mehr zu wünschen als zu hoffen ist) einmal als ein allgemeiner, fest stehender Grundsatz angenommen wäre: daß man den Werth einer musikalischen Composition blos nach den Wirkungen, die sie auf unser Gemüth macht, bestimmen müsse.

Uebrigens mag wohl (im Vorbeigehen gesagt) ein besonderer Grund vorhanden seyn, warum bei den Italienern die Begierde nach Neuem dem Geschmack am Schönen so viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es blos an der außerordentlichen Liebe dieser Nation für Alles, was Musik heißt, und an dem Umstande, daß man (besonders in Neapel und Venedig) allenthalben, wo man geht und steht, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande, Gesang und Saitenspiel um die Ohren klingen, schwirren und sausen hört. Ein schöner Gesang erregt in seiner ersten Neuheit ein so allgemeines Entzücken, daß er in Kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er so oft gesungen, so oft verschlungen, so oft mit ganzem und mit halbem Ohre gehört, daß er bald aus einer physischen Ursache keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem so gefühlgierigen Volke, als die Italiener sind, mehr Ueberdruß als Vergnügen machen muß. Man könnte sich ja zuletzt an der Venus selbst müde sehen; und wer nur zehn Tage hinter einander immer das nämliche Solo von Besozzi hätte blasen hören, würde sich zuletzt nach dem Dudelsack eines Bärenführers sehnen.

Indessen gestehet Algarotti, daß diese Veränderlichkeit des Geschmacks seiner Landsleute der Musik wenig schaden

würde, wenn der Hauptfehler nicht an den Componisten selbst läge. Diese Künstler vergessen, seiner Meinung nach, gar zu gern, daß die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsre Seele macht, nur ein schaler Ohrenschmaus ist; daß Musik und Poesie Schwestern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daß, auch wenn sie sich vereinigen, die erste der andern untergeordnet seyn muß, und daß Alles verloren ist, sobald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will.

In der That, wenn die Operncomponisten so oft, als es ihnen Algarotti Schuld gibt, in dem Falle sind, jene unleugbaren Grundsätze zu vergessen, so haben sie sehr Unrecht. Denn was unternimmt der Componist, der das Werk eines Dichters in Musik setzt, Anderes, als die Zeichnung und Skizze eines Andern auszumalen? Und was könnte dabei heraus kommen, wenn er sich nun einbildete, nach eigener Willkür verfahren zu dürfen, und weder in der Wahl und Mischung der Farben, noch in Vertheilung des Lichts und Schattens, noch im Ton des Ganzen die Gedanken des Erfinders zu Rathe ziehen wollte? Musik und Action sind im Singspiel blose Organe, wodurch der Dichter auf unsre Seele wirken soll. Noch richtiger könnte man sie mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zugegeben sind, um sie anzukleiden, zu schmücken und zu bedienen, und denen es gar nicht einfällt, auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Wirkung des Gedichts, über welches er arbeitet, der juckenden Begierde, seine Kunst sehen zu lassen, aufopfert, ist einem Maler gleich, der die Juno vernachlässigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch es würde ungerecht seyn, wenn man den Componisten und unter ihnen so manchem grossen Meister (welche hierin mit den übrigen sich so ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum besondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmal angenommenen Begriffs von der Oper und des einzigen Effects, den man dabei abzielte, war. Denn diesem Begriff zufolge war Ohren- und Augenlust Alles, was die Zuhörer verlangten, und Alles, womit man sie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Componisten, des Decorateurs, der Sänger und Tänzer, der seine Schuldigkeit schon gethan hatte, wenn er seinen gebietenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opernmusik, der Zuschnitt aller besondern Theile, die Form der Arien und Recitative, Alles gründete sich auf diesen Begriff und bezog sich auf diesen Zweck.

Daher diese Ouverturen, die (wie andere Symphonien), immer aus einem Allegro, Adagio und Presto zusammen gesetzt, mit dem Stücke selbst gemeiniglich nicht die mindeste Verbindung haben und (wie Algarotti sagt) den Exordien gewisser Canzelredner gleichen, die mit einem Strom von schönen Phrasen nichts zur Sache Gehöriges sagen, sondern eben so gut zu jeder andern Rede gebraucht werden können.

Daher die gewöhnliche Vernachlässigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Componist und Sänger, als über etwas ihrer Aufmerksamkeit und Kunst Unwürdiges, so schnell als möglich wegeilen, und die man meistens nur als eine Art von Ruheplätzen betrachtet, wobei Sänger und Zuhörer Athem schöpfen, jener seine Kräfte zu einer grossen Bravourarie sammeln, diese nach Herzenslust plaudern, lachen,

liebäugeln, spielen oder schlafen können, bis sie wieder durch das prächtige Geräusch oder zärtliche Getön eines Ritornells erinnert werden, daß eine neue Arie im Anzug sey, die, wenigstens um der schönen Rouladen und Cadenzen des Sängers willen, Aufmerksamkeit verdiene.

Daher, daß man die Arien als die Hauptsache in der Musik einer Oper behandelte; aber nicht etwa, um eine große Wirkung auf das Herz dadurch zu thun, sondern um dem Componisten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo sie mit einander um den Preis ringen und alle ihre Künste, die Ohren zu bezaubern, zu überraschen und in wollüstiges Erstaunen zu setzen, in die Wette auslassen könnten. Daher die unendliche Ueberladung derselben mit Zierrathen; daher die ewigen seiltänzerischen und meistens gar nichts sagenden Passagen; daher die bis zum Ekel getriebenen und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederholungen der Wörter; daher die Abtheilung der großen Arie in drei Theile und das oft so unnatürliche da Capo; daher die unmäßig langen und unschicklichen Ritornelle, wo zum Beispiel ein Mensch, der vor Zorn außer sich ist, mit verschränkten Armen da steht und wartet, seine Wuth ertönen zu lassen, bis das Orchester ihm das rauschende Thema seiner Arie mit einer Menge Wendungen und Verzierungen vorgespielt hat: aber daher auch der Ueberdruß eines jeden Zuhörers von Gefühl, der sich durch das Vergnügen, das ihm eine Lieblingssängerin mit allen ihren Wunderkünsten machen kann, für die gähnende Langeweile, die ihm das ganze Stück verursacht, nur schlecht entschädigt hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunsten mancher bekannten Stücke oder einzelner Scenen, sonderlich in den besten Opern des Metastasio, zu machen sind, verhindern nicht, daß alle

diese Vorwürfe, welche Algarotti dem wälschen Singspiele macht, nicht überhaupt nur zu wohl gegründet seyn sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so großem Genie, als Hasse, Graun, Jomelli, ein Galuppi und so weiter, die Aufforderung, ihr Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen, die in einer Didone abandonata, einem Demofoonte, Siroe, Tito an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber dessenungeachtet blieb es in Absicht des Ganzen immer bei dem einmal eingeführten und zum Gesetz gewordnen Herkommen. Weder Dichter noch Componist waren Meister, zu thun, was sie wollten; beide mußten sich, gern oder ungern, der Tyrannei der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publicum, welches in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierin zu sinnlich, um eine gründliche Reformation des Singspiels, soviel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der mächtige Genie eines Gluck dieses große Werk unternommen hat, das — wofern es jemals zu Stande kommen kann — durch einen Feuergeist wie der seinige geweckt werden müßte. Der große Erfolg seines Orpheus und Eurydice, seiner Alceste, seiner Iphigenie würden Alles hoffen lassen, wenn sich nicht unüberwindliche sittliche Ursachen gerade in jenen Hauptstädten Europens, wo die schönen Künste ihre vornehmsten Tempel haben, seinem Unternehmen entgegen setzten! — Künste, die der große Haufe blos als Werkzeuge sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen und die Natur auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der willkürlichen Gewalt der

Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpirt worden: — ist ein groses und kühnes Unternehmen! aber zu ähnlich dem grosen Unternehmen Alexanders und Cäsars, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen, um nicht ein gleiches Schicksal zu haben. Eine Reihe von Glucken (so wie zum Project einer Universalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäsarn) würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur über die Musik, diesen einfachen Gesang, der wie Merceurs Schlangenstab die Leidenschaft erweckt oder einschläfert und die Seelen in Elysium oder in den Tartarus führt, diese Verbannung aller Sirenenkünste, diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur grosen Einheit des Ganzen auf dem lyrischen Schauplatze herrschend und fortdauernd zu machen. — Gluck selbst — bei allem seinem Enthusiasmus — kennt die Menschen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um so etwas zu hoffen! Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was die Musik thun könnte, wenn in diesen unsern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und in diesem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singspiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Sophokles und Euripides that.

Die Perspectiv

in den

Werken der griechischen Maler.

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beinahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die griechischen Maler und Künstler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perspectiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniß gehabt und in ihren Werken von dem, was sogar die blose Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging so weit, den Parrhasien und Apellen und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntniß der Perspectiv und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat, bemüht sich, das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspectiv nicht so unwissend gewesen, als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajans, geschlossen; und dann, daß, wofern sie auch (wie freilich nicht zu leugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dieß nicht aus Unwissenheit, sondern mit gutem Bedacht und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheil nach größerer Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewisse Basreliefs und Münzen und sogar auf einige

von der Zeit noch geschonte Gemälde von unbezweifeltem Alterthum, z. B. auf die sogenannte aldobrandinische Hochzeit, die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen, theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern, wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den Jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, daß die griechischen Künstler mit den Regeln der Perspectiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl sich vielleicht Manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen Andern eine Stelle im Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdieß noch dadurch vorzüglich ist, weil sie eine bessere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst die Perspectiv so gänzlich vernachlässigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im drei und achtzigsten Abschnitt des zweiten Buchs de Oratore, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnißkunst (deren Erfindung dem

Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Malers vergleicht, „welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheidet;" — pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.

Mir dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zwei Sätze, worin Alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nämlich unter den Malern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden; aber nur Maler vom ersten Rang besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimniß machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren, ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben, als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohnedieß unbegreiflich seyn, wie die größten Maler der Griechen in einem so wichtigen Theil der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von Phidias, ungezweifelt wissen, daß er unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben: zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers Lamberts

Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebenen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchem sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beim ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und vollendeter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerissene Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollene Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werk ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mensch sich habe entschließen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstück seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumphirte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe, wo sie stand, ein kleinliches Werk ohne Ausdruck, ohne Kunst; die von Phidias hingegen entzückte Jedermann durch eine Großheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntniß der Perspectiv voraus, und diese mußte damals wenigstens noch ein Geheimniß seyn, welches

er allein besaß, weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen und am Fußgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun, daß er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen lassen sich ohne Beobachtung derselben in einem verhältnißweise kleinen Raume schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung der Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Malern, die der Perspectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenoß, Gehülf und Freund des Phidias — der Erste, der nach dem Zeugniß des Plinius Symmetrie in die Malerei brachte, seinem Freund und der Natur, die er so sehr studirte, daß er es in der Reinheit der Umrisse allen Andern zuvorthat, nicht auch von seinem Geheimniß abgelernt haben? Sollte es dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Malerschule zu Sicyon, dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben seyn, von welchem Plinius sagt, daß er der Erste gewesen, der die

ganze Encyklopädie aller einem Maler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sey, ohne welche, seiner Meinung nach die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Auch Herr Sallier schließt mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Malers in der Perspectiv, soweit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Maler geblieben sey. Pamphilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr Wenige reich genug waren, sich in seine Schule zu begeben oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er forderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Maler-Encyklopädie und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

Ueber die Ideale

der

Griechischen Künstler.

1.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit vier tausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radotirt haben, nicht schon einer gewesen ist, der uns a priori bewiesen:

„daß die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sey."

Sollte es schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Verdienst um die Menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweist:

„daß die Pferdegestalt unendliche Mal schöner und vollkommner sey als die menschliche."

Was indessen Niemand zu leugnen begehren wird, ist dieß: daß es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt, die uns schöner vorkäme, zu erfinden, als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber, so ausgemacht dieß ist, so wenig kann geleugnet werden, daß schwerlich jemals ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daß seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner, als sie war, hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht

Ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein Schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, daß ich beinahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?" — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Untersuchungen, wo es immer ein Unglück ist, gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen physischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, Anderes erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäßigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke von Mutterleibe an nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind, zum Nachtheil der

Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemals auch nur bei einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt, ein bloser abstracter Begriff, dessen Object ausserhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existirt hat, nie existiren wird, nie existiren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären (wie Jemand behaupten wollte) zur Zeit, da die bildenden Künste unter ihnen blühten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen, so konnte ihnen doch kein Alkibiades noch Phädrus, keine Lais, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung glaubt, die sehr natürliche Frage: Woher kam dieß? folgender Gestalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunst nichts Höheres, Reineres, Edleres erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit;

„so hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginirten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also blos neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„aber — sie hatten eine höhere Natur um sich; und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler copirt seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;

„nun machten die alten griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen;

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken."

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt, und dieß sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künstler, der z. B. die Niobe oder den vaticanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und in so ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wohl sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewohl sich darum Niemand einfallen ließ, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten Idealen der griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imagination spreche, so ist meine Meinung, daß einige ihrer Werke weder Copien noch Carricaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die außer der Imagination des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daß sie einen Grad von Schönheit oder Größe und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

daß auch hier wie in allen menschlichen Dingen ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und daß die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter

der Anbrik Ideale in eine Masse zusammenwirkt, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allein in einerlei Bedeutung zukommen könne. Endlich scheint mir ein Resultat von Allem diesem: daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nämliche Gelegenheit und Freiheit hätten, die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nämlichen großen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht Alles, was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Dieß sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend Einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat, sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „daß es Tugend sey, sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben,“

mich nie verhindert hat, noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen, warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andere Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freilich (wie alle in hohem Grade vortreffliche Menschen), je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat, sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nation — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern u. s. w., und dieß macht einen großen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine und zwanzig andern Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bei Vielen als die zusammengesetzte Wirkung ganz verschiedener Ursachen an: unter diesen letztern ist freilich die Vortrefflichkeit der großen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat; und der Genie- und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben — eine Autorität,

die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damals Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger, unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungene Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarei durch so mancherlei Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beim Vortrag einer Lieblingsmeinung oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt, als man sagen wollte, oder bei kälterm Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das Ihrige bei, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter u. s. f. auch darunter gemeint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? — Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie

nicht einmal in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgenossen des Sokrates, Xenophon, Diogenes u. s. w. gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

4.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk, und schöne Personen unter ihnen nichts Seltenes gewesen, läßt sich allerdings beweisen, und es leugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu irgend einer Zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiß ich nichts. Selbst unter wohlgebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wohl bei den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Lais und Phryne so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den griechischen Weibern etwas so gar Gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der persischen Frauen so geblendet worden seyn, daß er sie Augenschmerzen (ἀλγηδόνας ὀφθαλμῶν) genannt hätte? — Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Maler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrnerin Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu Athen war, — sagt Cotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter — fand sich unter ganzen Heerden

von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte. — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den jonischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beim Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffahrt zu seinem Nachbar: Siehe, solche Schönheiten gibt's nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymphodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach dem Athenäus), „daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos, einer kleinen Insel nahe bei Troja." Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Malerschule!

Doch es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäßigten Theils der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und heiliger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher, unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von

Ausschweifungen? Bei welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? Auch die Excesse der Tafel, und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bei den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß, ob nur dieß einzige Mal?) sich nicht erwehren konnte, mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daß er, während die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eignen Füßen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beinahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönen Menschen regiert und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bei uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dieß, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern schwäbischen Reichsstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studieren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese

dieß für sich Satz: daß die Ideale der griechischen Künstler nur Copien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Maler sich in Griechenland hervorthaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn.“ — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich, der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des medischen Krieges bekommen, fast ganz was Anderes. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisirtes Volk im heutigen Europa, das seit drei oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in

Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilians des Ersten und Karls des Fünften in Deutschland! — Oder mangelt es etwa in unsern monarchischen sowohl als freien Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizei in den meisten griechischen Städten unvollkommener war und bei ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie schlechter seyn mußte als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutschland. Und, was die Sitten der homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieser Seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundanlage der Menschheit nennen kann, besser bei ihnen als bei Andern? — Es wäre der Mühe werth, wenn Jemand dieß erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte: wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk, als irgend ein europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich, wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristophanes (wiewohl

seine Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind), sondern auf alle übrige weniger unreine Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermäßig erhobenen Volke.

Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bei den Athenern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreißig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern Zeugnisses dessen, was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Phokion, vom Halse schafften? — Kann man nach so oft wiederholten Proben in der nämlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen, als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt; so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freiheit endlich gegen den König Philipp von Macedonien verloren, und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorketes u. A. betragen haben. Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Phokion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ,

um sich etliche Jahre darauf von dem sittenlosesten, schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines Gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereien und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum sie mit solchen Eigenschaften und bei einem solchen Betragen besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel, oder warum wir in Vergleichung mit ihnen verdienen sollten, Hefen der Zeit genannt zu werden. — Doch genug und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner d. Griechen blos dadurch fähig gemacht worden, ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen, als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte, schönere Werke hervorzubringen, als nach der gemeinen Meinung irgend einer von den neuen Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, inwiefern die Werke der alten griechischen und der neuern europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas Reineres und Vollkommneres hervorgebracht, als die griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber

nichts aus eignem Gefühle sagen. Die mediceische Venus, der vaticanische Apollo u. s. w. stehen zwar in — Gipsabgüssen vor mir — und dieß ist in Ermanglung der Originale doch etwas; aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daß griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weßwegen ihnen dieser Name zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bei Wirkungen von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, Alles immer auf ein vermeintes Princip reduciren und aus einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freilich die kürzeste Art, sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Daseyn zu geben und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit, sie zu studiren, that's nicht allein — das Genie des Künstlers — die Liebe, womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammengenommen thaten's. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

7.

Fürs Erste also: Die griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. — Ob eine schönere als die unsrige? — wer kann dieß mit Gewißheit bejahen oder mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es aus allen vorangeführten Gründen ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber, was wir mit Gewißheit sagen können, ist dieß: Sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studiren, zu copiren — als die neuern Künstler je gehabt haben — und dieß macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nationalkampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis in Arkadien, die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta u. s. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht erröthet), die thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend tanzten — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppirungen zu sehen — mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen Solon einen Ueberfluß

an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das Ihrige beizutragen. Ein gewisser Aristophanes von Byzanz (der ein raisonnirtes Verzeichniß dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreißig zusammen, die einen Namen hatten; und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymphen blühten in dem nämlichen Jahrhundert, da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine Ehre daraus (wie uns eben dieser Autor versichert), ihren Hals und Busen den Malern zum Modell zu leihen. Daß die schöne Theodota, die Lieblingsmaitresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „Alles, was sie Schönes hatte," sowohl Malern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen – erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er Einer von denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging, diese Schönheit (die Jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dieß ὅσα καλῶς ἔχοι des Xenophon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte." Denn Xenophon sagt dieß nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlands ganz andre und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bei uns.

So würde es z. B. höchst unanständig und gegen den Respect des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den schönen Busen seiner Clientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er

möchte sich noch so laut auf das Beispiel des berühmten athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bei der schönen Phryne mit bestem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Clientin würden sich sehr übel dabei befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts insgemein seyn möchten, sich in einem Tète à Tète von der Gültigkeit der producirten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem, wiewohl ungewöhnlichen Advocatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung losgesprochen. — Im Vorbeigehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daß ein sehr schöner Busen nichts Alltägliches zu Athen gewesen seyn muß. Die Richter (sagt Athenäus) wurden bei dessen Anblick so frappirt, daß sie, von einer heiligen Scheu (Deisidaemonia) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen.

8.

Da die Rede hier von Phryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der angezogene Autor versichert) vorzüglich an denen Theilen schön, welche bedeckt werden; auch war es nichts Leichtes, etwas von ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht das Mindeste von der blosen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemals in öffentlichen Bädern.“ — Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen und

an einem Feste des Neptun zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymphe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bei dieser Gelegenheit den griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmals so berühmte knidische Venus. Dieß sagt Athenäus ausdrücklich. Aber, wenn er etwas Anderes damit sagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Phryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdient nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damals noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine malerische Licenz hätte passiren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thür einer Lais oder Phryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die solchen Creaturen anklebt; und eben diese Deisidämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte, den schönen Busen der Phryne zu zerstören und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und

in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles.“ — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus und den Thespiern für das, was sie war, für Phryne verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten, um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Phryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können, das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Copie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene

malte; wiewohl Andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bei dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabei gedient. Gesetzt aber auch, daß dieß im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre, so ließe sich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemälde jemals zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bei den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ist's dieß: daß Künstler, die sich vermessen hätten, Götter darzustellen, und nichts Besseres, als Copien und Carricaturen einzelner Menschen, also unvollkommener Individualnaturen, hervorgebracht hätten, den Namen großer Meister nie erlangt haben könnten; und daß die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohl berühmte Kriegsmänner, Athleten oder Alcibiaden, Phrynen u. s. w., für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten oder — doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht, daß ich — bevor ich glaube, etwas Positiveres über die idealischen Werke der griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwei Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nämlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch

unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat, nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am allerwenigsten von solchen, die wirklich Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie z. B. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lysippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen physiognomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „daß sie immer unwahr, eine Art von Carricatur, höchstens Approximation sind." — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bei ihnen hat keine Approximation Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbilde Statt findet. Alles kommt blos auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen, der sie anschaut, besonders auf den, der sie mit religiösen Gesinnnungen anschaut, beim ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle etwas mehr als Menschliches, mehr als Heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht; er hat das Aeußerste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dieß der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr, als ich jemals behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit entstanden seyen, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles und der Ausführer seines großen Entwurfs, Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das Bewundernswürdigste, was jemals Menschenhände geschaffen haben (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt), erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts Vorgehendes angekündigt, durch nichts Folgendes erreicht — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabene Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen. — Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alte Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar." — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu sehen; und, „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein

Unglück gerechnet," — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werke eines Menschen was Größeres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug, um uns zu überzeugen, daß Cicero, der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, Niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete."

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen, die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Copie noch Carricatur individueller Natur und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmal gemeinen Menschensinn gehabt haben!

11.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir vielerlei Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heißen können, und die man, um etwas Richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weise, wie sie Alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete — so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden, und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene, welche längst zerstört worden oder vielleicht noch jetzt tief begraben liegen, etwas Zuverlässiges zu sagen; so würde es Verwegenheit seyn, die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Classe einen Platz zunächst an Phidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Phidias selbst nicht in diese Classe. Vielleicht — doch wozu helfen uns alle diese Vielleicht? Vielleicht war nur e i n Phidias, wie nur e i n Homer, e i n Shakespeare — und vielleicht nur e i n Jupiter Olympius, wie nur e i n e Ilias, nur e i n Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die zweite Classe, an deren Spitze ich den Polykletus von Sycion setze, der bekannter Maßen wenige Olympiaden nach Phidias blühte. Dieser Künstler war der

Erfinder des berühmten Kanons; einer Statue, die diesen Namen deßwegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommnen Schönheit menschlicher Gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: Solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beim ersten Anblick vermuthen läßt.

War dieser Kanon ein Ideal von der ersten Classe? oder war es nur ein Abstractum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammen gesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammen gegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saßen, heraus brachte? Höchst wahrscheinlicher Weise das letzte. Polyklet, so ein großer Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Phidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so Manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Phidias angefangene Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechischen Wörter Torneutike und Toreutike entstanden. Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklets, und dieß zeuget mehr von Geschmack, als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten außer der Schönheit des Ebenmaßes noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazone lange Zeit hernach

in einem Bildhauerconvent der Amazone des Phidias selbst vorgezogen wurde. Die gemeine Meinung setzte ihn über alle seine Vorgänger: aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse pondus putant — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians ist ziemlich klar, daß dieß noch etwas mehr sagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winkelmann meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, blos Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtschreiber, wo sind seine Zeugnisse? Oder, als Augenzeuge, wo sind Polyklets Werke? Seine kolossalische Juno zu Argos war weltberühmt und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch sagt dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe, — Deorum auctoritatem non explevisse — da hingegen Phidias glücklicher in Göttern gewesen, als in Menschen, — Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbst die Wahl seiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen Diadumenum molliter juvenem und einen Doryphorum viriliter puerum — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderlei Art, und, um sie zu verschönern, braucht man nur das Individuelle wegzulassen; aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon oder Doryphorus des Polyklet ein

Ideal vom ersten Rang oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön, als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bei einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstraction und Wiederzusammensetzung, aus dem Schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Cirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug, dieser selbst idealische Doryphorus wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen copirten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte griechische Künstler; und es ist leicht zu begreifen, daß die Kunst bei dieser Methode mehr verlor, als gewann. Polyklet selbst scheint sich bei seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit, die ihm Varro vorwarf, daß sie fast alle nach einerlei Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht, sich von seinem Modelle zu entfernen, ziemlich stark hervorscheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus.

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine zweite Classe von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Phidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen Praxiteles und Lysippus oben an, von denen der erste ungefähr um die hundert und vierte, der andere um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

Beiden gibt Quintilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daß sie sich der Wahrheit oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur mehr genähert, als ihre Vorgänger“ — ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dieß optime bezieht sich auf accessisse, wie aus dem gleich Folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Quintilian hinzu) Demetrius wird deßwegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur), oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert,“ — d. i. (wie man die Worte „similitudinis quam pulchritudinis amantior“ auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit beflissen, — welches (im Vorbeigehen gesagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunstwerk werde blos dadurch schön, daß es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes optime accessisse will also sagen; Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern

Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten, als jene.

Ich glaube aber bei dieser Aehnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Ueberhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Phidias genähert, Lysippus mehr dem Polyklet.

Von jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. Ein Satyr, der zu Pausanias Zeiten noch in Athen zu sehen war, wurde (nach eben dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Cupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Classe. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides gewesen zu seyn, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten, und Grotius in vier fast eben so schöne lateinische übersetzt hat. Und eben diese Verse — zumal, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuße der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daß ein schöner Knabe dabei zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (sagt der griechische Dichter), daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn und zog das Urbild (αρχετυπον) aus seinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes

finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht; und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal seiner Liebe seyn sollte: wie groß mußte da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmal begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk würde; so herrlich, daß man blos, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespien reisete, wie man, um die Majestät des olympischen Vaters anzubeten, nach Elis und, im Anschauen der Liebe hauchenden Schönheitsgöttin hinzuschmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Phryne dieses Bild so heilig hielt, daß sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffenes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den thespischen Amor für ein Ideal der ersten Classe zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daß, wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß sich der Name desselben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter vorstellte. Wäre der thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiß den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiß so viel auf ihn eingebildet, als auf einen pentathlischen Sieger in den olympischen Spielen.

14.

Eine andere Beschaffenheit aber hatte es mit der knidischen Venus, bei welcher Phryne (wie nicht geleugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente; es sey nun, daß sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „diese Venus sey ein Bildniß der Phryne gewesen," behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freilich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur, insofern ich sie für irrig halte: denn, was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die knidische Venus war keine Copie, keine Bildsäule der Phryne, — auch nicht eigentlich eine idealisirte Phryne — denn so wär' es doch noch immer Phryne gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der himmlischen (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt), und dazu hätte sich doch wohl Phryne selbst ein Gewissen gemacht das Original zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabei helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die schönste Figur ihrer Zeit und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern; nur zur Stufe, von der sich seine Einbildungskraft

zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufschwingen wollte. Dieß war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imagination zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reize erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieser knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das schönste unter allen Werken des Praxiteles, sondern unter Allem, was man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte. Aber sie flößte nicht nur Erstaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte sogar Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Namen gehenden Liebesgötter ist, läßt die beiden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beim Anblick dieses Bildes beinahe von Sinnen kommen und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen Gnade fand. Ja, die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Lateinisch erzählen läßt) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich, Cypris, auf Erden?
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reiz?

Diese Beispiele und Augenzeugnisse von dem Effect, den die knidische Venus machte — wenn wir auch abrechnen, was die Imagination der Zeugen dabei gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie, zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Phidias, die Venus Hortensis (εν κηποις) des Alkamenes — wiewohl Lucian einzelne Theile von diesen beiden den nämlichen Theilen an der knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen, sie zu dem zu machen, was sie war? Phryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe, mit der er arbeitete, das beinahe unmögliche Bestreben, etwas noch Schöneres zu denken, als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden — mich däucht, Alles dieß mußte gerad ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabei an Göttlichkeit — aber nur so viel, als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reiz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dieß Herzenschmelzende, Unnennbare, was bei ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bei irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des knidischen Tempels mit aller geziemenden Devotion zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Classe mache — wiewohl sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nämlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobei sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er blos nach seiner Idee oder dem einmal angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herabgezogen; hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reiz; — gefielen also mehr — und Mehrern — verschafften ihren Meistern allgemeinern Ruhm —, wurden besser bezahlt u. s. w.; und Alles dieß war sowohl auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im größten eigentlichsten Ideal war doch nur ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) Niemand nachzueifern sich getraute. — Wer sich auch emporheben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

16.

Phidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister, in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus communis wurde, was bei jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchsten

Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklets wurde zum Modell; alle berühmte Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Copisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können, und so war die Kunst im Abnehmen, als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Collision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Großen und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Charakter, der ihm mit Praxiteles gemein war (nämlich, daß sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger), dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie, noch durch den Zeitpunkt, worin er blühte, und die Umstände, worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu seyn, sich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos (ein Mann, der sich selbst im Bade striegelte), eine betrunkene Flötenspielerin haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos oder sein Cupido zu Thespien. Sein größter Held war Alexander, den er in verschiedenen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns arbeitete, daß dieser (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargestellt seyn wollte. Lysippus bildete auch den Hephästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen

Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Aehnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig u. s. w.

Als er anfing, aus eignem Triebe sich auf die Bildnerei zu legen (er sollte anfangs ein Grobschmied werden), war der Kanon Polyklets das Modell, wonach er studirte. Dieß ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte: wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? — Der Doryphorus, antwortete Lysipp. Und vermuthlich war dieß Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaßes mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Maler Eupompus, sein Landsmann (beide waren von Sicyon), den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloser mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamphilus, welcher durch seinen Schüler Apelles berühmter geworden ist als durch seine eigenen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn, welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte: „Hier sind meine Modelle, sagte der alte Maler; die Natur selbst, nicht den Meister, muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden." Lysipp ließ sich's gesagt seyn —

aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich Alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich, es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt und in seinen übrigen freiern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studirte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht, wie sie war, sondern, wie er sie sah und sehen wollte; ließ bei der Nachahmung das Fehlerhafte weg oder wußte es zu verbergen; zeigte, was an jedem das Schönste war, auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten und also von Jedem beim ersten Anblick erkannt wurden. Dieß war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von Niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Maler der Grazien, malen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen; verschönerte einzelne Naturen oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmelzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisiren (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird), hatte Lysipp eigentlich seinen großen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich blos an die Natur hielt, wurde gerade deßwegen getadelt — nicht etwa, weil seine Statuen Flickwerke oder Carricaturen, sondern,

weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe also — beim Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken unterschieden, denen man — in so fern als sie alle, nicht aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas Anderes als bloße Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Namen der Ideale beilegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnamen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowohl zwischen diesen verschiedenen Arten selbst, als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias oder einen Doryphorus des Polyklet oder eine bloße Nachahmung dieses Doryphorus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen; so werden wir finden, daß jener Name, in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen, und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestrengtesten Bestrebung, sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur empor zu schwingen, entstanden und — wie der römische Plato in der oben angezogenen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen conventionell, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen, was man Götter-Ideal nennen kann, gearbeitet seyn und dessenungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dieß bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bei aller ihrer conventionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit Allem, was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die in der Seele des Phidias saß, als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — deutsch zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt, was ihr sagt; oder daß dieser so hoch gepriesene Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da Niemand hingehen und

sehen kann, was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten und im Grunde doch nichts besser als Carricatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendliche Mal schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldenen Zeiten des Perikles geziert war."

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen, was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht, wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und Niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammen zu hetzen oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern blos die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dieß rückt Natur und Kunst um ein Beträchtliches näher zusammen. Es wäre freilich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenkloß sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsere Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sey, sich etwas Schöneres, Reineres und Vollkommneres zu denken, als diese durch die Peccata Mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname,

wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (soviel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne also vor allen Dingen, daß es, wenn man von dem Jupiter Olympius des Phidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht abzuhelfen ist, so kommt es jetzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten, ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läßt sich freilich Niemanden etwas vorschreiben.

Aber dieß wenigstens ist gewiß, daß unter Allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, Keiner sich so ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandenes Werk gehalten. Wäre dieß der Fall gewesen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, das Phidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein, so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der

Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der olympische nur einiger Maßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der Erste zu seyn, der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „sie möchten vor der Majestät dieses vermeinten Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles, des Xantippus Sohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenamset, neun- oder zehnmal größer und dicker, als er unter seinem eigenen Namen zu seyn pflege, und, um die griechischen Gansshäupter zum Besten zu haben, in einen Jupiter travestirt." — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiter erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweifache Art derselben denken. Es ist's nämlich entweder der Künstler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden; aber, daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch, als man immer will, zusammengesetzt,

die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Phidias (oben bemeldeter Maßen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, insofern sie in der Imagination der Menschenkinder ihr verborgenes Werk und Wesen hat, habe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daß sie eine solche Schmelzerin ist, wird Niemand leugnen; allein, wie sie es dabei anfange, ist ein Geheimniß, daß uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden, wie wir wollen, so werden wir genöthigt seyn zu bekennen, daß Phidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir sagen, sie sey eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten — Und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen und gestehen, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler eben so wenig verstehen, als von dem Gespenste, das dem Brutus zu Philippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, weß Namens, Standes und Würde er seyn mag, der jemals einem Sterblichen erschienen ist vom Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen großen Grundsatz „nihil est intellectu etc.“ alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andere ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber trotz diesem großen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmal so große Stücke herunterhauen kann, wird auch von der kleinen

Welt in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakespeare's Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es gibt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt." — Es ist eitle Mühe, Alles, was in dem geheimnißvollen Abgrund unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren und auch schon lange zuvor bei äußern Veranlassungen, die auf tausend Andre nichts dergleichen wirkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Association meiner damaligen Sensationen, noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müssen wir denn Alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen, so ist die Sache? — Man sage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung gibt, als sie haben, zu erklären meine, was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Cap. 30. V. 18, 19.) Aristoteles und zwanzig Andre konnten wohl über die Werke Homers philosophiren; aber Keiner von ihnen hat uns noch ein Recept

geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht eben so seyn?

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere) griechische Natur und die Gelegenheiten, sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das Ihrige zu den schönen Ideen der griechischen Künstler beigetragen haben müssen. Was ich leugne, ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er Alles dabei gethan habe. Denn, that er Alles: warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechischen Bildnern und Malern, die doch alle die nämliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas Großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu concentriren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe und wissen vom Wie des Phänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine Meinung von der Sache sagen? — Die Imagination eines jeden Menschenkindes und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das A b c buch, das man Psychologie nennt, gerade so

viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen wirken, — über diesem Allem hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hätten's nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz“ — sagt Tristram Shandy. Dieß ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Componisten und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von innen oder außen ist freilich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte, wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte? entstehen mußte?

24.

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt worden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Und dieß ist, soviel ich weiß, auch der Fall beim Jupiter Olympius des Phidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muß ich meine Leser bitten, bei dem Namen Phidias sich so

lebendig, als ihnen möglich ist, einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunst geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit seinen Lehrmeistern ein Gott scheinen mußte — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinaufstieg, wozu es freilich nicht viel mehr braucht, als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe; sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwei oder drei Riesenschritten verschlang — einen Mann, der ein eben so großer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also von Natur und Gewohnheits wegen zuletzt wie mechanisch werden mußte, Alles, was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen — kurz, einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezogenen Stelle sagt) leichter war, Götter zu bilden als Menschen, und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Anlauf zu nehmen und, um selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammen nimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche, — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem Wenige stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren, wenn sie unter ihres Gleichen

standen — das Alles zu seyn, war freilich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bei der Untersuchung zeigte sich, daß Phidias die Vorsicht gebraucht hatte — unschuldig zu seyn, und daß gerade so viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dieß setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen, „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonen-Schlacht, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, ihm selbst ähnlich sehe" — und weil es ihm hier nicht so leicht war, das Gegentheil zu demonstriren, so wurde er ohne Weiteres verurtheilt, ins Gefängniß geworfen und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen, oder er fand Mittel, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Kurz, Phidias begab sich nach Elis und wurde Werkmeister des Jupiter Olympius.

Rollins Behauptung, daß er bei diesem erstaunlichen Werke die Absicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen, daß sie das Größte sey, was die Kunst jemals hervorgebracht — ist zwar eine blose Vermuthung; denn sie beruht, meines Wissens, auf keinem Zeugnisse: aber sie gehört unter die Vermuthungen, die man für so gewiß nehmen kann, als ob sie gerichtlich erwiesen wären; denn sie beruht auf der

menschlichen Natur. So beleidigt, wie Phidias von den Athenern war, rächt man sich ganz gewiß, wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller und für die herrschende Leidenschaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher gewesen wäre?

Phidias entwarf also den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und, nur den Gedanken davon zu fassen, brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewußten Geistes wie der seinige. Aber, da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrak er vor seinem eignen Gedanken — fühlte, daß er nur ein Mensch war, er, der es wagen wollte, den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daß Jeder, der ihn sähe, schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte!

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt, stieg vom größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des olympischen Vaters konnte nicht durch Abstraction noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte sie ihm — und sie erschien ihm, da er sich's am wenigsten versah, — da er einst, über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drei berühmten und unübersetzlichen Verse, in welchen Zeus der flehenden Thetis die

Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbrauen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. — Diese Verse trafen sein Ohr oder vielmehr sein Innerstes, und, siehe! auf einmal stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung, die sie nach Allem, was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauende machte!

Der große Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote lächerlich findet. „Entweder Phidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; ich dächte doch, Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen, daß Jupiter Augenbrauen und Haarlocken habe." — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Göttersachen. — Freilich hatten zehntausend und zehntausendmal zehntausend Leute diese nämlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch Keiner ein Phidias — und ein Phidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imagination befand, wie er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Uebrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf Alle, die es — mit Menschenaugen ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beigemessen werden könne. Wenn die Religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses Werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse Gefühl, womit es von den Meisten angesehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch jetzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding ansieht! — Auch die kolossalische Größe dieses Jupiter, und daß (wenn es erlaubt ist, den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bei, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber, was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war dieß: daß der olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand; sondern daß er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch Stellung und verhältnißmäßige Größe sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockene Beschreibung, die uns Pausanias (der Kälteste unter Allen, die jemals ihren Mund aufgethan haben, von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen

Reisebeschreibermanier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem Leser, dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effecte zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Composition auf den ersten Blick machen mußte.

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit Allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, oder ein Andrer, der des Alterthums und seiner Ueberbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte, — es ist Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese und die besondere Art, wie Jeder sie sieht, faßt und zusammenstellt, hinaus. Drei oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte, sie seyen aus der Epoche des Perikles, — blos die Nemesis des Agorakritos, die Sosandra des Kalamis und der Amor und die Venus des Praxiteles mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Phidias würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als Alles, was man jetzt a priori oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken und aus dem, was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

Miscellaneen.

Erster Theil.

1.

Agrippa von Nettesheim
(Heinrich Cornelius).

Ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Muth verdient unsre Aufmerksamkeit, und, wenn er Beides zur Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finsterniß mit großer Macht um die Oberherrschaft stritten — angewandt hat, so verdient er, im Andenken der Nachwelt zu leben, und seine Manen erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm seine Zeitgenossen versagten oder zu erweisen unfähig waren.

An Aufklärung seiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein zweideutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an Aufklärung der unsrigen gearbeitet, daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind: es sey der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wohl Noth seyn, es wieder ein wenig dunkel um uns her zu machen. Wir lassen's für dießmal dahin gestellt seyn, wie viel hieran wahr seyn mag oder nicht. — Aber, wenn sich auch behaupten ließe, daß eine gewisse Quantität Licht für das innre Auge des Menschen zu viel sey, und daß es schattige Thäler und sacri orrori (heilige Schauer) in unserm Mikrokosmus gebe, in

welche mit der Fackel der Untersuchung einzudringen — gesetzwidrig sey, so wird doch schwerlich Jemand behaupten wollen oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es sey überhaupt besser, im Finstern zu wandeln als im Licht.“ Denn so weit sind wir wenigstens gekommen, daß wir gewahr worden sind: man habe z. B. bei Tageslicht den Vortheil, vor sich hin und um sich her zu schauen und also entweder seinen Weg ohne Führer gehen oder wenigstens sehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umstand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politischen oder ökonomischen Geheimabsichten dienlich seyn mag, aber den Geführten wenigstens (es sey denn, daß der Weg an den Galgen ginge) nicht leicht nachtheilig seyn kann. Dieß vorausgesetzt, möchte dann bisweilen, und bis Arimanius, der Gott der Finsterniß, seine schwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgesteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen: daß Männer, die vor zweihundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menschlichen Köpfe etwas beigetragen haben — und also nunmehr todt sind und Keinem von uns zur Unzeit mit ihrer Fackel unter die Nase leuchten oder ihm etwa sein eigen Laternchen aus der Hand schlagen können — mit allem Fug unter die Zahl der guten Geister, die sich ums Menschengeschlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und so widerfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa sein Recht!

Dieser Mann wurde in der Reichsstadt Köln im Jahre 1486 geboren. Weil das alte und edle Geschlecht derer von Nettesheim, woraus er abstammte, sich schon seit etlichen Generationen dem erzherzoglichen Hause Oesterreich gewidmet hatte, so trat auch unser Agrippa frühzeitig in Kaiser

Maximilians I. Dienste; anfangs als Secretair. Weil aber dieß sein natürlicher Beruf wohl nicht war, so verwechselte er bald die Feder mit dem Degen, den er eben so gut zu führen gelernt hatte, und diente dem Kaiser einige Jahre bei der Armee in Italien. Hier that er sich bei verschiedenen Gelegenheiten so hervor, daß er zur Belohnung seiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfing. Da er aber mitten unter dem Geräusche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wissenschaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen, so wollte er mit jenem militairischen Zeichen auch die akademischen verbinden und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneikunst an. Agrippa hatte einen allumfassenden, freien, feurigen, unruhigen Geist, der keine Fesseln duldete und sich in keinen engen Bezirk eindämmen lassen konnte. Er legte sich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf eine, sondern auf den ganzen Cyklus der Wissenschaften, die hermetische und kabbalistische Philosophie mit eingeschlossen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in großes Ansehn gesetzt worden war; verstand auch acht Sprachen, und darunter sechs so gut, daß er darin fertig und zierlich redete und schrieb. Sein Wissenstrieb und unsteter Geist trieb ihn in den Jahren 1507 und 1508 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er sich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bei der hohen Schule daselbst angenommen, las öffentlich mit großem Beifall und Zulauf über Reuchlins wunderbares Buch de Verbo Mirifico (ein Werk, worin R. darzuthun bemüht ist, daß der Name Jesus der wahre Schlüssel zu allen Geheimnissen der echten Kabbala oder heiligen Philosophie der Hebräer sey), kam aber darüber, wie natürlich, in

große Spannungen und Irrungen mit den Mönchen, die Alles, was von Reuchlin herkam, für höchst gefährliches, seelenverderbliches Gift und die hebräischen Buchstaben und Wörter für Zaubercharaktere und Beschwörungsformeln ansahen. Agrippa, vermuthlich, um sich Eingang und Unterstützung bei der berühmten Erzherzogin Margaretha von Oesterreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verschaffen, schrieb seine Abhandlung: Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts;[1] konnte aber damals nicht dazu kommen, sie gedruckt zu sehen, denn die Hand der Mönche wurde so schwer über ihm, daß er zuletzt wohlweislich die Partei der Sicherheit ergriff, an einem schönen Morgen davon ging und sich nach England flüchtete, wo er (außer einer geheimen Negociation, über deren Gegenstand er sich nirgends erklärt) im Jahr 1510 über die Briefe des h. Paulus arbeitete. Von da ging er, mit neuem theologischem Vorrath befrachtet, nach seiner Vaterstadt Köln zurück; hielt daselbst theologische Vorlesungen über die sogenannten Quaestiones Quodlibetales, konnte sich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Köln nicht besser vertragen, als mit denen zu Dole; denn er wurde des quodlibetalischen Theologisirens bald so überdrüssig, daß er seine verrosteten Wehr und Waffen wieder hervorsuchte und sich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilians I. begab. Seltsam genug, aber vermuthlich eine Wirkung der Reputation, worin er stand, über Religions= und Kirchensachen heller und freier zu denken als die Magistri nostri seiner Zeit, war es, daß er um diese Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenversammlung zu Pisa als Theologus beizuwohnen.

[1] De nobilitate et praecellentia foeminei sexus ejusdemque supra virilem eminentia, ist nachmals in verschiedenen Ausgaben erschienen.

Es ist bekannt, daß dieses Concilium auf Frankreichs Anstiften, wider Papst Julius II. Willen, wiewohl in Kraft eines Versprechens, das er bei seiner Erhebung auf den h. Stuhl zu Rom hatte von sich geben müssen, von den Cardinälen unter der vorgegebenen Absicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeschrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühung des Papsts nicht zu Stande kam, so entging auch unserm militairischen Theologen diese Gelegenheit, neue Lorbeeren auf Unkosten seiner Ruhe einzusammeln. Indessen muß er gleichwohl Mittel gefunden haben, sich am römischen Hofe in guten Geruch zu setzen; denn bald, nachdem Leo X. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, wußte sich Agrippa von diesem Papst ein Breve auszuwirken, worin ihm wegen seiner Devotion gegen den h. apostolischen Stuhl und wegen seines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit desselben zu befördern, viel Lobes ertheilt wird; — welches wohl schwerlich geschehen wäre, wenn Leo oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterschrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den römischen Hof auf dem Concilium zu Pisa bestimmt gewesen war.

Vermuthlich machte das päpstliche Breve unserm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologische Abenteuer auszugehen, so übel ihm solche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegistus. Aber seine Existenz blieb unstät, flüchtig und ungewiß. Endlich verschafften ihm seine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er sich bald durch seine Wohlberedenheit hervorthat und vielleicht ein stilles, geruhiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm

sein böser Dämon nicht eingegeben hätte, die Partei seines Freundes, des berühmten Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis), [1] gegen die drei Ehemänner der h. Anna zu nehmen.

Die Mönche, die sich verbunden hielten, dieses Triumvirat der h. Anna bei seiner längst verjährten Existenz in der Legende zu schützen und zu schirmen, nahmen ihm diese Ritterthat sehr übel auf. Aber, was sie ihm gar nicht verzeihen konnten, war die Gottlosigkeit, die er hatte, eine arme, der Hexerei sehr unschuldiger Weise angeklagte Bauerfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicanermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu seinem Unglück gewann er den Proceß, und dieß war freilich mehr, als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drei Männer der h. Anna, glaubte nicht einmal an Hexen — konnte ein solcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquisitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte, ihn selbst zum Gegenstand des Feuerwerks zu machen, das sie den Metzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Köln; von da im Jahr 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Freiburg den Arzt, bis er endlich im Jahr 1524 zu Lyon in der nämlichen Qualität bei der Herzogin von Angoulême, Mutter Königs Franz I., in Dienste trat. Aber auch hier ging's ihm nicht besser. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Astrologie und ihrem Vorwitz, mittelst derselben künftige Dinge voraus zu wissen, nicht hatte Futter streuen wollen, ließ ihn zu Lyon sitzen; seine Pension wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und

[1] S. über diesen einen nachfolgenden Aufsatz.

Tage Freund und Mag (Verwandte) angestellt hatte, sie bezahlt zu erhalten, erfuhr er endlich, daß er aus der Pensionsliste ausgestrichen sey. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourbonisten hielt, weil er dem ihr tödtlich verhaßten Connetable von Bourbon ein sehr günstiges Prognostikon gestellt hatte. Diese Begebenheit reizte die Galle unsers Abenteurers. Er murrte, schimpfte, drohte und declarirte öffentlich, daß er die H... nicht mehr für seine Fürstin, sondern für eine grausame und treulose Jesabel erkenne. Bayle bemerkt sehr wohl, daß es der Prinzessin übel ergangen seyn würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner gewesen wäre, wofür er in der Folge ausgeschrieen wurde. All dieß diente nicht, seine Sache besser zu machen; vielmehr verwickelte er sich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben sehr verbitterten.

Im Jahr 1529 schien ihm endlich das Schicksal günstiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von König Heinrich VIII. in England, von dem kaiserlichen Canzler Gatinara, von einem italienischen Marchese und von der Gouvernantin der Niederlande, Margaretha von Oesterreich. Er begab sich in den Schutz der letzten mit dem Charakter eines kaiserlichen Historiographen und einer Pension, die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel, ihm bei dieser Erzherzogin und nach ihrem Tode am kaiserlichen Hofe eben so schlimme Dienste zu thun als bisher; und was ihm seine Feinde nicht Leides thaten, that er sich selbst. Denn sein Werk de Vanitate scientiarum (von dem eiteln Wesen der Wissenschaften), das er im Jahr 1530 heraus gab, und worin er der falschen Gelehrsamkeit seiner Zeit mit unerträglicher Freimüthigkeit die Maske abzog, erbitterte von Neuem alle Arten von Gelehrten-Zünften und

Innungen, am meisten aber die Mönche und Magistros nostros. Nun redete und schrieb, ja, man predigte sogar von den Canzeln gegen ihn; und übel möcht' es ihm bekommen seyn, wenn nicht der Cardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Bischof von Lüttich, sich seiner noch angenommen hätten. Agrippa's Umstände waren um diese Zeit kläglich genug — denn zu Allem, was er von den Hofleuten und Mönchen ausstand, kamen noch die Verfolgungen seiner Gläubiger. Allem dem Elend zu entgehen, verbarg er sich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürsten von Köln, Herrmann von Wied, der die Zueignung seines berüchtigten Werks de Philosophia Occulta (über die geheime Philosophie) sehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war dazu nicht gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des besagten Werks, mit zwei Büchern vermehrt, die er bei der ersten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte, daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern. Agrippa hingegen schrieb eine Apologie an den Magistrat zu Köln, worin er auf die Unwissenheit und Bosheit seiner weiß- und schwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losging, hingegen seine eignen Bemühungen in der geheimern und tiefern Philosophie mit den Beispielen einer Menge großer und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Genugthuung, daß sein Werk die erzbischöfliche Censur passirte und so im Jahr 1533 mit kaiserl. Privilegium zu Köln ans Licht kam. Die Mönche hatten ihm über diese Sache so viel böses Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder weh zu thun, wo sie am empfindlichsten waren, eine neue, mit den bittersten Spöttereien vermehrte Ausgabe seiner

Apologie für die Monogamie der h. Anna besorgte. Nun erreichte er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche bei Allem, was er ihnen zu Leide that, immer röther und fetter wurden und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre, er hingegen bei dem, was sie ihm thaten, um Schlaf- und Eßlust kam, und daß er, wenn ihm diese auch noch ankam, nichts zu essen hatte, ein unstätes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte und nirgends sicher war. Im Jahr 1535 (nachdem er sich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er sein Glück wieder in Lyon versuchen. Er wurde aber wegen ungebührlicher Dinge, die er über die Mutter des Königs Franz I. geschrieben, unter Wegs eingekerkert; und da er die Freiheit mit Mühe wieder erhalten, begab er sich nach Grenoble, wo er im nämlichen Jahre seinen Gönnern die erste Freude dadurch machte, daß er — starb.

Agrippa scheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des theologischen Hercules dieser Zeiten mehr günstig als abgeneigt gewesen zu seyn. Aber in seinem Buche de vanitate scientiarum schonet er Luthers eben so wenig als der römischen Klerisei; und es ist unleugbar, daß er sich von der Gemeinschaft der R. katholischen Kirche nie getrennt.

Die Meinung, daß Agrippa ein Zauberer gewesen und mit den bösen Geistern im Bündniß gestanden, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht jetzt noch Leute (ohne Kapuz) gibt, denen die Sache wenigstens problematisch ist. Außer seiner Neigung, unschuldige Hexen in seinen Schutz zu nehmen (die freilich verdächtig ist), und seinem Buche de Occulata Philosophia, worin gleichwohl, so wie in seinen vertraulichen Briefen an seine Freunde, mehr Religion und

Glauben ans Christenthum herrscht, als man von einem Bundesgenossen der Hölle präsumiren sollte — scheint ein schwarzer Hund, der sein Begleiter in allen seinen Abenteuern und vielleicht der treueste Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den stärksten Beweis seines Verständnisses mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippa's getreuer Sancho, versichert zwar, daß dieser schwarze Hund — ein Hund gewesen, wie andere, Monsieur geheißen und von seinem Herrn selbst mit einer ähnlichen Hündin, Mademoiselle genannt, vermählt worden sey; aber der große Paulus Jovius will gewisse Nachricht haben, daß dieser Hund ein Teufel gewesen sey. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübsche Histörchen in diesem Gusto von unserm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf seinen Reisen in den Wirthshäusern zwar immer mit schönem blankem Gelde ausgezahlt habe, nach ein Paar Tagen aber habe sich solches allemal in Muschelschalen oder Buchecker verwandelt. — Es ist kläglich zu lesen, was für armseliges Zeug eine Menge sogenannter Gelehrten über diese angebliche Magie des Agrippa geschwatzt haben. Die Financiers Königs Franz I. und Kaiser Karls V. wußten am besten (sagte Bayle), wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigstens müßte der Teufel, dem er sich ergeben, der ärmste unter allen Teufeln gewesen seyn.

Agrippa war unstreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über seine Gemüthsbewegungen haben als er. In der ersten Hitze seiner Empfindlichkeit sagte und schrieb er Alles, was ihm Zorn und Rachgier eingab, schonte keiner Seele und vergaß gänzlich, daß er eben die Personen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr

Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, und sich seine Erfahrungen schlechter zu Nutze gemacht, als Agrippa.

Indessen kann man doch sagen, daß er sich die schwersten Drangsale und Leiden seines Lebens durch seinen Eifer für die Ehre der h. Anna zugezogen. Hätte er doch, anstatt zu beweisen, daß sie nur einen Mann und eine Tochter gehabt, (welches ihr freilich rühmlicher war), es bei ihren hergebrachten drei Männern und drei Töchtern bewenden lassen können! — Alles Unglück seines Lebens vom Jahr 1520 an bis an seinen Tod war gewissermaßen die Folge dieser einzigen unglücklichen Don Quixoterie; — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schicksal eines Mannes in dieser Zeitlichkeit abhängt!-

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredsamkeit behauptet hat, lebte in diesem Punkte seiner Theorie so gemäß, daß er sich, seinem Schicksal zum Trotz, dreimal verheirathete. Seine erste Frau, von der er in einem seiner Briefe alles Gute sagt, was man von dem besten Weibe sagen kann, verlor er schon im Jahre 1521. Die zweite, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob sie nicht noch gar besser sey, als die erste, legte er sich im Jahr 1522 zu Genf bei. Ihre Fruchtbarkeit war, in Betrachtung seiner immer armseligen und ungewissen Umstände, eine gute Eigenschaft zu viel. Sie starb im Jahr 1529 zu Antwerpen, nachdem sie ihm fünf Söhne und eine Tochter geboren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln und reichte nicht an die vorigen, denn er ließ sich im Jahr 1535 zu Bonn wieder von ihr scheiden.

Wegen vieler anderer besonderer Umstände, sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften betreffend, müssen wir

unsre Leser an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Nicerne oder, wenn sie lieber aus den Quellen schöpfen, an die Briefe des Agrippa selbst verweisen. Bei Niberon (Tom. XI. seiner Nachrichten rc.) kann man auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften finden. Die vornehmsten derselben sind mehrmals einzeln, und alle zu Lyon apud Beringos fratres in 8. zusammen gedruckt worden.

Unter Agrippa's neueren Biographen zeichnet sich Meiners aus, s. dessen Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Eine Stelle in Gädicke's Freimaurerlexikon dürfte ihm eine von ihm zu Paris gestiftete Gesellschaft zu Uebung freier Künste verschafft haben. Zu vergleichen ist auch der Art. Agrippa in der allgemeinen Encyklopädie, welcher Sprengl und Tennemann zu Verfassern hat.

2.

Ueber einige ältere deutsche Singspiele,

die den Namen Alceste führen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen das zweite Viertel des achtzehnten.

Aufgesetzt im Jahre 1775.

Man hat der neuesten deutschen Alceste die Ehre angethan, sie für das erste deutsche Singspiel dieses Namens zu halten. Wäre die Meinung blos gewesen, sie in dem Sinne die erste zu nennen, in welchem ehemals Brutus und Cassius die letzten Römer hießen, so möchte der Dichter das Compliment allenfalls haben annehmen können, ohne sich einer übermäßigen Einbildung von der Vorzüglichkeit seiner Alceste über ihre längst vergessenen Vorgängerinnen schuldig zu machen. Aber, da sich jene Meinung blos auf Unwissenheit der ehemaligen Existenz dreier Singspiele dieses Namens gründet, die zwischen den Jahren 1680 und 1720 auf deutschen Schauplätzen gegeben worden sind, so glaubte der Verfasser etliche müßige Stunden nicht übel anzuwenden, wenn er sie dazu widmete, über diese in Vergessenheit versunknen älteren

Versuche der lyrisch=dramatischen Muse in Germanien einige Nachforschungen anzustellen und die Resultate derselben den Freunden unsrer Literatur, denen auch die Kindheit und die allmähligen Fortschritte derselben nicht gleichgültig seyn können, in gegenwärtigem Aufsatze mitzutheilen.

Glücklicher Weise kam ihm zum Behuf dieser kleinen Arbeit der Umstand zu Statten, daß ein Exemplar von den besagten Singspielen sich in der berühmten Gottschedischen Sammlung deutscher Schauspiele befand, welche J. D. die damalige Vormünderin und Landesregentin von Weimar, Mutter des jetzt regierenden Herzogs, die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Herzogin von Braunschweig, von den Erben jenes durch gute und böse Gerüchte berühmten Gelehrten an sich gebracht hatte. Es wird nämlich Vielen noch bekannt seyn, daß Gottsched zwanzig bis dreißig Jahre lang alle Arten von Schauspielen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zum Vorschein gekommen, geistliche und weltliche, tragische und komische, Helden=, Schäfer= und Possenspiele, Opern, die auf fürstlichen Hoftheatern aufgeführt, und Tragikomödien von Simson und Delila, Daniel und der keuschen Susanna, Judith und Holofernes und so weiter, welche zur Uebung der lieben Jugend von irgend einem Collegen einer lateinischen Stadtschule in kurzweilig=erbaulichen Reimweisen abgefaßt worden, aus allen Büchersammlungen, Plunderkammern, Maculaturgewölben und Pfefferbuden des heiligen römischen Reichs deutscher Nation mit unermüdetem Eifer aufgestöbert und mit Beistand seiner unzähligen Freunde und Schüler zusammengebracht hatte; eine Sammlung, welche (damals wenigstens) an Vollständigkeit einzig in ihrer Art war und einem kritischen Geschichtschreiber unsrer Sprache und Literatur zu

Bezeichnung der Stufen, auf welchen beide bis zu ihrem gegenwärtigen Zustand emporgestiegen, unentbehrlich zu seyn schien.

Diese vorberührter Maßen nach Weimar gekommene Sammlung wartete schon seit mehrern Jahren auf den Gebrauch, welchen (wie man sagte) ein damaliger hiesiger Gelehrter von den Schätzen, die sie enthielt, zu einem Beitrag für die kritische Geschichte des deutschen Theaters zu machen gesonnen war: als (bei Gelegenheit der Frage, ob die damals in Weimar erschienene Alceste wirklich die erste in Deutschland sey) die drei ältern Alcesten wieder ans Licht gezogen wurden und den folgenden Aufsatz veranlaßten, der bereits im Jahre 1773 im deutschen Mercur erschien und den Platz, den er hier in etwas veränderter Gestalt einnimmt, um so mehr verdienen dürfte, da die ganze Gottschedische Schauspielsammlung, sammt den besagten drei Alcesten, bei dem unglücklichen Schloßbrande im Jahre 1774 ein Raub der Flammen wurde.

Das erste der deutschen Singspiele, wozu die durch ihre heldenmüthige Aufopferung und wunderbare Wiederbelebung berühmte Gemahlin des alten thessalischen Fürsten Admet den Stoff gegeben hat, führt die Aufschrift: Alceste, in einer Opera, mit kurfürstlich sächsischer Verwilligung auf dem neu erbauten Schauplatze zu Leipzig in der Ostermesse des 1693. Jahres vorzustellen. — Es ist in der kurfürstlichen Hofbuchdruckerei bei Immanuel Bergen gedruckt und beträgt siebzig Quartseiten. In einem kleinen Vorberichte sagt dem hochgeneigten Leser sein ergebenster Diener, der Uebersetzer: „Weil gegenwärtiges Drama, welches ehemals aus der Feder des

berühmten Aurelio Aureli[1] geflossen, auf denen adriatischen Scenen ein ungemeines Lob erhalten; so sey solches auch zum erstenmal auf dem neu erbauten Leipziger Schauplatz aufzuführen beliebt worden."

Das Singspiel, oder die sogenannte Opera, war zu der Zeit, da Aurelio Aureli für einen großen Operndichter galt, von der Würde, wozu es durch Apostolo Zeno und Pietro Metastasio erhoben worden ist, noch unendlich weit entfernt. Es war eine Art von Raritätenkasten, worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbei zog; wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah; wo die Sinne immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustiget, und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche eben so sorgfältig vermieden wurde, als ob es mit dem Wesen der Opera nicht bestehen könnte. Je unnatürlicher, je besser, war das erste Gesetz eines Schauspiels, welches durch den großen Aufwand, den es erforderte, eine Belustigung der Fürsten wurde und kaum würdig war, Kinder zu belustigen.

[1] Dieser Aurel. Aurelio oder Aureli, ein geborner Venetianer, lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Hofe zu Parma und machte sich zu seiner Zeit einen Namen durch eine große Anzahl musikalischer Schauspiele, welche von 1652 an nach und nach auf der Bühne und im Druck erschienen und, nach dieser Alceste zu urtheilen, in dem schlimmen Geschmack geschrieben waren, womit Marino und Loredano damals alle Dichter und Prosaisten ihrer Nation ansteckten, und der von ihnen auch zu unserm Lohenstein, Hofmannswaldau, Postell u. A. überging und sich durch ihre Nachahmer über ganz Deutschland ausbreitete. Der Operndichter Aureli muß nicht mit einem andern Aurelio Aurelli aus Mantua verwechselt werden, der einer der vorzüglichsten lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts war, und dessen Gedichte den Deliciis Poetarum Italorum einverleibt sind.

Aurelio Aureli scheint bei Entwerfung seines Plans nichts Angelegners gehabt zu haben, als in seinen Zuschauern auch nicht den Schatten eines Zweifels zu erwecken, als ob er die Alceste des Euripides kenne. Das ganze Stück hat von Anfang bis zu Ende, die Namen ausgenommen, nicht den mindesten Geschmack von dem Lande und der Zeit, woraus die Begebenheit genommen ist. Admet, Alceste und alle übrige Personen dieser Oper sind Leute aus einer andern Welt, die den Leuten unsrer Welt ungefähr so ähnlich sehen, wie die Amadis und Esplandians, die Magellonen und Orianen der alten Ritterbücher den Helden und Heldinnen der Geschichte. Sie empfinden, reden und handeln nach ganz andern Naturgesetzen, als wir arme Erdenbewohner. Die Dichter dieser wundervollen Schauspiele verdienten den Namen der Schöpfer in einem viel höhern Sinne, als Homer oder Sophokles. Diese bilden ihre Personen nach den Menschen, welche Gott geschaffen hat: jene bringen Wesen von ihrer eigenen Erfindung hervor; Geschöpfe, die uns zwar zu wenig ähnlich sind, um uns interessiren zu können, aber eben dadurch desto geschickter sind, uns in Erstaunen zu setzen, welches die einzige Absicht der ältern Opernmacher gewesen zu seyn scheint.

Das Einfache im Plan würde in den Augen dieser seltsamen Schöpfer ein eben so großer Fehler gewesen seyn, als das Natürliche in der Ausführung. Aurelio würde mit so wenig Personen, als Admet, Alceste, Parthenia und Hercules, seine adriatische Zuhörerschaft übel unterhalten haben. Er hat also sehr sinnreich noch einen Thrasymedes, Brudes des Admet, und eine Antigone, Prinzessin von Troja, nebst Meraspe, ihrem Großvater, beide im Hirtenhabit, eingeflochten, deren Helden- und Liebesgeschichte das Interesse des Stücks vermehren helfen muß. Ueberdieß spielen die Hof-

dame Eurilla, die Cavaliers Trineus und Orindus, Lillo, der Page der Königin, und Lesbus, des Königs Liebling, theils die Vertrauten, theils die lustigen Personen mit einer angenehmen Abwechselung, welche den Zuschauer, wenn es auch möglich wäre, gerührt zu werden, keinen Augenblick in einem so beschwerlichen Gemüthszustande schmachten läßt.

Von der Poesie des Styls und von der Sprache des Originals können wir nicht bestimmt urtheilen, da wir es nur aus der vor uns liegenden Uebersetzung kennen. Aber, was der deutsche Uebersetzer für ein Mann war, werden unsere Leser am besten aus den Proben abnehmen, die ihnen der folgende Auszug vorlegt.

Im ersten Auftritte sehen wir, im königlichen Gemach, den Admet bettlägerig. Lesbus, sein Liebling, schläft und träumt neben ihm. Der König sucht sich eine Erleichterung seiner Schmerzen durch eine Arie zu verschaffen. Lesbus im Schlaf singt mit; und daraus entsteht eine Art von possirlichem Duett: denn Lesbus, dem von Wiedergenesung des Königs träumt, singt große Freude, und der König, der in Schmerzen liegt, beklagt sich über große Plagen. Endlich wacht Lesbus auf und fragt den König:

Ach! sagt, ob Euer Krankheitsjoch
Sich unterdeß verzogen?
Mich dünkt jetzund,
Ihr würdet durch ein blutig Eisen
Im Augenblick gesund,
Darüber wollt' ich mich so froh erweisen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parzen Schere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kann mich wohl kein ander Eisen
Zur beständ'gen Ruhe weisen.

Im zweiten Auftritte meldet der Kammerjunker Olindus den Hercules beim Admet an:

Herr, der großmüth'ge Hercules,
Der sich der Tugend stets beflissen,
Verlangt vor seiner Reise,
Nach der bekannten Art und Weise,
Die königliche Hand zu küssen.

Admet verspricht, seinen Schmerz zu bezwingen, und Hercules wird vorgelassen. Dieser Hercules ist Held und Freund so sehr, als er es in der ältesten und jüngsten Alceste ist; aber die Art, wie er Beides zu Tage legt, muß man von ihm selbst hören.

Hercules.

Der güt'ge Himmel gebe doch,
Daß meinem Freund in diesem Krankheitsjoch
Von den gestirnten Höhen
Auch wieder mög' ein Freudenlicht aufgehen.

Admet erwiedert diesen wohl gemeinten Wunsch in gleichem Tone:

Alcides reise wohl!
Wenn Fama seine Thaten
In die Trompete stößt
Und durch die Lüfte bläst,
So wird auch meiner Noth gerathen.
Jedoch, wenn geht die Reise fort?

Hercules.

Mit einem Wort, unfehlbar auf den Morgen.

Admet.

Will denn Alcides sorgen,
Daß sich sein Fuß zu uns bemüht,
Eh' er von dannen zieht?

Hercules.

Weil noch die Sonn' am Himmel steht,
Will ich nach meinen Pflichten
Dem Könige berichten,
Wohin die Reise geht,
Und seiner Majestät daneben
Das letzt' Adio geben;
Denn die Begier nach Ruhm und Ehr'
Erregt mein Herz viel mehr
Als der Jolen Blicke,
Und was noch sonst von Cypripor zurücke.

Arie.

Nichts klingt schöner auf der Welt
Als der Famen Ruhmtrompete,
Wenn sie bei der Grabesstätte
Noch die Heldenthaten meldt;
Nichts klingt schöner auf der Welt.

Mit dieser Arie geht Hercules ab, um Alcesten Platz zu machen, und es erfolgt ein Dialog zwischen den beiden Eheleuten, worin Alceste, als eine wohl erzogene Prinzessin, mit ihrem Gemahl immer in der dritten Person spricht. Von der Art, wie sie ihm ihre Zärtlichkeit zu erkennen gibt, mag folgende Arie zur Probe dienen:

Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen
Gehn mir eben auch zu Herzen,
Seine Pein ist meine Noth,
Sein Betrübniß meine Plage,
Die ich in dem Busen trage,
Bis sie tilgt ein sanfter Tod.

Admet wendet sich in seiner Angst an eine Bildsäule des Apollo, die in seinem Schlafzimmer steht, und die Statue antwortet:

Admetus stirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht Jemand von nächsten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, des Königs Liebling, hat die Ehre ein Anverwandter zu seyn; aber, da er hört, wie gefährlich diese Ehre ist, macht er sich sogleich auf die Füße. So weit geht bei ihm die Freundschaft nicht.

Lesbus (singt er) will wohl gerne dienen,
Aber sterben mag er nicht.
Welcher sich dazu verpflicht't,
Wird gewiß nicht lange grünen. D. C.

Alceste.

Du darfst gar nicht erschrecken.

Lesbus.

Ja, ja, wenn's so gefährlich steht
Und bis ans Leben geht,
Muß man sich nach der Decke strecken.
Ich bleibe nicht!

Alceste.

Hör' auf, du Bösewicht!
Der König schließt die Augenlieder.

Lesbus.

Adieu, zu tausend guter Nacht!
Nehmt meinen Herrn fein wohl in Acht;
Ich komme nun so bald nicht wieder.

Alceste, die nun allein ist, entdeckt, während der König schlummert, ihren Entschluß in einem an seine Augen gerichteten Liede von drei Strophen:

Ruhet wohl, ihr schönsten Sterne!
Liebste Lichter, gute Nacht!

Wenn ihr ungefähr erwacht
Und erblickt etwan von ferne,
Was die Liebe hat verricht't,
So entsetzet euch nur nicht.
Euch zu helfen, euch zu retten,
Euch zu lindern euren Schmerz;
Wählet sich mein treues Herz
Die pechschwarzen Todesketten u. s. w.

Sie geht hierauf ab; und damit die Bühne nicht leer stehe, bleibt der Page Lillo zurück und unterhält die Zuschauer mit folgenden sinnreichen Betrachtungen:

Die Königin klagt nicht vergebens.
Weil doch der Zucker ihres Lebens
So jämmerlich verdirbt
Und in der ersten Blüthe stirbt.
Admetus lieget krank,
Drum muß auch sie der Liebe Nektartrank
Sammt tausend süßen Küssen
Noch immerfort vermissen.

Arie.

Himmel, was für Bitterkeit
Heget doch die süße Liebe!
Heute helle, morgen trübe
Ist ihr bestes Ehrenkleid. D. C.

Der Schauplatz verändert sich nunmehr, und nach einigen Auftritten, welche die Liebesnöthen des Thrasymedes und der Antigone, der Eurilla und des Trineus zum Gegenstand haben, erscheint in der dreizehnten Scene Admet wieder frisch und gesund und empfängt die Glückwünsche seines Hofes und des Hercules, wird aber bald durch den unversehenen Anblick der Königin, die sich selbst neben einem

Springbrunnen im Garten erstochen hat, wieder in große Traurigkeit versetzt. Eine Schrift, welche sie zurück gelassen, entdeckt:

Daß sie sich selbst dem Tod' ergeben,
Daß ihr Admetus möge leben.

Hierüber bricht der Unglückliche in folgende Klage aus:

O Unglück! ach ja, ja,
Schießt auf mich los,
Ihr schändlichen Kometen!
Ob ihr mich gleich noch nicht gedenkt zu tödten.
Mein Unstern ist zu groß.
Ich soll noch länger leben
Und meiner Brust stets neue Marter geben,
Weil ich nicht folgen kann
Der Sonne meiner Seele,
Die eure finstre Todeshöhle
Aus treuer Liebe lieb gewann.
Jedoch, ihr meine Treuen,
Räumt dieses Jammerbild hinweg
Und endet meinen Lebensweg.
Doch nein, es möchte mich gereuen;
Ich will, mein liebstes Herz,
Ich will noch länger leben
Und auch dem Tode widerstreben.

Hercules bittet ihn, sein benetztes Augenpaar zu wischen; aber Admet läßt ihm unverhohlen, daß er mehr als eine blose Condolenz von ihm erwarte. Habe er den Himmel tragen und seinen treuen Gesellen (Theseus) aus des Orcus Schwellen erlösen können; so sey es seiner Faust auch nur ein Kleines, Alcesten wieder zu holen. Ich thu', was mir der König hat befohlen, antwortet Hercules; und so zieht

er zum Höllenschlund: der König geht wohl getröstet ab; und die Hofjunker, Lillo und Orindus, narriren inzwischen über die That der Königin und das Unternehmen des Hercules; sie finden jene sehr seltsam und setzen wenig Vertrauen in dieses. Lillo schließt mit einer Arie, in welcher der Dichter einen satirischen Seitenblick auf die ehrlichen Bürgersfrauen in Leipzig wirft:

Wie viel Männer in der Stadt
Stellten sich wohl krank und matt,
Hätten sie nur einen Bürgen,
Daß sich ihr verdrießlich Weib
Auch einmal zum Zeitvertreib
Mit Alcesten möchte würgen.

Den Rest dieses ersten Acts füllen Thrasymedes und Trineus mit ihren respectiven Herzensangelegenheiten aus, und der Act schließt mit einem Ballet von des Thrasymedes Cavalieren.

Die erste Scene des zweiten Aufzugs zeigt uns Alcesten in der Unterwelt; aber nicht etwa im Elysium, sondern in der Hölle (wohin sie vermuthlich der Dichter als eine Selbstmörderin schicken zu müssen glaubte), mit Ketten an einen Steinfelsen gefesselt und von zwei Furien geplagt. Alcestens Standhaftigkeit hält gegen eine solche Belohnung ihrer Tugend nicht aus, und sie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoß,
Der mir das Herz durchstochen
Und meinen Lebensdraht zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoß!

Indem sie sich der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ihrer Befreiung überläßt, erscheint Hercules, mit dem dreiköpfigen

Cerberus kämpfend. Alceste ruft ihn um Hülfe an. „Euch zu vergnügen, antwortet er, hab' ich das ungeheure Loch mit kühnem Muth erstiegen.“ Nun mischt sich auch Klotho in die Sache und erklärt sich, daß sie aus Hochachtung für einen so großmüthigen Bestreiter Alles, was er noch weiter begehren werde, zu thun bereit sey. Der bescheidene Hercules begnügt sich zu verlangen, daß sie Alcestens abgeschnittenen Lebensfaden wieder zusammen knüpfe. Klotho verspricht es ihm und geht ab. Hercules verjagt indessen die Furien, welche durch die Luft abgehen und dadurch dem Helden und der befreiten Königin Gelegenheit zu diesem schönen Duett geben:

Von dem Tode zu dem Leben,
Von der Finsterniß zum Licht
      mich
Will   Hercules erheben
      dich
      mir meine
Und   Freiheit geben,
      dir deine
Drum fürcht' sich Alceste nicht.

Indem sie davon gehen wollen, erscheint Pluto und erbost sich sehr darüber, daß „die Geister seines Schwefelpfuhls“ sich die Seelen mit Gewalt rauben lassen. Er ruft die Furien zurück und befiehlt ihnen, sich der Alceste wieder zu bemächtigen. Aber Mercurius kündigt ihm an, der Gott, der in der Luft mit Blitz und Donner spielet, verlange Alcestens Befreiung. Pluto gibt sich sogleich ohne Widerrede zur Ruhe:

Hat's dieser so versehn,
Will ich auch seinen Willen

Den Augenblick erfüllen
Und wieder in den Schatten ziehn! —
Ich aber in den Himmel fliehn,

antwortet Mercur; und damit schnappt die Scene zu. Erst in der dreizehnten finden wir Alcesten und ihren Erretter wieder in einem Dorfe unweit Larissa; aber Alcesten in einem Panzerhemde, um sich unkenntlich zu machen, weil sie sich auf einmal von einer heftigen Eifersucht befallen fühlt und Admets Treue auf die Probe setzen will.

Die Prüfung schlägt übel aus. Denn wirklich hat Admet sich inzwischen mit der Schäferin Antigone in ein Liebesbündniß eingelassen, wobei an Alcesten gar nicht mehr gedacht wird. Es findet sich auch, daß Antigone eben dieselbe trojanische Prinzessin ist, um welche er ehemals durch einen jüngern Bruder Thrasymedes hatte werben lassen. Zum Unglück hatte sich der Prinz selbst in Antigonen verliebt und dem Könige, seinem Bruder, anstatt des Portraits der Prinzessin ein andres gebracht, welches ihm so wenig gefiel, daß er von seinem Vorhaben abstand und Alcesten heirathete. Alles dieß entdeckt sich nun nach und nach und gibt, wie man sich vorstellen kann, zu gewaltigen Mißverständnissen, zu vielen großen und kleinen Arien und den schnakischen Hofschranzen Lesbus und Lillo zu ziemlich frostigen Späßen und Epigrammen über die armen Leipziger Jungfern Anlaß.

Aber die Entwicklung übertrifft Alles, was man von Genien wie Aurelio und sein Uebersetzer erwarten konnte. Admet und Antigone sehen sich nun „trotz Thrasymedens Trügereien" am Ziel ihrer Wünsche und haben eben ein sehr zärtliches Duett angestimmt, als Alceste dazu kommt.

Was (ruft sie) muß mein Auge hier erblicken?
Soll's dieser Hirtin so gelücken?

Ja, ja; doch nein,
Sie muß was mehr als eine Närrin seyn!

Admet und Antigone fahren fort, einander Süßigkeiten zu sagen:

Antigone.

Mein König, mein Gemahl!

Admet.

Du Schauplatz meiner Freuden!

Beide.

Nun weichet alle Qual.

Thrasymed, der diesem zärtlichen Auftritte seitwärts zugesehen hat, ruft:

Ich kann's nicht länger leiden.
Er sterbe!

und geht mit gezücktem Degen auf den König los. Aber die in ihrer soldatischen Verkleidung noch immer unerkannte Alceste schlägt ihm den Degen aus der Hand und rettet dadurch das Leben ihres Ungetreuen. Zum Dank läßt sie Admet greifen und vor sich führen. Aber wie wird ihm, da er sieht, daß es Alceste ist!

„O Glück (ruft er), wie hab' ich dieß verschuldt?
Alceste! —"

„Was, Alceste? (ruft die Prinzessin) nun brechen meine
Hoffnungsäste! —"

Admet fühlt sich keinen Augenblick in Verlegenheit über eine so unerwünschte Erscheinung:

So weichet dann, Prinzessin, eurem Glücke
Und nehmt den Thrasymedes an!
Mein Herz vergißt, was er gethan,
Weil ich Alcesten lebendig erblicke.

Alceste hat natürlicher Weise gar nichts bei Allem diesem zu sagen. Antigone, mit ihrem Lose wohl zufrieden, verbindet sich den Thrasymed, der sie mein Kind nennt, mit einem Kusse. Trineus und Eurilla, welche, ich weiß nicht wie, Mittel gefunden haben, auch ein Paar zu werden, mischen sich mit ein; nur

Lesbus geht von diesem Schmause
Ganz leer und ohne Braut nach Hause.

Der Großpapa Meraspe hingegen

ist erfreut,
Daß sich der Streit
So glücklich hat geendet,
Weil jedes Paar im Liebeshafen ländet.

Um diesen Auszug aus einem so seltsamen literarischen Product vollständiger zu machen, sey mir erlaubt, noch eine Probe von den scherzhaften oder vielmehr schnakischen Scenen zu geben, worin Lillo oder Lesbus die Zuhörer von Zeit zu Zeit wegen der Thränen, welche sie etwan in den ernsthaftern vergossen haben könnten, zu entschädigen suchen. Die folgende zwischen Lillo und Orindus kann für alle übrige gelten.

Lillo.

Wie steht's denn, guter Freund?
Seyd Ihr auch durch den Korb gefallen?
Ich hätt' es nicht gemeint,
Daß Euch das Herz so trefflich sollte wallen.

Orindus.

So hast du mich ertappt?

Lillo.

Du weißt ja meine Pflicht,
Daß Alles, was mein Ohr erschnappt,
Dem Hofe wird bericht't.

Orindus.

Verrathe mich nur nicht!
Ich will mich dankbarlich erzeigen.

Lillo.

Du wirst dich gar zu hoch versteigen,
Weil dir die Schöne widerspricht.

Orindus.

Rosilde soll sich doch noch geben.

Lillo.

Gedenkst du dieses zu erleben?

Orindus.

Ja, ja.

Lillo.

Ich sage nein,
Sie wird gewiß nicht so einfältig seyn.

Orindus.

1.

Jedes Weib ist solcher Art.
Durch ihr Weigern, durch ihr Wehren
Will sie unsre Gluth vermehren,
Bis sich Lieb' und Glücke paart.
Jedes Weib ist solcher Art.

2.

Denn ich weiß schon, wie es geht;
Frauenzimmer muß man bitten,
Weil in solchen spröden Sitten
Ihre ganze Kunst besteht.
Denn ich weiß schon, wie es geht.

Er geht ab.

Lilla.

Ach geh, du kleiner Narre,
Daß dich der große Sparre
Nicht etwan ganz und gar erdrückt.
Du bist gewiß noch viel zu ungeschickt.
Denn, wer die Mädchen will bezwingen,
Muß allgemach
Die Pfenn'ge lassen klingen;
Das Bitten ist umsonst, die Seufzer sind zu schwach.
Wären die Ducaten nicht,
Würd' ein schönes Angesicht
Nimmermehr so theuer stehen,
Als es jetzund pflegt zu gehen;
Jedes thäte seine Pflicht,
Wären die Ducaten nicht.

Orindus hat in dieser Scene noch Muth, wie wir sehen. Aber bald darauf bringt ihn der unglückliche Fortgang seiner Versuche zu dem grausamen Entschluß, „der weiblichen Gestalt" auf ewig zu entsagen. Er singt:

Gute Nacht, ihr schönen Kinder,
Meine Freiheit ist gesünder
Als der Strick.
Denn durch einen blosen Blick
Macht ihr euch zum Ueberwinder:
Gute Nacht, ihr schönen Kinder!

Sed ohe jam satis est! werden mir die Leser zurufen und sich vielleicht wundern, wie es möglich gewesen sey, daß eine Alceste wie diese vor dem Kurfürsten Johann Georg IV. und seinem Hofe (denn vor diesem wurde sie im Jahre 1693 aufgeführt) Gnade habe finden können. Aber im Jahre 1693 hatte man noch ein ganz anderes Maß für das Schöne

in der Dichtkunst als jetzt. Herr Paul Thiemich, der Schule zu St. Thomas in Leipzig College, welchen uns Stolle[1] als den Verfasser dieser Alceste nennt, war ein großer Dichterschwan zu seiner Zeit. „Er scheint (so spricht ein gleichzeitiger gelehrter Kunstrichter) zu Opern recht geboren zu seyn. Wir können die glückliche Leichtigkeit und Anmuth seines Ausdrucks nicht genug bewundern. Seine Arien und seine Chöre sind zum — Küssen. Man kann nichts Lieblicheres hören," und so weiter.[2] Er beruft sich hierüber auf die Offenkündigkeit der Sache und auf den lauten Beifall, der den Opern dieses ungemeinen Dichters sowohl auf dem Hoftheater des Herzogs Johann Adolf von Weißenfels, als auf dem neuen Schauplatze zu Leipzig so oft und von einer so großen Menge entzückter Zuschauer zugeklatscht worden. Indessen verbirgt uns eben dieser Kunstrichter nicht, daß kein kleiner Theil dieses Beifalls auf die Rechnung der bewundernswürdig schönen Stimme und Action der Madame Thiemich, der Ehegattin des Dichters, und der vortrefflichen Composition des damaligen kursächsischen Capellmeisters Strunk — von welchem diese Alceste in Musik gesetzt worden — zu schreiben sey.[3] Auch trug sonder Zweifel die Kunst des kurfürstlichen Hof-Baumeisters Signor Sartorio, von welchem die Decorationen und Maschinen zu dieser Alceste herrührten, nicht wenig zu jener großen Wirkung bei.

1 Anleitung zur Historie der Gelahrtheit, S. 192.

2 S. Neumeisters historisch-kritische Dissertation de Poetis Germanicis hujus Seculi praecipuis MDCXCV. Miramur certe Thimichianae dictionis facilitatem; suavitatem, qua Ariae (quas ajunt), qua Chori interpositi pollent, exosculamur, etc. pag. 109.

3 Attonito similes, si quando illorum Musurgetarum, Strunkii puto et Kriegeri, numeri accedunt musici, voxque et actio conjugis Thimichianae mirifice suavis et apta mirifice. Ibid.

Wenn wir dieß Alles zusammen nehmen, so werden wir nicht unbegreiflich finden, daß Madame Thiemich, als Alceste, mit ihrem — „Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen gehn mir eben auch zu Herzen," im Jahre 1693 zu Weißenfels vielleicht eben so viel Thränen aus den Augen gelockt habe, als die von Madame Koch mit ausgezeichnetem Beifall vorgestellte Alceste im Jahre 1773 zu Weimar gethan hat.

Was uns übrigens das Beste an der Sache zu seyn und dem Genius der damaligen Zeit in Leipzig Ehre zu machen scheint, ist dieß, daß ein Schulcollege von St. Thomas Opern machen, und seine Frau Eheconsortin die Hauptrolle darin auf öffentlicher Schaubühne spielen durfte, ohne daß (wie es scheint) Jemand etwas dawider einzuwenden hatte. In diesem Stücke haben sich die Zeiten mächtig verändert. Wehe dem Schulcollegen und der Schulcollegin, die sich in unsern Tagen so etwas zu Sinne kommen lassen wollten! Im vorigen Jahrhundert dachte man freilich noch natürlicher über diese und tausend andere Dinge. Finden wir nicht unter den alten hamburgischen Operndichtern sogar einen Pfarrherrn (Heinrich Elmenhorst), der sich nicht begnügte, in eigner Person Opern zu machen, sondern sogar den Muth hatte, diese musikalischen Schauspiele in einer besonderen apologetischen Schrift, Dramatologia genannt, da er bereits im Predigtamte stand, ritterlich zu vertheidigen? [1]

Ich würde vermuthen, daß eben dieser ehrwürdige Herr Heinrich Elmenhorst, Pastor zu St. Katharina in Hamburg, derjenige sey, dem die zweite Alceste, von welcher ich meinen Lesern Nachricht schuldig bin, ihr Daseyn zu danken habe,

[1] Neumeister l. c. pag. 29. Legi meretur Elmenhorsti Dramatologia, qua Dramata hodierna musica, quas Operas vocare amant, in ministerio ecclesiastico jam tum constitutus, strenue defendit.

wenn Matheson in seinem musikalischen Patrioten solche nicht einem gewissen Herrn Matsen zuschriebe, der übrigens ein unberühmter Erdensohn gewesen seyn muß, weil er sogar in dem Neumeister'schen Dichterverzeichnisse keine Stelle gefunden hat. Laut Berichts des vorbenannten musikalischen Patrioten wurde diese nach der Alceste des Quinault gemodelte deutsche Alceste im Jahre 1680 zu Hamburg aufgeführt und war unter den seit 1678 bis 1738 daselbst öffentlich gegebenen deutschen Opern und Operetten (deren Zahl über zweihundert steigt) die dreizehnte.

Das Exemplar, das ich vor mir habe, führt folgenden Titel: Alceste, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und in die Musik gebracht von Joh. Wolfgang Franken, C. M. dritter Druck (ohne Benennung des Orts und der Zeit). In dem ziemlich weitläufigen Vorberichte glaubt der Dichter, es werde nicht undienlich seyn, „wegen der heidnischen Götter, die in seiner Oper hin und wieder vorkämen, Ein und Anderes zu erinnern, indem Etliche der Meinung seyen, daß man vermöge Exod. XXIII, 13. der heidnischen Götter nicht einmal gedenken, viel weniger dieselbigen auf einem öffentlichen Schauplatze aufführen sollte." Er setzt aber dieser strengen Meinung unterschiedliche triftige Gründe entgegen, und zwar, 1) „daß nach aller verständigen Theologen Auslegung die besagte Schriftstelle blos von einem gottesdienstlichen Gedanken rede, allermaßen ansonsten die heilige Schrift mit sich selbst uneins seyn müßte, als welche an unzähligen Orten der heidnischen Götter Meldung thue. 2) Sey die Wissenschaft von den heidnischen Göttern nicht allein zu vielen Dingen nütze, sondern auch einem Gelahrten hoch nöthig, zumal einem Theologo, als welches er (der Vorredner) mit Zeugnissen und Beispielen stattlich erweiset.

Ferner und 3) könne ja von den heidnischen Autoribus kein einziger ohne rechte Kenntniß der falschen Götter verstanden werden; und wiewohlen freilich unterschiedliche schon geachtet hätten, diese Heiden aus den christlichen Schulen auszustoßen, so hätten sie dennoch nichts ausgerichtet, weil verständige Leute gesehen, daß alsdann die alte Barbaries in rempublicam literarum wieder einschleichen würde. Hiezu komme noch, 4) daß bishero fast von keinem rechtschaffenen Theologo die Schildereien der heidnischen Götter (wann nur dieselben in keiner ungebührlichen und ärgerlichen Gestalt [1] vorgestellt würden) in totum inprobirt worden, weil ansonsten aus den meisten Bibeln und kleinen Kinderlehren die Abbildung des güldnen Kalbes und des abgöttischen Tanzes der Kinder Israel um dasselbe her und aus der Katharinenkirche in Hamburg die Schilderei des großen güldnen Bildes, welches der König Nebukadnezar (Nabuchodonosor) setzen lassen, nothwendig müßte verbannt werden; ja überdem man auch s. v. den Satan selbst in die Kirche male." Nun (fährt der wohlmeinende Vorredner fort) folge ganz natürlich, daß, wenn man Bücher von heidnischen Göttern lesen und ihre Bildnisse, ja sogar den leidigen Satanas an heiliger Stätte aufstellen dürfe, es auch erlaubt seyn müsse, selbige in einer dramatischen Vorstellung aufs Theater zu bringen; „sintemalen ein solches ja nicht geschehe, daß man sie verehren wolle, sondern die Evolutionem fabulae oder vielmehr die ehemalige Blindheit der Welt daraus zu erkennen," und so

[1] Zum Beispiel, nicht gewandlos. Man weiß, wie übel gewisse Zeloten nach Constantins des Großen Zeiten den unbekleideten Statuen mitspielten. Die meisten wurden zertrümmert oder auf eine lächerliche Art umgeschaffen; und ein elender Bildhauer, der eine Venus von Alkamenes bekleidete, glaubte ein gutes Werk gethan zu haben.

weiter. — „Wollte man übrigens einwenden, ob auch wohl eine Person, die einen solchen Abgott — zum Exempel einen Apollo, eine Venus, eine Diana und so weiter — vorstelle, in einem christgebührlichen Stande sey? — so könne man per instantiam antworten, ob auch ein Präceptor, der in Schulen den atheistischen Lucianum oder die heidnischen Poeten, Horatium, Virgilium, erkläre, oder ein Maler, der den Teufel in die Kirche oder anderswo hinmale, in einem solchen Stande sich befinde? Welches denn wohl kein Vernünftiger werde leugnen wollen. Und da man noch zum Ueberfluß in dieser neuen Ausgabe wegen der Schwachen und Unverständigen unterschiedliche Redensarten geändert; so werde nichts mehr nöthig seyn, als daß man die gemeine Protestation der Verfertiger der italienischen Opern hierher setze, nämlich: „Man schreibe als ein Poet und glaube wie ein Christ." Diesem noch mit anfügend: „Man stelle eine Sache für mit ihren Farben, nicht Jemand zu verführen, sondern für den Fall zu verwahren," und so ferner. Aus welchem Allem denn erhellet, daß unser Dichter wenigstens seine Orthodoxie gegen die Belialssöhne seiner Zeit in Sicherheit zu bringen gewußt habe.

Das Stück selbst ist eine freie Uebersetzung der Alceste des Quinault, und wir finden also darin, außer den Hauptpersonen und einem Lykomedes, der Alceste Liebhaber, einer Cephise, derselben Staatsjungfer, dem alten Pheres, dem Kleanth, einem thessalischen Obersten, und zwei Bedienten, welche sich ziemlich unnütz machen, noch den Apollo, die Diana, die Thetis, die Proserpina, den Pluto, den Aeolus, den Mercur, die Alekto und den Charon in Maschinen. Alle diese Personen führt schon Quinault auf; aber unser sinnreicher Landsmann, zu stolz, um ein bloser Uebersetzer seyn, hat ihnen

noch eine Person von seiner eignen Schöpfung zugegeben, einen gewissen Rochas, der die Stelle des Handwursts vertritt, dessen man damals noch auf keiner deutschen Bühne entbehren konnte.

Alceste mit Hanswurst — ein barockischer Einfall, wobei wirklich dem Poeten selbst das Herz ein wenig geschlagen zu haben scheint! Allein er rechtfertigt sich in seiner Vorrede damit, „daß dieser Rochas nicht für morose und stoische Köpfe, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben, hinzugefüget worden," und beweiset die Zulässigkeit der Sache mit einer Stelle des gelahrten Dr. Marhofs, welche unglücklicher Weise für seinen Rochas nichts beweist.

Wie der Uebersetzer dem armen Quinault mitgespielt habe, könnte sich der Leser vielleicht ohne nähern Beweis einbilden; aber wir sind ihm wenigstens ein paar Arien zur Probe schuldig.

Im vierten Auftritte des ersten Acts läßt sich die Staatsjungfer Cephise mit Junker Strato, des Königs Lykomedes Vertrautem, in „eine galante Conversation" ein. Cephise fragt ihn: warum er an einem so schönen Tage ein so finstres Gesicht mache? Strato antwortet kurz und verdrießlich: weil er unter die Zahl der mißvergnügten Liebhaber gehöre. Die französische Cephise versetzt hierauf:

Un ton grondeur et sevère
N'est pas un grand agrément;
Le chagrin n'avance guère
Les affaires d'un Amant.

Dieß gibt der deutsche Uebersetzer, wie folget:

Brummen, Grunzen und Betrüben
Bringet wahrlich schlechte Freud'
Und befördert nicht im Lieben
Der Verliebten Nutzbarkeit.

Cephise sagt dem Strato geradezu, daß sie ihn nicht mehr liebe. Aber wie viel anders klingt dieß in Quinault's Sprache, — welche freilich nicht die Sprache der Götter, aber doch die Sprache der feinen Welt in Ludwigs des Vierzehnten fröhlichern Jahren ist — als in dem plumpen Deutsch der Hamburgischen Staatsjungfern vom Jahre 1680.

Cephise.

Si je change d'amant,
Qu'y trouves-tu d'estrange?
Est-ce un sujet d'étonnement
De voir une fille qui change?

Straton.

Après deux ans passés dans un si doux lien
Devois-tu jamais prendre une chaine nouvelle?

Cephise.

Ne contes-tu pour rien
D'estre deux ans fidèle?

Der Ton dieser Cephise ist der leichte scherzende Ton eines jungen muthwilligen Mädchens. Wie platt und schwerfällig ist hingegen der Ton der Staatsjungfer:

Unbeständigkeit im Lieben
Wird den Mädchens nachgesagt;
Aber wer ist treu geblieben,
Wenn man bei den Männern fragt?
Sind wir von der Treu' entfernet,
Haben wir's von euch gelernet.

Strato.

Ich habe dich ins zweite Jahr gekannt,
So lange hat die Lieb' uns schon verbunden;
Wie ist denn nun dieß angenehme Band
So liederlich verschwunden?

Cephise.

Bedenkst du dann dieß nur so obenhin,
Daß ich so lang getreu gewesen bin?

Vermuthlich sind unsre Leser nicht sehr begierig, noch mehr Probestücke von dem Geschmack und der Poesie des Styls dieses Operndichters zu sehen. Aber ein kleines Beispiel von den Faceties und saillies de gayeté des kurzweiligen Rochas können wir ihnen nicht erlassen. Man höre also das Brautlied, welches er Admeten und Alcesten singt:

Es ist das beste Thun der Welt,
Das zuckersüße Freien.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Den wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marcipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt', es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Und will man letztlich denn dazu,
Die Braut ins Bette bringen —

Lichas.

Pfui, Rochas, still! was denkest du?
Mit solchen lahmen Dingen!

Rochas.

Ha, ha! Ein Jeder weiß doch wohl,

Daß dieß zuletzt geschehen soll.

„Welch eine Zeit war das (werden manche unsrer Zeitgenossen denken), wo man in Städten, wie Hamburg und Leipzig, auf der Schaubühne singen hörte, was man zu unsrer Zeit höchstens noch in einigen kleinen Reichsstädten Nachts von trunknen Handwerksburschen auf den Gassen plärren hört! — Und, was das Schlimmste ist, damals hatte Frankreich bereits einen Corneille, einen Racine, einen Moliere, einen La Fontaine, einen Boileau!" — Gut, hatte sie und hat sie gehabt! — Hat gehabt, was wir noch zu hoffen haben. Was für armselige Sänger hatten die Franzosen zu einer Zeit, da die Italiener auf ihren Petrarca, ihren Ariost, ihren Tasso, ihren Guarini stolz waren! Zufällige Umstände und gutes Glück haben entschieden, welche von den barbarischen Nationen des neuern Europa zuerst den wohlthätigen Einfluß der Musen und Grazien empfinden sollten. Keine hat Ursache, den frühern Genuß dieses Glückes sich für ein Verdienst anzurechnen; und vielleicht ist diejenige am glücklichsten, die es unter allen am letzten erhält.

Wenn man übrigens von diesen beiden Alcesten auf die Poesie der andern Opern der damaligen Zeit schließen darf, so kann man sich nicht erwehren, die zum Theil vortrefflichen Sujets zu bedauern, die unter den Händen dieser Elmenhorste, Richter, Matsen, Hinsche, Schröder, Fiedeler, Bressande, und wie die Herren weiter hießen, zu den kläglichsten Carricaturen verunstaltet wurden. Ich finde darunter (Adam und Eva, eine geistliche Oper, womit die Unternehmer im Jahre 1668 ihren Schauplatz eröffneten, nicht mitgerechnet) Theseus, Semiramis, Alexander in Sidon (das nämliche

Sujet, woraus Metastasio seinen Re Pastore gemacht), Xerres, Numa und so weiter und eine Menge der schönsten mythologischen Sujets, Ariadne, Semele, Acis und Galathee, Echo und Narciß, Pygmalion, Medea, Adonis, Endymion, Psyche und so weiter. Von welchen verschiedene den einst berühmten, jetzt ganz unbekannten Lic. Heinrich Postel zum Verfasser haben.

Vermuthlich sind meine Leser müde, von alten mißlungenen Alcesten reden zu hören; ich bin es wenigstens, davon zu schreiben. Aber gleichwohl, um meine Nachricht etwas vollständiger zu machen, kann ich sie nicht eher entlassen, bis ich auch noch ein paar Worte von der dritten Alceste gesagt habe, welche den berühmten Johann Ulrich König zum Verfasser hat, und im Jahre 1719 auf dem großen Braunschweigischen Theater aufgeführt wurde.

König sagt uns in seinem Vorberichte, daß sein Werk eines Theils eine Uebersetzung der französischen Alceste sey; aber in der That hat er durchaus so viel an dieser verändert, davon und dazu gethan, daß er seine Alceste mit gutem Fug für seine eigne Schöpfung hätte ausgeben können. Was am meisten an ihm gelobt zu werden verdient, ist, daß er die Würde des Sujets besser in Acht genommen und die komischen Scenen weggelassen hat, welche im Quinault das wenige Interesse, das die ernsthaften allenfalls erregen konnten, fast gänzlich zernichten. Hingegen hat er durch Vermehrung der Intriguen und Maschinerien oder (wie er selbst sich ausdrückt) durch Vereinigung des italienischen und französischen Geschmacks (worauf er sich nicht wenig zu gute thut) den Vorzug erhalten, daß sein Stück ohne alle Vergleichung abenteuerlicher, unnatürlicher und ungereimter wurde und also (weil eine Oper damals eben dadurch sich empfehlen mußte) auch desto besser

gefiel, je abgeschmackter sie war. Zur Probe schreibe ich nur das Register der Maschinen und Flugwerke ab. „Eine Brücke, worüber man zu Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem Wagen mit Seepferden, nebst den Nordwinden, welche einen Seesturm erregen. Aeolus in der Luft mit den Westwinden. Des Lykomedes Residenz, so bestürmt und eingenommen wird. Pallas in ihrer Maschine von Trophäen. Diana in einer feurigen Kugel, welche sich theilt und einen halben Mond vorstellt. Mercurius fliegend. Des Charons Kahn, worin er die Seelen überfährt. Des Pluto und der Proserpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, so Feuer speit. Des Pluto Wagen, worauf Hercules und Alceste wegfahren." — Man nehme zu allen diesen schönen Raritäten noch die mit eingeflochtenen Tänze der verkleideten [1] Grazien und Liebesgötter, Najaden und Tritonen, der Westwinde, welche die Nordwinde vertreiben, der Künste, welche den Tempel der Ehre bauen, und des Pluton'schen Hofstaats, der über Alcestens Ankunft seine Freude bezeigt — und dann gestehe man, daß die St. Evremond, die Remond von St. Mard und andere ihres Gleichen nicht so gar Unrecht hatten, solche Singspiele (und von andern hatte man zu ihrer Zeit keinen Begriff) unsinnig zu finden!

Daß die Poesie, die Sprache, die Recitative und die Arien schon um Vieles besser seyn müssen als in den vorigen, kann man dem Verfasser des Gedichtes, August im Lager, voraus zutrauen; und in der That ist der Fortschritt, welchen unsere Sprache und Dichterei binnen der sechsundzwanzig

[1] Dieß soll eigentlich so viel sagen, als bekleideten. König besorgte vermuthlich, man möchte glauben, daß er die Grazien und Najaden in naturalibus aufführen werde, wenn er nicht ausdrücklich das Gegentheil versichere.

Jahre, die von Thiemens Alceste bis zu der König'schen verflossen waren, gemacht hatte, ein wahrer Riesenschritt. Im Recitativ trägt König (einem Gesetze zufolge, welches damals Niemand abzuschütteln wagen durfte) noch die Fesseln des Reimes, welche seinen Gang meistens ziemlich ungemächlich, schleppend und schwerfällig machen; aber seine Arien sind größtentheils ohne Vergleichung schöner und singbarer, als in den älteren Alcesten. — Hier einige Proben, welche, wie mich däucht, dieß Urtheil rechtfertigen.

Hercules — der in Quinaults und Königs Alceste zugleich der Freund und der heimliche Nebenbuhler Admets ist, aber seine Liebe wie ein Held bestreitet und zuletzt besiegt — scheidet von Admet und Alcesten, nachdem er sie aus Lykomedens Gewalt befreit hat, mit dieser Arie, deren Anfang sich auf Admets dringendes Bitten, länger zu bleiben, bezieht:

Der Himmel weiß (und meine Liebe)
Wie gern ich länger bei euch bliebe;
Doch die Vernunft spricht Nein!
Laßt ab, noch mehr in mich zu dringen;
Mich hierin selber zu bezwingen,
Das muß mein größter Sieg für dießmal seyn. B. A.

„Hierin" und „für dießmal" sind sehr entbehrliche Bestimmungswörter, welche die Sprache und den Vers schleppend machen. Mit einer kleinen Veränderung wäre der Schluß dieser Arie runder und zugleich singbarer geworden:

Mich selber zu bezwingen,
Soll meiner Siege größter seyn.

Erst, nachdem Alceste nicht mehr ist, entdeckt Hercules seinem Freunde, daß auch er Alcesten geliebt habe und noch liebe, und daß er, wenn Admet ihm sein Recht auf sie (die er nun ohnehin auf ewig verloren habe) abtrete,

Bis in das finstre Land
Der nie bestürmten Hölle bringen,
Den Pluto selbst zur Wiedergabe zwingen,
Und aus dem Grab' Alcesten wiederbringen

wolle. Diese Erklärung bestätigt er mit einer Arie, die Alles enthält, was ein Tonkünstler verlangen kann:

Mich spornet der Eifer, mich waffnet die Liebe,
So stürm' ich die Hölle, so trotz' ich dem Tod.
Laß den Abgrund Flammen speien!
Das Geliebte zu befreien,
Verachtet mein Herze die grausamste Noth. W. A.

Noch eine Arie des Hercules, da er im Begriff ist, dem Höllengott Alcesten zu entführen —

Ein großes Herz kann Alles in der Liebe,
Verlacht den Zwang und trotzt der Noth;
Denn Amor thut durch seine Stärke
In edeln Seelen Wunderwerke
Und zwingt zuletzt auch selbst den Tod.

Auch die folgende Arie, worin Alceste sich entschließt, für Admet zu sterben, ist in ihrer Art vorzüglich:

Da mein Leitstern muß entweichen,
Schließt sich auch mein Auge zu.
Da das schönste Licht verschwindet,
Dessen Glanz mein Herz entzündet,
Eilet auch mein Geist zur Ruh.

Noch singbarer und effectvoller ist die folgende, womit Cephise sie von ihrem Entschluß abhalten will.

Ach! lösche doch nicht selbst die holden Kerzen!
Ach! trenne doch nicht selbst das süße Band,
Das seine Seele deinem Herzen

Und deine Hand verknüpft mit seiner Hand,
Ach! trenne doch nicht selbst das süße Band.

Und die ganze Scene, wo Alcestens Schatten in Elysium eingeführt wird, welchen Reichthum von schönen Gemälden, empfindsamen Modulationen und entzückenden Melodien bietet sie einem großen Componisten dar! — Der Schauplatz stellt den Palast des Höllengottes vor; in der Ferne sieht man einen Theil der elysäischen Felder. Pluto und Proserpine, von einem Chor von Geistern umgeben, empfangen Alcestens Schatten:

Pluto.

Empfange nun den Preis der allerhöchsten Treue
In ewig stiller Ruh.
Dein neuer Stand läßt nichts als Freude zu;
Hinfort sey dir kein Schmerz bekannt,
Damit dein edler Geist unendlich sich erfreue.

Der Chor.

Empfange nun den Lohn der allerreinsten Treue!

Proserpine.

Es soll allhier dieß stille Leben
Dir ewig süße Ruh und steten Frieden geben.

Der Chor wiederholt diese Worte.

Proserpine.

Du sollst hinfort mir stets zur Seite schweben.

Pluto.

Das Höllenreich mach' alle seine Lust
Dir, alleredelster und schönster Geist, bewußt.

Der Chor.

Einsame Stille! seliger Ort!
Welchen ohn' Unterschied endlich die Seelen
Willig oder gezwungen erwählen!

Selige Stille! ruhiger Ort!
Du bist nach Sorgen, nach Kummer, nach Qualen
Allen Verfolgten der sicherste Port.

Freilich müssen uns die Ausfüllungswörter, die so leicht hätten vermieden werden können, anstößig seyn. Und warum anstatt des Höllenreichs, welches für uns mit so widrigen Eindrücken vergesellschaftet ist, nicht lieber Schattenreich? — Wie kann man sagen: gezwungen erwählen? — Und wie kommt dieser ungleichartige Begriff in Vorstellungen, welche nichts als Ruhe, Frieden und Seligkeit athmen sollen? — Aber so genau nahmen es freilich die besten Dichter des ersten Dritttheils unsers Jahrhunderts noch nicht. Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Rundung und Glätte des Styls waren Grade von Vollkommenheit, die man von der Zeit, worin König seine Alceste schrieb, noch nicht verlangen kann. In der unsrigen kann man es mit bessern Rechte; aber noch immer lassen sich die meisten Leser mit wenigern abfinden. Und wie wenig sind der Dichter, welche mehr von sich selbst fordern als die Leser, und die nicht zu ungeduldig oder zu träge sind, die Feile so lange zu gebrauchen, bis Alles teres atque rotundum ist!

3.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälliger Weise im achten Buche der alten deutschen Uebersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beim ersten Anblick in die angenehme Ueberraschung setzte, womit man in einer Wildniß mitten unter Disteln und Unkraut eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewohl sehr entstellte Uebersetzung der zweiund-vierzigsten und dreiundvierzigsten Stanze im ersten Gesang des Orlando Furioso sey, welche bekanntlich selbst eine freie und verschönerte Uebersetzung des Catullischen „Ut flos in septis" ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte deutsche Uebersetzer des Amadis angefangen, um diese zwei Stanzen, die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zweihundert Jahren war, zu transferiren. [1]

[1] Das Wort Uebersetzen muß damals noch nicht üblich gewesen seyn; denn der Uebersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferiren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

Hier ist zuvörderst das Original.

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina
Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor sė li avvicina;
L'aura soave e l'alba ruggiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina;
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli nomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine blose Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieser literarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des spanischen Amadis zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesang des Orlando Furioso und also auf die vier Stanzen ein und vierzig bis vier und vierzig erstreckt; als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen oder vermeinten Verschönerungen dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessin Onolotia, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariosts Sakripant (dem er alle Worte

nachspricht) auf sich selbst zu schmälen, daß er sich um eine Schöne

> „plage und peinige, die sich einem Andern schon ergeben und zugeeignet und durch solche Mittel das Beste, so in ihr gewesen, verloren habe.“

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu sagen, ein Tochter und schamhafte Jungfrowe vergleichet sich einer Rose, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungestümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunst sich neiget, und umb solcher Ursachen willen begeren ihr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren und ihre kleine Brüstlein oder runde Oepfelein damit zu bestecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so baldt von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beide vom Himmel und Menschen begeren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraw oder Jungfraw, so ihr ein andern die Blumen der Jungfrawenschaft nemmen läßt, welche sie doch höher und wehrter denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bei allen, so ihren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte.“

Man sieht, daß Ariost nicht viel dabei gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche eben so weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreizehnten Jahrhunderts als von unserer heutigen und wie unendlich weit erst

von der Schönheit und Grazie des florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferirte Amadis ein Lieblingsbuch der damaligen schönen Welt und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bei aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte Jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, daß Ariost das Selbstgespräch seines Sakripants dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariosts ist, was diesen Punkt betrifft, außer allem Zweifel; denn die erste Ausgabe seines Orlando Furioso ist vom Jahre 1515, und Johann Diaz stellte seinen achten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahre 1525 ans Licht. Die französische Uebersetzung, welche der deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahre 1543, und die deutsche folgte ihr im Jahre 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius seyn.

Indem ich fortfahre, dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Uebersetzung der neun und vierzigsten und fünfzigsten Stanze im achten Gesang des Orlando ist. Ich vermuthe und hab' es auch zum Theil wirklich so gefunden, daß die meisten Abenteuer aus Ariosts Rittergedichte auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans

ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet und von dergleichen Diebstählen gänzlich frei. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also, wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich, da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, blos mit veränderten Namen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

4.

Anekdoten aus der Kunstgeschichte.

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Portrait und stellte das Bild an ein offenes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte. Da dieß nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihres Irrthums gewahr.

Man erinnert sich hiebei der Trauben des Zeuxis, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber malte, der den Zeuxis selbst betrog. Rembrandts Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehmals die Nachbarn des Zeuxis und Parrhasius) mögen sich wohl nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Herrn Nachbar, dem Maler, gemacht haben; aber, daß Zeuxis, Parrhasius und Rembrandt sich viel darauf sollen eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.

2. Rigaud (einer der berühmtesten französischen Portraitmaler), während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde,

indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß sie gewaltige Grimassen machte, um durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Geziers endlich überdrüssig. Geben Sie sich nicht so viel Mühe, gnädige Frau, sagte er; Sie haben bei mir gar nicht nöthig, Ihrem Mund so viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, so mache ich Ihnen gleich gar keinen. (Man erzählt dieses von Mot auch von dem Maler Vigne.)

3. Mignards (ersten Malers des Königs Ludwigs XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen großen Theil des übertriebenen Ruhms verloren, dessen er in seinem Leben sich zu bemächtigen das Glück und die Adresse hatte) Mignards größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italienischen Maler so gut zu erhaschen, daß es beinah unmöglich war, seine Copien von Originalen zu unterscheiden. Einsmals malte er eine Magdalena in Guido Reni's Manier und verkaufte sie, als ein ganz frisch aus Italien angekommenes Stück von Guido, an einen so genannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand stecken: er sey betrogen worden; das Stück sey nicht von Guido, sondern von Mignard. Der Amateur wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er sich an Mignard selbst wandte. Dieser versicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief sich auf Le Brun, der damals erster königlicher Maler war und für ein Orakel in seiner Kunst galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein und legte dem ersten den Casus zur Entscheidung vor. Le Brun, nachdem er die Magdalena lang und scharf untersucht hatte, that den Ausspruch, sie sey von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. Jetzt will ich gestehen, daß

ich das Stück selbst gemacht habe, sagte er; und damit kein Zweifel bliebe, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Büßfertigen einen Cardinalshut finden. Da dieß nicht anders als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was vonnöthen war, wischte die Haare weg, und das Cardinalsbaret wurde sichtbar. Hier ist Ihr Geld wieder, sagte er zum Käufer; und das Gemälde ist mein: wer's gemalt hat, wird's auch wieder herzustellen wissen. Und Mignard ging von dannen und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brun erwischt hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einstmals vom Duc de Montausieur wissen, was er von Le Brun und Mignard als Malern hielte. Sire, antwortete dieser Herr (der sich durch eine Freimüthigkeit, die noch ein Rest aus Heinrichs IV. Zeiten war, von den Höflingen Ludwigs unterschied), ich verstehe mich nicht auf die Malerei; aber mich dünkt, die beiden Leute malen, wie ihr Name lautet. Und so war es auch. Le Brun affectirte, um den großen Meistern der römischen Schule auch in diesem Stücke zu gleichen, sehr ins Braune zu malen; und Alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise.

5. Le Sueur — (dessen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwiesen hat, die ihm seine Zeitgenossen und Ludwig der Große, der so wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es seyn mochte, hatte, zu erweisen unfähig waren) — dieser Le Sueur, der jetzt der französische Rafael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brun der große Mann war, wenig geachtet. Als Le Brun die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmalte, arbeitete Le Sueur in einem daranstoßenden Cabinet an einigen kleinen

Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päpstliche Nuntius kam, die Galerie zu sehen. Le Brun, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich mit allem empressement eines Galant-Homme, der die Honneurs seiner Galerie machen wollte, entgegen und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuntius wollte nun auch sehen, was in dem Cabinet gemalt würde. Le Sueur, der da in ziemlich armer Gestalt saß und arbeitete, begnügte sich, seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort, zu arbeiten, ohne sich dessen zu kümmern, was neben und um ihn vorging. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueurs Figuren geworfen, sagte zu Le Brun, den er für einen Monsieur vom Hause hielt: Man hätte die großen Stücke, die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann da (auf Le Sueur deutend) ausführen lassen sollen und diese kleinern Figuren hier dem Andern überlassen, der die Galerie gemalt hat. Jugez, comme Mr. L. B. étoit capot!

5.

Apelles.

(Eine Handlung desselben, die sein bestes Gemälde werth war.)

Man hat immer vom Neid der Künstler oder, wie man's verächtlicher Weise nennt, vom Handwerksneid so gesprochen, als ob es eine Art von moralischem Wunder wäre, wenn zwei Nebenbuhler in einer Kunst, die zu Ruhm, Ansehen und Reichthum führt, einander Gerechtigkeit widerfahren ließen oder gar Freunde wären.

Man pflegt immer als etwas ganz Natürliches vorauszusetzen, sie müßten einander herzlich gram seyn, und dieß Vorurtheil ist zum Sprüchwort geworden, weil es immer und überall durch die gemeine Erfahrung bestätiget zu werden geschienen hat. Nun möcht' ich zwar nicht leugnen, daß wohl auch dann und wann große Männer, die vor Satans Macht und List nicht sichrer sind, als wir Andere, Anfälle von dieser garstigen Leidenschaft erfahren könnten; aber gleichwohl scheint sie mir an edeln Seelen überhaupt und besonders an großen Künstlern, die ich mir eben so wenig ohne enthusiastische Liebe zu ihrer Kunst als ohne bescheidne Meinung von sich selbst gedenken kann, etwas so Unnatürliches zu seyn, daß ich sehr geneigt bin, gerad im Gegensatz

mit der gemeinen Meinung die Fälle, wo ein großer Künstler gegen den andern ungerecht und mißgünstig gehandelt, unter die Ausnahmen zu rechnen und alle Erzählungen dieser Art für eben so verdächtig zu halten, als sie dem großen Haufen wahrscheinlich dünken und begierig von ihm angenommen werden. Und wirklich, wenn sich Jemand die Mühe nähme, die hieher gehörigen Beispiele zu sammeln, so würden sich vielleicht zehn finden, wo Männer, die in der nämlichen Kunst vortrefflich waren, einander wenigstens völlige Gerechtigkeit bewiesen, gegen eines, wo ein solcher sich jenes kleinherzigen Neides oder einer — es sey nun wirklich gefühlten oder nur affectirten — Verachtung fremder Talente und Vorzüge schuldig gemacht. Wie viel oder wenig solcher Beispiele aber auch zu finden seyn mögen, kein edleres wenigstens, und das mehr zum Vorbild aufgestellt zu werden verdiente, kenne ich nicht, als das Betragen des größten Malers seiner Zeit, des Apelles, gegen einen seiner vorzüglichsten Kunstgenossen, den Protogenes. Dieser lebte, seiner großen Geschicklichkeit ungeachtet, schon seit vielen Jahren, so wie Correggio sein ganzes Leben durch, in größter Armuth. Ein kleiner Garten vor der Stadt Rhodus mit einer schlechten Hütte war sein ganzer Reichthum. Die Rhodier machten nichts aus ihm: Sordebat ille suis, sagt Plinius, ut plerumque domestica. (Sie bewiesen eine ekle Geschmacksmäkelei an ihm, wie meist an dem Einheimischen.) Ein Fremder mußte kommen und ihm einen Werth in ihren Augen geben: vielleicht — in gewissem Sinn — auch in dem eignen; denn Armuth und Verachtung, wenn sie zu einem fortdauernden Zustand werden, sind genug, endlich auch die edelsten Geister niederzudrücken und kleinmüthig zu machen. Dieser Fremde war — Apelles. Er kam nach Rhodus,

besuchte seinen mißkannten Mitbruder in der Kunst, sah einige seiner Werke, fragte ihn, wie hoch er sie verkaufe, und da ihm Protogenes eine Kleinigkeit nannte, erhandelte er auf der Stelle die besagten Gemälde für sich selbst und bezahlte sie, zu großem Erstaunen der Rhodier, mit 50 attischen Talenten, die nach unserm Geld über 30,000 Thaler machen. Er kaufe diese Stücke, sagte er den Rhodiern ins Ohr, um sie als seine eigne Arbeit wieder zu verkaufen. Dieser Zug war die 30,000 Thaler doppelt werth. Nun wurden die Augen der Rhodier aufgethan; sie schlossen (wie denn immer die dümmsten Leute die besten Schlußfolgerer sind): der Mann, dessen Arbeit ein Apelles so theuer bezahle, um sie wieder — mit Profit, das versteht sich doch — als seine eigene zu verkaufen, müsse nothfolglicher Weise ein großer Mann seyn; und nun wollten die Herren alle von seinen Stücken in ihren Galerien oder Cabineten haben; der Preis seiner Arbeit stieg mit seinem Ruf; und wenn Protogenes dessenungeachtet, wie es scheint, kein sonderliches Glück machte, so kam es wohl blos daher, weil er den Eigensinn hatte, langsam zu arbeiten, oder, richtiger zu sprechen, weil er seine Werke mit solcher Liebe arbeitete, daß er nie mit seiner Ausführung völlig zufrieden war und sich nur mit Mühe entschließen konnte, ein Stück für vollendet anzusehen. Die Rhodier wußten sich in der Folge den Umstand, den Protogenes bei sich zu haben, sehr gut zu Nutze zu machen, als Demetrius Poliorketes ihre Stadt belagerte und eben Anstalten machte, eine ihrer Vorstädte in den Brand zu stecken, weil dieß der einzige Weg war, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Glückseliger Weise für sie war das berühmteste Werk des Protogenes, Jalysus, in einem öffentlichen Gebäude dieser Vorstadt aufgestellt, und, zu noch

größerm Glück, war Demetrius ein Liebhaber der Kunst. Die Rhodier schickten eilends Deputirte an ihn, ihm vorzustellen, wenn er die Vorstadt anzünden ließe, würde er den Jalysus des Protogenes vernichten; und dieser Umstand wirkte so auf den Helden, daß er die Belagerung lieber aufheben und den Rhodiern verzeihen als ein so herrliches Werk zerstören wollte.

Aber — um wieder auf den Apelles, von dessen Großmuth gegen den Protogenes die Rede war, zurück zu kommen — beweiset das angeführte Beispiel auch wohl Alles, was ich damit beweisen wollte? — Ich denke, ja! — Aber, wendet mir Jemand ein, würde Apelles auch so gerecht und edel gegen Protogenes gehandelt haben, wenn er ihn wirklich für einen Mann angesehen hätte, der ihm selbst im Lichte stehe? — Vielleicht — nicht; wenigstens möchte ich nicht für das Gegentheil Bürge seyn. Es ist schwer, in die innersten Falten des menschlichen Herzens zu sehen; und immer ist's verwegen, allgemeine Grenzen ziehen zu wollen, wie weit die Schönheit und Güte einer schönen und guten Seele gehen könne.

Indessen gesteh' ich gerne, daß in allen Fällen, wo ein großer Künstler oder überhaupt ein großer Mann dem andern auf eine so edle Art Gerechtigkeit erweiset, die Eigenliebe immer etwas in petto hat, wodurch sie sich wenigstens im Gleichgewicht erhält: und wenn Helvetius gleich zu weit gegangen ist, da er behauptet, jeder Mensch sey in seinen eignen Augen der erste aller Menschen; so möchte sich doch wohl mit gutem Grunde vermuthen lassen, Jedermann habe etwas, was es nun auch seyn mag, worin er sich selbst vor Allen, die er als Rivalen betrachtet, den Vorzug gibt, und dem er wenigstens in den täuschenden Augenblicken, wo er am besten

mit sich selbst zufrieden ist, Werth genug beilegt, um sich selbst sagen zu können: So groß und vortrefflich dieser Mann ist, so ist doch etwas, worin er dir nicht gleich kommt und, wenn er auch wollte, nicht gleichkommen kann. Was den Apelles betrifft, so wollen wir nicht verbergen, daß dieß just sein Fall mit dem Protogenes war. Der Letztere hatte an seinem Jalysus sieben Jahre lang gearbeitet, und dieses Gemälde war in einem so hohen Grade schön und in allen seinen Theilen so vollendet, daß es unter die vollkommensten Meisterstücke gerechnet wurde, welche Griechenland aufzuweisen hatte. Cicero nennt es in diesem Sinne neben der berühmten Venus Anadyomene des Apelles — und, was mehr als dieß Alles sagt, Apelles selbst fand, daß es ein herrliches Werk sey. Beim ersten Anblick stand er wie erstaunt davor, und nachdem er's lange stillschweigend betrachtet hatte, sagte er zu den Umstehenden: Es ist ein Werk von erstaunlichem Fleiß und die Arbeit eines großen Künstlers; aber — setzte er hinzu, die Grazie fehlt ihm; hätt' es diese noch, so würde es das erste Stück in der Welt seyn. So erzählt's Aelian. Nun wissen wir aus dem Plinius, daß es gerade diese χαρις, diese Grazie, die sich besser fühlen, als erklären läßt, war, worauf sich Apelles am meisten zu gut that, und was er, wenn er von den Werken der andern berühmten Maler seiner Zeit sprach, vor ihnen allen voraus zu haben sich rühmte. Vor dem Protogenes, setzt Plinius hinzu, legte er sich noch einen andern Vorzug bei, da er seinen Jalysus, ein Werk von unermeßlicher Arbeit und von einem über alle Maßen ängstlichen Fleiß, bewunderte. Denn er sagte: Protogenes sey ihm in allen Stücken gleich, ja in einigen gar überlegen; aber in dem einzigen bleibe ihm, dem Apelles, der Vorzug, daß jener nicht aufzuhören

wisse, oder, wie es Cicero ausdrückt, daß er nicht fühle, was genug sey. Ich glaube nicht, daß Apelles sich hierin noch einen andern Vorzug habe beilegen wollen, sondern, daß er das Nämliche nur mit einer andern Formel ausgedrückt habe. Denn eben durch den ängstlichen Fleiß, der nicht aufzuhören weiß, geht jene Grazie verloren, die den Apelles auszeichnete, und die dem Protogenes fehlte; oder, richtiger zu sprechen, sie ist unverträglich mit ihm. Und so hätten wir denn gefunden, was die Großmuth des Apelles in den Augen derer, die nicht gerne moralische Wunder glauben, unverdächtig machen kann. Im Vorbeigehen sey mir noch erlaubt eine doppelte Unrichtigkeit des de Piles zu rügen. Die Art, wie er in seinem Abrégé de la vie des Peintres die Wirkung, die der Anblick des Jalysus auf den Apelles gethan, erzählt, gibt seinen Lesern einen ganz falschen Begriff von der Sache. Er stand sprachlos da, spricht de Piles, als Einer, der keine Worte finden konnte, um die Idee von Schönheit, die dieses Gemälde in ihm erweckte, auszudrücken. Von dem wichtigen Mangel, den Apelles daran fand, sagt er kein Wort. — Und dann ist unrichtig, daß Apelles für ein einziges Gemälde des Protogenes 50 Talente bezahlt habe; Plinius, aus dem er gleichwohl die Anekdote genommen, sagt sehr deutlich das Gegentheil.

Die hier erzählte Hauptanekdote findet sich bei Plinius H. N. 35, 36, 13; die von des Protogenes Jalysus bei Aelian V. H. 12, 41, und bei Plutarch im Leben des Demetrius, in welchen beiden Stellen auch des Apelles Kunsturtheil angeführt wird, womit man vergleichen muß Plinius

35, 36, 10. Diese Vergleichung wird ergeben, daß der erste gegen de Piles ausgesprochene Tadel nur in so fern gegründet ist, als er des Apelles Urtheil verschweigt, nicht aber in dem, was dessen anfängliches Verstummen beim Erblicken des Jalysus betrifft; denn Aelian und Plutarch sagen dieß beide, Plinius aber nennt gar nicht, wie jene, den Jalysus ausdrücklich, sondern nur ein mit dem sorgfältigsten Fleiße von Protogenes gemaltes Werk. Wieland hätte übrigens die Handlung des Apelles noch mehr hervorheben können, wenn er angeführt hätte, das Protogenes sich ihm schon als Rival gezeigt hatte; denn die Begebenheit mit der bekannten Linie beider, die den Kunstkennern so viel Kopfzerbrechens kostet (Plin. 35, 36, 11.), muß dem Kaufe des Apelles vorhergegangen seyn.

S.

6.

Aristophanes.

An Herrn Hofrath Voß.

1793.

Sie haben wohl auch davon gehört, daß man eine metrische Uebersetzung des Aristophanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe, noch meine nicht ohne Mühe per varios casus et tot discrimina rerum errungene gloria gleichgültig ist — über die Verwegenheit einer solchen Unternehmung in meinen Jahren erschrocken seyn. Aber beruhigen Sie sich, mein lieber V. So arg ist es nicht, als man Ihnen gesagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug versucht, um so ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent; und dieß allein wäre schon mehr als hinreichend, mich von einer so halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metrische Uebersetzung des unübersetzlichsten aller griechischen Schriftsteller ist, abzuschrecken. In der That käme ich mir mit einem solchen Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als Einen, dem ich's zutraue, daß er dieses Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu bestehen),

ich käme mir, sage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich selbst zu einem solchen Wagestück anheischig machen wollte, nicht viel weiser vor, als der aristophanische Trygäos, da er sich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. — Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja schon an Horaz und Lucian versucht, und der gute Erfolg dieser, in ihrer Art gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wohl Muth machen, auch mit einem jenen beiden in gewissem Sinne so ähnlichen Schriftsteller fertig werden zu können. Der Unterschied ist sowohl an sich selbst, als in Rücksicht auf mich unermeßlich. Es ist freilich unter den alten, zumal griechischen Schriftstellern von der ersten Classe keiner, der nicht seine eigenen, oft sehr großen Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Aristophanes ist doch, von dieser Seite, keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerlei Kenntnisse, welche Stärke in der Sprache, welche Belesenheit in den übrigen Schriftstellern dieser Nation, welche Bekanntschaft mit ihrer Geschichte, mit ihrer politischen Verfassung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künsten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. s. w. und, mit allen diesen und andern Vorkenntnissen, welch ein besonderes, unverdrossenes und langwieriges Studium der Komödien des Aristophanes selbst gehört dazu, um sie nur erst völlig zu verstehen und so geläufig und con gusto, wie etwa die Komödien des Molière, Congreve oder Goldoni lesen zu können. Aber, wer dieß auch kann, o, wie weit ist der noch davon entfernt, sie in die deutsche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet sie auch seyn mag, übertragen zu können! Gesetzt aber, er könnte auch dieß und könnte es auf eine andere Art, wodurch er (was gewiß eine sehr schwere Aufgabe ist) die Philologen von Profession befriedigte: wie

viel fehlte da noch, um eine Uebersetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Aristophanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen seiner Freunde verlöre, oder etwas zu leihen, wobei er nach ihrem Urtheile nichts gewänne, so beschaffen wäre, daß sie auch von dem größern Theile des gebildeten, aber nicht gelehrten Publicums ohne Anstoß und mit Vergnügen gelesen werden könnte! Dieß möchte immer eine sehr schwere, aber doch mögliche Arbeit seyn, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre; aber die Komödien oder (um ihnen ihren rechten Namen zu geben) die Possenspiele — freilich Possenspiele eines Mannes von Genie, der in seiner Art so einzig war, als Shakespeare in der seinigen — so voller Witz und Laune, als keine andere Producte des Witzes und der Laune, aber doch Possenspiele — Carricaturen, wie sie nur eine Meisterhand zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künstler sehen lassen, dem die wahren Lineamente der menschlichen Natur bekannt waren, aber doch Carricaturen — kurz, die Komödien eines Aristophanes so in unsere Sprache zu übertragen, daß man es zugleich dem Publicum, den Kennern und sich selbst zum Danke gemacht hätte! — Denn das Letzte wenigstens ist — so unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Uebersetzer dieses von allen Musen und Grazien begünstigten attischen Scurra ganz verdorben sey, verlangen würde, als diesen, wenn er auch, nachdem er mit unverdrossenstem Fleiße alle Kräfte seines Geistes und die Hälfte seines Lebens an ihm verschwendet hätte, mit seiner Arbeit zufrieden seyn könnte. — Um sich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Uebersetzer des Aristophanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu versetzen, brauchen Sie, mein Freund, sich nur zu erinnern, wie so

sehr verschieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — übersetzen soll. — Erinnern Sie sich, wie himmelweit das, was man damals Komödien nannte, als

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque, poetae,
Atque alii, quorum Comoedia prisca virorum est,

für die Belustigung des athenischen souverainen Pöbels an den Dionysien arbeiteten, von unsern heutigen Lustspielen, besonders unsern beliebten Familienstücken, verschieden war. Erinnern Sie sich, wie sehr das Lächerliche sowohl als die Art, wie man es belacht, wie sehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, schalkhaften, muthwilligen, satirischen Laune anständig oder unanständig ist, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überschreiten darf, von dem Grade der Cultur, den Sitten, den herrschenden Begriffen und Maximen, und selbst von der politischen, religiösen und ökonomischen Verfassung eines Volks abhängig sind, und was für einen Unterschied 2400 Jahre in Allem diesem machen. Erinnern Sie sich des Charakters des athenischen Volks, des lebhaftesten, leichtsinnigsten, frivolsten, inconsequentesten, des zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker, die jemals gewesen sind; auch vergessen Sie nicht, daß dieses Volk in der Epoche des peloponnesischen Krieges, worin Aristophanes schrieb, nicht nur souverain, sondern durch die Umstände der Zeit ungewöhnlich überspannt und dabei in einem hohen Grade sittlich verdorben war. Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienschreiber mehr für die rohern Volksclassen, für die Bewohner des Piräeus, Handwerker, Seeleute und Matrosen, als für den aristokratischen, d. i. (selbst nach der Bedeutung dieses Wortes bei den Athenern) für den

gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nation arbeiteten und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern erlauben mußten, die selbst dem undelicatesten Theil unsers lesenden Publicums nicht präsentirt werden dürften. Erinnern Sie sich endlich, wie voll alle seine Stücke nicht nur von solchen satirischen Zügen und Scherzen, deren Einkleidung entweder unserm sittlichen Gefühl oder unsern Begriffen vom Anständigen zuwider sind, sondern auch (was eine der größten Martern des Uebersetzers ausmacht), wie voll sie auf allen Seiten von Anspielungen auf damalige Local- und Zeitumstände, von kleinen Charakterzügen und Anekdoten, die Jedermann bekannt und verständlich waren, von Parodien und Anspielungen aus Tragödien, die einem Jeden in frischem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facetien, witziger oder schalkhafter Züge und feiner Pinselstriche sind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unsre meisten Leser verloren gehen. — Nehmen Sie dieß Alles zusammen, und Sie werden mir schwerlich Unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Aristophanes zu übersetzen, ein Einfall sey, der einem Menschen, dem seine Ruhe lieb ist, nur von einem sehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden seyn.

Und wie kommen Sie denn dazu, höre ich Sie sagen, daß ein schon überall verbreitetes Gerücht Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie so sehr eingenommen sind, andichtet? Um Ihnen dieß begreiflich zu machen, mein Fr., brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß es mit diesem Gerüchte wie mit allen andern beschaffen ist: es ist zwar nicht ganz wahr; aber etwas Wahres hat doch die Veranlassung dazu gegeben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung

zu schweren literarischen Abenteuern gehabt; und so ist mich denn vorlängst der Einfall angewandelt, einige Stücke des Aristophanes zu übersetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch schwerer zu machen) in Versarten zu übersetzen, die den seinigen so nahe kämen, als es die Natur unserer Sprache und die Grenzen meiner versificatorischen Kunstfertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas Angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu sagen) auch, weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbesagten Schwierigkeiten, theils durch mancherlei andere Vorstellungen von einem so gefährlichen Vorhaben abschreckte, so blieb dieser Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indessen fügte sich's doch im letztabgewichenen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damaligen Witterung auf das sehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beschäftigungen des Geistes so verdrossen und untüchtig fühlte, daß mir dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde. Ich nahm anfangs meine Zuflucht zu meinem Aesculap, bei welchem ich in ähnlichen Fällen öfters schleunige Hülfe gefunden hatte; da sich aber das Uebel dießmal durch keine Alexipharmaca beschwören lassen wollte, so brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen und zu versuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir selbst eine Arbeit, wozu eine außerordentliche Anstrengung aller Seelenkräfte erfordert würde, auflegte, die aber zugleich so beschaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu

verlieren, immer abbrechen könnte, wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmal Aristophanes wieder ein, und die Hoffnung, durch ihn von der ungewohnten Schlafsucht meines Geistes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle so lebhaft auf mich, daß ich sogleich Anstalt traf, den Versuch mit den Acharnern desselben zu machen. Ob mir dieser Versuch gelungen oder mißlungen sey, müssen Andere entscheiden; aber meinen medicinischen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, so gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andre nöthigere Beschäftigungen übrig ließen, an die Fortsetzung und Vollendung der Acharner; und, was meine Lust zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte große tragi-komische Sansculotten-Farce auf dieses Stück und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heißen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieses Dichters ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diente, vielen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und fraicheur gab, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificiren und mißhandeln läßt, copirt worden wären. Mir däuchte, daß diese Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Interesse für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Interesse, das sie nur vor sechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Aristophanes, wenn eine gute Uebersetzung von ihm in diesem Zeitpunkte erscheinen könnte, zu einem der allgemeinsten und angenehmsten Lehrbücher machen würde. Natürlicher Weise mußte diese Betrachtung ein neuer Sporn seyn, mich zu Ueberwindung der

Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht selten niederschlugen, anzufrischen. — Kurz, in einigen Monaten wurde mein Versuch einer metrischen Uebersetzung der Acharner fertig, und nun ließ ich mich durch den Beifall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Bescheidensten stolz machen könnte, aufgenommen wurde, um so eher verleiten, auch mit den Rittern, einer fast unbegreiflich kühnen Personalsatire auf den damals Alles vermögenden Demagogen Kleon und auf das souveraine Volk von Athen selbst, ein Gleiches zu versuchen, da gerade dieses Stück mit den treffendsten Anspielungen auf die sogenannte französische Republik angefüllt ist und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das französische Sprüchwort: l'appetit vient en mangeant, findet seine Anwendung auch bei Geistesgaben dieser Art. Außer dem Vergnügen, große Schwierigkeiten mit einem Fleiße, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen scheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umstand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt, und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge sind, immer mehr Muth und Begierde zum Fortfahren. Wiewohl es vielleicht blose Täuschung ist, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer schon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorstellen, je weiter wir vorwärts kommen, so hilft uns doch diese Täuschung unvermerkt durch; und am Ende ist doch etwas gethan, wenigstens die Bahn einem Andern gebrochen, dem es nun desto leichter möglich seyn wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir selbst nicht gelangen konnten.

Dieß, lieber B., ist die Geschichte meines literarischen Abenteuers mit dem Aristophanes. Sie sehen daraus, wie ich zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die

Acharner und die Ritter des unübersetzlichen Aristophanes deutsch reden zu lehren. Komme ich mit den letztern zu Stande, so ist es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dieß ist auch Alles, was ich Ihnen vor der Hand versprechen kann, und an eine Uebersetzung aller eilf übrigen Stücke, die der heilige Chrysostomus von den Werken seines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben soll, ist auf keinen Fall zu gedenken. Auch dann, wenn ich bei völliger Muse noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich aus noch wichtigern Ursachen, als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer solchen Arbeit nicht entschließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den besten Theil meines noch übrigen Lebens, soweit es noch reichen mag, der neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir in einem Alter, welches auch bei dem besten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen setzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weit aussehende Dinge zu unternehmen: und ich würde mir sogar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Aristophanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beschäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als einer Rücksicht nothwendig wäre, den Geist nicht immer auf einerlei Art von Arbeit gespannt zu erhalten, sondern mit den Gegenständen, an welchen wir unsere Seelenkräfte üben und unsere Lebensgeister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die blose Veränderung der Gegenstände unserer Geistesarbeiten und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erholung und Ruhe ist.

Bei Allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus

nobis haec otia faciet, es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und Frösche oder an die Wolken kommen könnte. Ich sehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht ist und vielleicht nie seyn wird, und es ist genug, daß jeder Tag sein pensum und seine eigene Plage habe.

Vorerinnerungen zu der Uebersetzung der Acharner.

I.

Unter mehr als siebzig Komödien, die dem Aristophanes von den Alten zugeschrieben werden, und wovon nur eilf auf uns gekommen sind, ist diese die zweite der Zeitordnung nach, in welcher sie zu Athen auf den Schauplatz kamen. Sie wurde im sechsten Jahre des peloponnesischen Krieges aufgeführt und hatte (wie noch einige Stücke dieses Dichters) zur Hauptabsicht, den souverainen Pöbel von Athen auf eine seinem Leichtsinn und seinem Geschmack an burlesken Einfällen angemessene Art von diesem Kriege, der ihrer Republik und dem ganzen Griechenlande gleich verderblich war, abzuziehen und zum Frieden oder wenigstens zu einem lange dauernden Waffenstillstand mit den Peloponnesiern und ihren Bundesgenossen, den Megarern, Böotiern u. s. w., geneigt zu machen.

II.

Ungeachtet die Verfassung von Athen damals völlig demokratisch war, so hatte sich doch noch immer eine Partei, die man aristokratisch nennen kann, erhalten, die sich, wiewohl mit ungleichem und fast immer unglücklichem Erfolg,

angelegen seyn ließ, den Demagogen, welche das Volk immer zu den ausschweifendsten und ungerechtesten Maßregeln verleiteten, so viel möglich das Gegengewicht zu halten. Wer die Komödien des Aristophanes mit einiger Aufmerksamkeit auf ihre politische Tendenz gelesen hat, wird schwerlich zweifeln können, daß er, es sey nun aus innerer Ueberzeugung oder weil er dazu erkauft war, sich zu diesen Aristokraten gehalten habe, welche, wie sich mit Grund annehmen läßt, wenigstens solange sie die schwächere Partei im Staat waren, immer die richtigern Begriffe von dem wahren Interesse des Staats hatten und es um so viel besser als jene herrschsüchtigen und raubgierigen Demagogen mit demselben meinten, je enger sie als ansehnliche Landeigenthümer ihr eigenes Interesse mit der Erhaltung des Ganzen verbunden sahen; da hingegen jene populären Volksmänner (größtentheils Leute von schlechter Herkunft und Erziehung) ihr Interesse dabei fanden, das eitelste, rascheste, verwegenste und ehrgeizigste Volk, das vielleicht je gewesen ist, mit weitaussehenden Planen anzuködern und durch überspannte Einbildungen von seiner Uebermacht in Unternehmungen zu verwickeln, wobei sie sich selbst demselben wichtig und nothwendig machen konnten. Sie glichen, sagt Aristophanes, den Fischern, die desto mehr fangen, je trüber sie das Wasser gemacht haben.

IIII.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die aristokratische Partei (wiewohl sie unter der Demagogie des Perikles sehr gedämpft worden wär) eben darum, weil sie die Minorität im Staat ausmachte, sich gleich anfangs, da es zwischen den Peloponnesiern und Athenern zum Bruch kam, so viel möglich

dem Perikles, der zu einem standhaften Betragen gegen die Anmaßungen der Korinthier und Lacedämonier rieth, widersetzt haben werde; wenigstens ist aus mancherlei Gründen zu glauben, daß die Bürger aus den ältesten Familien, die reichsten an Landeigenthum und besonders auch die Classe, die unter dem Namen der Ritter begriffen war, schon lange vor dem Treffen bei Amphipolis friedenslustig waren, und daß Nikias selbst (der nach Perikles Tod der angesehenste und reichste unter den Staatsmännern und Feldherren der Athener war) sich immer auf diese Seite neigte, wiewohl er seiner Gemüthsart nach der Gewalt des Stromes nachgab und sich nicht eher als nach dem Tode des berüchtigten Demagogen Kleon (vier Jahre nach der öffentlichen Aufführung der Acharner), seines beständigen und heftigsten Antagonisten, mit Nachdruck für den Frieden erklärte, welcher denn auch bald darauf wirklich geschlossen, aber auch durch die Ränke des Alcibiades so bald wieder vernichtet wurde, daß er, als ein bloser Waffenstillstand von sehr kurzer Dauer, bei Aufzählung der 27 Jahre, welche der peloponnesische Krieg dauerte, in keine Betrachtung kam.

IV.

Ohne diese Voraussetzung einer zum Frieden geneigten ansehnlichen Partei, auf deren Wohlwollen und Schutz Aristophanes allenfalls sicher rechnen durfte, wüßte ich mir die erstaunliche Dreistigkeit nicht zu erklären, mit welcher dieser komische Dichter in dem vorliegenden Stücke sich gegen einen Krieg erklärt, der wenigstens von der großen Majorität des Volks beschlossen und bereits im sechsten Jahr, zwar mit immer abwechselndem Glücke, aber nur desto leidenschaftlicher geführt

worden war. Schwerlich würde ein Mensch wie Aristophanes (außer seinem Talent einer der unbedeutendsten in Athen) sich gleich im Anfang seiner komischen Laufbahn eines solchen Wagestücks unterfangen haben, wenn er nicht von den Häuptern der friedfertigen Partei unter der Hand dazu aufgemuntert worden und ihres Schutzes um so gewisser versichert gewesen wäre, je mehr ihnen daran gelegen war, sich seines Talents als eines vorzüglich geschickten Werkzeuges, auf den großen Haufen zu wirken, auch zu ihren politischen Absichten bedienen zu können. Ich finde mich in dieser Vermuthung außer den Gründen, die in der Sache selbst liegen, durch eine Stelle des Plutarch im Leben des Nikias bestärkt, worin er (wiewohl nur überhaupt, und ohne des Aristophanes ausdrücklich zu erwähnen) sagt, daß sich Nikias, um der Popularität des Kleon das Gleichgewicht zu halten, eine vorzügliche Angelegenheit daraus gemacht habe, sich bei dem Volk durch seine Choregien, das ist, durch die Schauspiele, die er als Choregus [1] auf seine Kosten aufführen ließ, in Gunst zu setzen. Wie sollte er also versäumt haben, sich hierzu vorzüglich desjenigen zu bedienen, der es damals an Genie, Witz und Geschicklichkeit, das athenische Volk zu belustigen, allen seinen Rivalen in der komischen Kunst zuvor that?

V.

Doch, wie dem auch gewesen seyn mag, dieß ist gewiß, daß die Komödie, von welcher hier die Rede ist (so wie viele andere und vielleicht die meisten Stücke des Aristophanes),

[1] Dieß war der Name derjenigen, die dem Volk öffentliche Schauspiele auf ihre eignen Kosten geben mußten und abwechselnd aus den reichsten Bürgern jeder Zunft erwählt wurden.

eine politische Tendenz hatte und unter dem Schein, den Pöbel blos durch tolle Erfindungen, possirliche Carricaturen und scurrile Einfälle aller Arten zu belustigen, im Grunde auf den sehr ernsthaften Zweck abgezielt war, die Athener eines heillosen Krieges überdrüssig zu machen und nach dem Frieden, an welchem die aristokratische oder lacedämonische Partei (wie sie von ihren Gegnern genannt wurde) in der Stille und gleichsam unter Grund arbeitete, lüstern und ungeduldig zu machen.

VI.

Mit wie viel Verstand, Feinheit und Gewandtheit Alles in vorliegendem Stück im Ganzen und im Detail auf diesen Zweck angelegt ist, wird auch ohne mein Zuthun jedem aufmerksamern Leser, zumal bei einer zweiten, absichtlich hierauf gerichteten Durchlesung, augenscheinlich werden; und ich enthalte mich um so mehr, dieses durch eine besondere Analyse zu zeigen, weil ich Niemanden hierin vorgreifen und das Vergnügen, das, was sich hierüber sagen ließe, selbst zu entdecken, verkümmern möchte. Nur dieß Einzige sey mir erlaubt zu erinnern, daß man dieses nach der allgemeinen Form der athenischen alten Komödie gebildete Stück, auch was diesen Punkt betrifft (so wenig als in allen andern Rücksichten), nicht nach den Regeln des modernen Lustspiels beurtheilen müsse. Daß der Dichter seinen eigentlichen Zweck öfters aus dem Gesicht zu verlieren scheint und sich so viel episodische, zu seinem Hauptplan nicht gehörige oder wenigstens seine Absicht nur nebenher befördernde Scenen erlaubt; die anscheinende Planlosigkeit und Willkürlichkeit des Zusammenhangs; der Mangel an künstlicher Verwicklung und

Entwicklung, an Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit, — das Alles waren in den Augen der Athener nicht nur keine Fehler, sondern es war im Gegentheil, was sie forderten, wenn ihnen ein Stück dieser Art gefallen sollte. Mannigfaltigkeit, Ueberraschung durch unerwartete, aber desto piquantere Episoden (wie in diesem Stücke z. B. die Scene mit dem Euripides und die mit den Schweinchen des Megarers), Neuheit der Erfindung (je ausschweifender und possirlicher, desto besser!), durch Lebhaftigkeit der Darstellung unterstützt, häufige Anspielungen und Parodien der Tragiker, lächerliche, mitunter auch bittere Spöttereien und Kritiken über die Gebrechen des Staats, bald geradezu, bald in einen allegorischen Schleier gehüllt, leichtfertige und doppelsinnige Scherze, Seitenhiebe nach einzelnen mit Namen genannten Personen, — das waren die Mittel, wodurch ein komischer Dichter sich ihnen empfehlen konnte, worin er mit seinen Mitkämpfern um den Epheukranz weiteifern mußte, und worin Aristophanes (wie es scheint) alle andere alte Komiker so weit hinter sich zurückließ, daß sich von mehr als sechzigen, deren Stücke von griechischen Schriftstellern genannt oder angezogen werden, nicht einer neben ihm hat erhalten können.

VII.

Von der Uebersetzung, die ich hiemit den Liebhabern (die mir dießmal noch furchtbarer sind als die Kenner) nicht ohne Schüchternheit vorlege, habe ich dem, was bereits in dem voranstehenden Schreiben gesagt worden ist, nur wenig beizufügen. Ich gebe sie für einen blosen Versuch und fühle nur zu sehr, wie wenig eine so schwere, mühselige und undankbare Arbeit sich für meine Jahre, meine Kräfte und

meine Sinnesart schickt. Indessen, da ich den Versuch nun einmal machen wollte, habe ich weder Fleiß noch Zeit gespart, ihn so gut, als mir möglich war, wenigstens (wie ich glaube) so gut zu machen, daß es einem Andern, der sich zum Uebersetzer des Aristophanes berufen fühlen mag, nun um so leichter seyn wird, meine Arbeit zu übertreffen. Ich zweifle nicht, daß ich selbst mit einem noch hartnäckigern Fleiß und einem noch größern Zeitaufwand vielleicht etwas weniger Unvollkommnes (besonders auch in Rücksicht auf die schwerern Versarten) hätte zu Stande bringen können; aber ich gestehe, daß ich mir zuletzt Vorwürfe über eine solche Anwendung des Rests meiner Lebenskräfte machte und in diesen Vorwürfen die Stimme meines guten Genius zu hören glaubte.

Daß ein Dichter metrisch übersetzt werden müsse, ist bei mir etwas Ausgemachtes. Etwas Gewagtes, aber (meinem Gefühl nach) beinahe Unnachläßliches war es, den Aristophanes nicht nur in seinen gewöhnlichen Jamben, sondern auch in seinen Trochäen, Anapästen und achtfüßigen jambischen Versen, soviel es mir möglich seyn wollte, nachzubilden oder — nachzupfuschen. Denn, die Wahrheit zu sagen, bei den Anapästen, zu welchen unsere Sprache ganz und gar nicht geeigenschaftet ist, verdient mein Versuch kaum einen bessern Namen. Indessen hab' ich doch auch diese Versart überall, wo sie Aristophanes gebraucht, beibehalten, weil sie mir da, wo er sie gebraucht, eine eigene Schicklichkeit zu haben scheint. Ich habe, so viel möglich, mein — nicht ganz Midas-artiges Ohr dabei zu Rathe gezogen, aber mir doch die Freiheit erlauben müssen, so oft es sich nicht anders thun ließ, den Anapäst ⏑ ⏑ — mit dem Amphibrachys ⏑ — ⏑ zu vertauschen; eine Freiheit, ohne die es (meines Erachtens) eben so unmöglich ist, eine etwas lange Folge von deutschen Anapästen,

als eine Folge von deutschen Hexametern ohne häufige Verwechslung des Spondeus mit dem Trochäus zu fabriciren. Was aber die eigentlich lyrischen Metra in den Partien des Chors betrifft, welche nicht declamirt, sondern zugleich mit einer Art von Tanz gesungen wurden, so habe ich mir ein freieres Metrum mit desto weniger Bedenken erlaubt, da, wenn ich auch dabei Fuß für Fuß in die Tritte des Aristophanes hätte setzen können, diese Stellen von meinen Lesern doch nicht gesungen, geschweige nach den Aristophanischen Melodien gesungen würden, und also eine unsägliche Arbeit und Zeitverschwendung ganz zwecklos angewandt worden wäre.

Doch es ist Zeit, diesem Prologus ein Ende zu machen und zu hören, was uns der ehrliche Bürger Dikäopolis, als Repräsentant des gesund und billig denkenden Theils der Republik, zu sagen hat; er, der einen plan- und zwecklosen Krieg (wie wir) so herzlich verabscheut, daß er — da es ihm nicht gelingen will, seine Mitbürger zu Friedensgedanken zu bewegen, lieber einen Separatfrieden für sich und sein Haus machen, als seine schönen Felder, Weinstöcke, Obstbäume und Knoblauchbeete umsonst und um nichts den Verheerungen von Feinden, die er mit einem Worte zu Freunden machen kann, länger Preis gegeben sehen will.

Die Acharner

oder

der Friede des Dikäopolis.

Aufgeführt an einem der Lenäischen Festtage im dritten Jahre der 88sten Olympiade und im 6ten des peloponnesischen Krieges.

Personen.

Dikäopolis.

Ein Herold oder Aufrufer in der Volksversammlung.

Amphitheos.

Ein Prytane (einer von den Fünfzigen, welche, nach einer gewissen festgesetzten Ordnung, abwechselnd den Vorsitz im Senat der Fünfhundert führten).

Die vom persischen Hofe zurückgekommenen Abgesandten.

Pseudartabas (ein angeblicher Gesandter des Königs von Persien) mit seinen Kämmerlingen.

Theoros, ein anderer athenischer Gesandter, aus Thracien zurückgekommen.

Die Frau und Tochter des Dikäopolis.

Euripides.

Kephisophon, sein Bedienter.

Lamachos, ein athenischer Kriegsoberster.
Ein Megarer.
Zwei junge Töchter des Megarers.
Ein Sykophant.
Ein Böotier.
Nikarchos.
Ein Bedienter des Lamachos.
Ein armer Landmann.
Ein Brautdiener.
Zwei Eilboten.
Kämmerlinge des Pseudartabas, Thracier, und andere stumme Personen.

Die Scene liegt im Pnyx, einem nahe an der Akropolis (Burg) gelegenen öffentlichen Platz zu Athen, der mit dem großen Marktplatz zusammenhing, und wo gewöhnlich die Ekklesien oder Nationalversammlungen gehalten wurden, welchen jeder volljährige Bürger von Athen beizuwohnen und seine Stimme dabei zu geben berechtigt war.

Erster Act.

Dikäopolis allein.

Wie viele Dinge nagen mir am Herzen!
Wie einzeln sind hingegen die frohen Augenblicke!
Kaum zähl' ich dieser viere; jene sind
Wie Sand am Meer', unzählbar. Laß doch sehn,
Was ist von Langem her mir aufgestoßen,
Das einem Ehrenmanne noch allenfalls
Das Herz erfreuen konnte? — Die fünf Talente,

Die Kleon[1] wieder von sich geben mußte —
Ein süßer Augenblick! Die wackern Ritter,
Das machten sie gut! Wie lieb' ich sie darum!
Ganz Hellas ist in ihrer Schuld dafür.
Allein wie tragisch mußt' ich bald darauf
Für diese Wollust im Theater büßen!
Da sitz' ich euch mit offnem Maul' und harre auf
Ein Stück von Aeschylos; kommt nicht der Herold
Und ruft: Theognis, führe deinen Chor hervor![2]
Wie, meint ihr, daß mir das ins Herz gegriffen?
Dafür, gesteh' ich, hat mir's große Lust gemacht,

[1] Kleon, ein berüchtigter athenischer Demagog dieser Zeit, der, besonders nach dem Tode des großen Perikles, ohne andere Talente oder Verdienste als eine ungeheure Stimme, eine grenzenlose Unverschämtheit und Dreistigkeit und die Geschicklichkeit, dem athenischen Pöbel immer nach dem Munde zu reden, sich zu einem so wichtigen Manne zu machen wußte, daß er in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges eine große, wiewohl für Athen und zuletzt auch für ihn selbst sehr unglückliche Rolle spielte. Aristophanes war sein erklärter Feind und bewies es ihm, außer vielen Stellen in seinen übrigen Komödien, durch die Ritter, die ausdrücklich auf ihn gemünzt waren, mit einer beinahe unbegreiflichen Kühnheit. — Von der Anekdote, worauf hier angespielt wird, ist nichts Näheres bekannt.

[2] Aerger konnte der arme Dikäopolis nicht in seiner Erwartung getäuscht werden; denn dieser Theognis (den man mit dem weit ältern Gnomologen dieses Namens nicht verwechseln muß) war ein so frostiger Tragödiendichter, daß er den Uebernamen Chion (Schnee) erhielt, der unserm Dichter weiter unten den Stoff zu einem sehr beißenden Scherz über ihn gibt. Vermuthlich hatte dieser Theognis es eben der individuellen Beschaffenheit, die ihn zu einem so frostigen Dichter machte, zu danken, daß er einen Platz unter den dreißig Tyrannen erhielt, die das souveraine Volk von Athen 21 Jahre später für alle thörichte Streiche, die es in seinem unbeschreiblichen Leichtsinn und Uebermuth seit 50 Jahren begangen hatte, auf eine so grausame Weise züchtigten.

Als neulich um den Preis im Wettgesang [1]
Dexitheos hervortrat, das Böotier=Lied zur Cither
Zu singen. [2] Dagegen hätt' ich bald den Tod
Davon gehabt und mir den Hals beinah verdreht,
Als der engbrüst'ge Chäris jüngst den Schlachtgesang
Zu quicken anfing. [3] Aber nie, seitdem ich mir

1 Die musikalischen Preiskämpfe in Athen sind bekannt. Der Preis des Sieges war ein Kalb; daher heißt es im Original: επι μοσχω.

2 Das Böotier=Lied, Βοιωτιον sc. νομον, eine Art von Gesang, wovon Melodie und Tact etwa auf dieselbe Art bestimmt und festgesetzt war, wie in der neuern Musik z. B. das Menuet, die Chaconne, das Siciliano u. dergl. Die Griechen, die von jeher große Liebhaber vom Singen waren, hatten verschiedene solche Nomen oder Singweisen sowohl zur Cither als zur Flöte. Terpander, von Lesbos, ein berühmter Citharöde und Verbesserer der griechischen Musik, der in der 33. Olympiade geblüht haben soll, wurde auch für denjenigen gehalten, der die citharödischen Nomen in eine kunstmäßigere Ordnung gebracht und durch bestimmte Namen, als der Böotier, der Aeolier, der Trochäische u. s. w. von einander unterschieden. Da hier der Ort nicht ist, mich in eine Erörterung einzulassen, die uns in den Labyrinth der griechischen Musik verwickeln würde, so begnüge ich mich zu sagen, daß es mir wahrscheinlich ist, der Charakter des böotischen Nomos sey ländlich und hirtenmäßig gewesen; welches auch noch ein subjectiver Grund seyn könnte, warum Dikäopolis so viel Vergnügen an dem Böotier=Lied des Dexitheos fand.

3 Den Schlachtgesang, ὀρθιον — Ein Nomos, der schon im Homer vorkommt und eigentlich nur auf der Flöte (Haut-bois) geblasen wurde, wiewohl in der Folge der Flötenspieler Polymnestes, der zugleich ein Liederdichter war, auch eigene Gesänge zu diesem Orthios machte, in welchem Homer die Zwietracht die Griechen zum Angriff der Trojaner aufrufen läßt, und durch welchen der berühmte Timotheos Alexandern in solche Wuth setzte, daß er vom Schoße der schönen Thais aufsprang und einem Trabanten den Speer aus den Händen reißen wollte. Ich habe daher nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn ich Orthios hier durch Schlachtgesang übersetzte, um sogleich bemerklich zu machen, daß der nämliche Grund, weswegen das Böotier=Lied dem Dikäopolis so willkommen war, vermuthlich auch auf sein Mißfallen an dem Orthios des Chäris Einfluß hatte.

Die Nase selber putze, haben mir die Augen
Vom Staube so geschmerzt als jetzt, da ich
Am Morgen einer souverainen Volks=
Versammlung diesen großen Platz so leer
Wie eine Wüste sehe. Desto voller ist
Der Markt! Da plaudern sie und rennen hin und her,
Dem roth getünchten Seile zu entfliehen. [1]
Selbst die Prytanen zögern. Aber, wenn sie endlich
Zu spät heran geschlendert kommen,
Da sollt ihr sehen wie sich die Herren sputen,
Sich drängen, stoßen, über einander purzeln,
Damit ja Keiner auf der ersten Bank
Den Platz, der seinem Rang gebührt, verfehle.
Daß aber Friede werde, ficht sie wenig an!
O die Athener! die Athener! — Ich bin immer
Der erste, der zur Volksversammlung kommt,
Und, wie ich angekommen, nehm' ich auch
Gleich meinen Platz; und wenn ich so allein
Mich sehe, seufz' ich, gähne, lüfte mich,
Schreib' auf den Boden, rupf' an meinem Bart,
Fang' an zu rechnen, schau' in's Feld hinaus,
Und seufze nach dem lieben Frieden und verwünsche
Die Stadt und sehne mich nach meinem guten Dorfe,

[1] Die Athener (auch hierin, wie in so vielen andern Stücken, den heutigen Parisern ähnlich) waren so saumselig im Gebrauch ihres demokratischen Rechts, den souverainen Volksversammlungen (κυριαι ἐκκλησιαι) beizuwohnen, daß zwei Stadtdiener ausdrücklich dazu bestellt werden mußten, mit einem roth getünchten Seil, das sie zwischen sich ausgespannt hielten, auf dem Markt herumzulaufen, um die Bürger, die nicht in den Pnyx wollten, damit zu umschließen. Wer auf diese Weise angezeichnet, mußte eine kleine Geldbuße an die dazu bestellten Lexiarchen bezahlen.

Wo mir in meinem Leben das verruchte: „Kauft,
„Kauft Kohlen, Essig, Oel!“ die Ohren nie
Durchsägte. [1] — Aber, weil ich denn
Nun einmal hier bin, will ich's wahrlich auch
Nicht für die lange Weile seyn, will lärmen, schrein
Und jeden Redner schimpfend unterbrechen,
Der von was Anderm als vom Frieden spricht.
Doch seht, da kommen die Prytanen endlich, nun
Der Tag schon halb vorbei ist. Wie sie eilen,
Den Rang einander abzulaufen! Sagt' ich's nicht?

(Das Volk versammelt sich, die Prytanen nehmen ihre Plätze ein, und ein Herold tritt hervor.)

Herold (zum Volke).

Noch weiter vorwärts! — vorwärts, daß ihr innerhalb
Des eingeweihten Kreises kommt —

Amphitheos
(im Hereintreten zu einem der Umstehenden).

Hat Jemand schon gesprochen?

Herold (zum Volke).

Wer will reden?

Amphitheos.

Ich.

Ein Prytane.

Wer bist du denn!

Amphitheos.

Amphitheos.

Der Prytane.

Kein Mensch demnach? [2]

[1] D. i. wo man Alles, was man zum Leben braucht, selber hat, ohne es, wie in der Stadt, erst kaufen zu müssen.

[2] Ein Spiel mit der Etymologie des Namens Amphitheos, der so viel als Um und um Gott bedeuten kann.

Amphitheos.

Nein! ein Unsterblicher! — Denn Amphitheos,
Demeters Sohn von Triptolem, erzeugte
Den Keleos, der Phänaretens, meiner Ahnfrau,
Erzeuger war; von ihm entsprang Lykinos,
Von diesem ich, laut dieser Ahnenprobe
Ein echter Göttersprößling, wie ihr seht:
Drum haben auch die Götter mich allein
Ermächtigt, Frieden mit den Spartiaten
Zu schließen. Aber, ach! mit aller meiner
Unsterblichkeit, ihr Herren, hab' ich nichts
Zu beißen, und, wenn ich nicht verhungre, liegt's
An den Prytanen nicht; von ihnen wird
Mir nichts gereicht —

Ein Prytane.

Die Wache her!

Amphitheos.

O Triptolem! O Keleos! laßt ihr mich im Stich?

Dikäopolis.

Ihr Herr'n Prytanen vergeht euch gröblich gegen
Die Volksversammlung, daß ihr einen Mann
Vertreiben wollt, der Friede für uns machen will.

Der Prytane.

Setz dich und schweig!

Dikäopolis.

Nein, beim Apollo! nein,
Ich schweige nicht, wofern ihr nicht den Waffenstillstand
Zur Sprache bringt.

Herold.

Die Abgesandten an den König!

Dikäopolis.

An welchen König? Dieß Geprahl mit Abgesandten
Und Pfauen und all das Großthun ist mir in der Seele
Zuwider! [1]

(Die Abgesandten treten herein.)

Herold.

Still!

Dikäopolis

(mit einem possirlichen Ausdruck von Erstaunen).

Ach! was Neues von Ekbatana!

Der erste Abgesandte.

Ihr habt uns unterm Archon Euthymen
Mit einem Taggeld von zwei Drachmen an
Den großen König abgeschickt — [2]

Dikäopolis.

Mich dauern nur
Die Drachmen!

[1] Und dieß Geprahl mit Abgesandten und Pfauen und dieß Großthun war es eben, was die Athener über Alles liebten. — „Aber wie kommen die Pfauen hieher?“ — Der Pfau war zu Aristophanes Zeiten noch so selten in Griechenland, daß man ihn (wie Aelian berichtet) alle Neumonde Männer und Weiber um Geld sehen ließ. Er vermehrte sich aber nach und nach so sehr, daß hundert und zwanzig oder dreißig Jahre später die Pfauen zu Athen, nach dem Ausdruck des Dichters Antiphanes, so gemein waren wie die Wachteln.

[2] Euthymenes war im 4. Jahre der 85. Olympiade Archon, und die Acharner wurden im 3. der 88. gegeben: diese Abgesandten hatten also mit ihrer Gesandtschaft an den großen König nicht weniger als eilf Jahre zugebracht und der Republik binnen dieser Zeit nicht weniger als 8000 Drachmen an Taggeldern gekostet. Dieß war zwar, unsrer Art zu rechnen nach, nicht viel; denn nach Eisenschmidt betrug eine Drachme etwa 4 Groschen; aber, da eine Drachme damals, nach ihrem Verhältniß gegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns, der Berechnnng des Dr. Joh. Gillies zufolge, wenigstens einem Gulden unsers Geldes an Werthe gleich war, so war dieser Ausgabsartikel, zumal in Rücksicht auf seine völlige Unnützlichkeit, für die mäßigen Einkünfte der Republik beträchtlich genug.

Abgesandter.

Ich sage nichts davon, wie uns
Die Reise mitgenommen, wie lange wir,
Nach Landesart in großen Reisewagen,
Auf weiche Polster hingestreckt und ohne
Ein ander Nachtquartier als unsre Zelten,
Längs des Kaysters Ufern irren mußten.
Es war nicht auszuhalten!

Dikäopolis.

Freilich ging mir's besser,
Der mittlerweil' im Struppich an der Brustwehr
Zu liegen das Vergnügen hatte.

Abgesandter.

Und kamen wir an Orte, wo man uns
Als eure Abgesandten ehrenvoll
Bewirthen wollte, mußten wir, gern oder nicht,
Den süßen Wein — ohn' einen Tropfen Wasser
Aus großen Gläsern und goldnen Humpen trinken.

Dikäopolis.

Hartköpfiges Volk des Kranaos, [1] merkst du nicht,
Wie deine Gesandten dich zum Besten haben?

Abgesandter.

Denn unter den Barbaren ist es nun einmal
So hergebracht, nur den für einen Mann
Zu halten, der die meisten Schüsseln
Und Becher leeren kann.

[1] ω κραναα πολις scheint ein Wortspiel zu seyn, das auf dem Doppelsinn des Wortes Kranaos beruht, welches, als Name einer Person, den zweiten König von Attika aus der heroischen Zeit und als Beiwort den Begriff hart, spröde, felsig bezeichnet.

Dikäopolis.

Wir Griechen denken feiner;
Bei uns sind Hurenjäger und Kinäden
Die großen Männer!

Abgesandter.

Endlich langten wir
Im vierten Jahre bei dem König' an.
Zum Unglück war er eben auf — dem Abtritt;
Das heißt, er war mit seinem ganzen Hofe
Just nach den goldnen Bergen [1] abgegangen,
Um dort acht Monden lang — sich Oeffnung zu verschaffen. [2]

Dikäopolis.

Wie lange braucht er wohl, um wieder zuzumachen?

Abgesandter.

Nur einen Monat. Nach vollbrachter Kur
Kam seine Majestät zurück und nahm uns
Sehr gnädig auf; er hielt uns eine eigne Tafel
Und setzt' uns ganze Ochsen, im Ofen gebacken, vor.

Dikäopolis.

Gebackne Ochsen! Ei, so lüge du!

Abgesandter.

Einst kam sogar ein Vogel auf die Tafel,

[1] Die Könige von Persien brachten gewöhnlich einen Theil des Sommers, um ihrer Gesundheit zu pflegen, in einer von ihrer Residenz entfernten gebirgigen Gegend zu, wo die reinere Luft jene Absicht vorzüglich begünstigte. Die goldnen Berge der Perser scheinen bei den Griechen, die sich gern von goldnen Bergen träumen ließen, zum Sprüchwort geworden zu seyn; aber dem Aristophanes ist es (wie einige Ausleger glauben) nur um ein unsäuberliches Wortspiel mit den Wörtern ὀρος (Berg) und ὀῤῥος (culus) zu thun.

[2] Der elegante Aristophanes erspart sich solche euphemische Umschreibungen und sagt geradezu, um zu k. k. n.

Der, straf mich Zeus! wohl dreimal wenigstens
So groß war als — der dicke Kleonym;
Man nennt ihn Phenax — [1]

Dikäopolis (vor sich).

Und so werden wir
Bephenart und bezahlen noch zwei Drachmen
Des Tags dafür!

Der Gesandte.

Doch, was das Beste ist,
So bringen wir euch den Pseudartabas,
Des Königs Auge, [2] mit.

Dikäopolis.

O, hackte doch
Ein wohlbeklauter Rabe dir das deine aus,
Verwünschter Abgesandter!

Herold.

Des Königs Auge!

(Pseudartabas tritt zwischen zwei Kämmerlingen auf.)

[1] Vielleicht der Pelikan, nach den Albatrossen der corpulenteste aller Vögel; vielleicht auch eine bloße Erfindung des Dichters, um seine edeln Zuhörer aus den untern Classen durch die Vergleichung mit dem dicken Kleonym zu belustigen.

[2] Nicht etwa — um die Könige von Persien vom Gebrauch ihrer eigenen Augen und Ohren zu dispensiren, sondern, weil ein König nicht Alles durch sich selbst sehen und hören kann, was er sehen und hören sollte, waren gewisse Hofofficialen unter dem Titel Königs Auge und Königs Ohr bestimmt, Sr. Majestät das Sehen und Hören dessen, was in ihren Staaten vorging, zu erleichtern. Sonderbar und beinahe unglaublich ist übrigens die Verwegenheit unsers Komikers, einen angeblichen persischen Gesandten aufzustellen, der zwar durch den Namen Pseudartabas sogleich als ein untergeschobener Artabas angekündigt wird, aber gleichwohl keinen andern Zweck haben kann, als dem athenischen Pöbel zu Gemüth zu führen, wie schändlich er von seinen damaligen Leitern durch Vorspiegelungen des zu hoffenden Beistandes auswärtiger Mächte zu Fortsetzung des Krieges betrogen werde.

Dikäopolis (vor sich).

Herakles, steh mir bei! was für ein Auge! [1]

Der Gesandte (zu Pseudartabas).

Wohlan, Pseudartabas, laß dich vernehmen!
Eröffne den Athenern, was der König dir
Zu sagen aufgetragen hat.

Pseudartabas.

Jartaman exarx anapissonä satra [2]

Der Gesandte.

Habt ihr verstanden, was er sagt?

Dikäopolis.

Nicht sonderlich.

Der Gesandte.

Er sagt, der König schick' euch Gold.
(Zu Pseudartabas.)
Sag' es noch einmal laut und deutlich, Gold.

Pseudartabas.

Sollst haben nichts von Gold, weitsterz'ger Jaonau! [3]

[1] Hier fehlen in der Uebersetzung ein paar Verse, die eine mauvaise plaisanterie über die Unschicklichkeit enthalten, womit der Schauspieler, der den Pseudartabas vorstellte, das große Cyklopen-Auge, wodurch Aristophanes sein vorbesagtes Hofamt auf eine possirliche Art bezeichnete, um die Stirne gebunden hatte. Die weggelassenen drei Verse (die ich mit einem, der dem Aristophanes nicht angehört, zu ersetzen mir die Freiheit genommen habe) sind schwerlich so deutsch zu machen, daß sie dem Leser ein klares Bild darstellen.

[2] Pseudartabas spricht hier persisch, wie die Türken im Bourgeois Gentilhomme türkisch reden.

[3] Pseudartabas sagt dieß im gebrochenen Griechisch. Jaonau soll, wie es scheint, so viel als Jonier heißen. Die Athener nannten sich in alten Zeiten, ihrem König Jon zu Ehren, Jonier. Das Beiwort χαυνοπρωκτος bedarf, da es, leider! übersetzt werden mußte, keiner deutlichern Erklärung.

Dikäopolis.

O weh, o weh! Das ist nur gar zu deutlich!

Ein Prytane.

Was sagt er?

Dikäopolis.

Was er sagt? Er sagt,
Die Jaonier müßten große Esel seyn,
Wofern sie von den Persern Gold erwarteten.

Ein Gesandter.

Nicht doch! Er spricht von Perser-Scheffeln Goldes.

Dikäopolis.

Das mögen kleine Scheffel seyn, wie du
Ein großer Windsack bist. Weg! packe dich!
Ich will den Herrn da bald bekennen machen.
Tritt näher du! und, wenn dein Fell dir lieb ist,
Antworte deutlich: Schickt der große König
Uns Gold? —

(Pseudartabas und seine beiden Kämmerlinge sagen durch Kopfschütteln, Nein!)

— Die Abgesandten haben uns demnach
Betrogen?

(Pseudartabas und die Kämmerlinge nicken, Ja!)

Die Leute nicken mir so griechisch, sollten sie
Nicht etwa gar bei uns zu Hause seyn?
Der eine von den beiden Kämmerlingen ist
Unstreitig Klisthenes, Sibyrtios Sohn;
Hm! Haben wir dich ausgefunden, Bursche? [1]

[1] Eine böse Art von Plaisanterie, das, was die Schauspieler wirklich waren, an die Stelle dessen, was sie vorstellten, zu schieben — die auch wohl heut zu Tage noch einem Komödienmacher bei dem großen Haufen gelingt, aber darum nicht zu empfehlen ist.

Dein H..t..n ist zu warm, um zu verleugnen,
Wo du zu Hause bist; wie durftest du
Es wagen, Affengesicht, mit einem solchen Bart
Dich uns für einen Hämmling aufzuschwärzen?
Und dieser da, wer ist wohl der? Laß sehn,
Nicht etwa Straton?

Herold.

Schweig' und setze dich!
Der Rath ersucht des Königs Aug' ins Prytaneion
Sich zu begeben.

Dikäopolis.

Ist das nicht zum Hängen?
Wenn's so hier zugeht, was verweil' ich noch?
Um solche Bursche zu bewirthen, ist die Thür
Beständig offen. Nein! ich halte mich nicht länger;
Ich will und muß was Großes, Unerhörtes wagen!
Wo ist Amphitheos?

Amphitheos.

Was steht zu Dienste?

Dikäopolis.

Hier sind acht Drachmen; nimm sie, geh' und schließe mir
Stracks einen Waffenstillstand mit den Spartiaten!
Nur blos für mich, mein Weib und meine Kinder.
Ihr Andre zieht indeß auf Ambassaden
Und sperrt die Mäuler auf!

(Amphitheos geht ab.)

Herold.

Theoros soll
Erscheinen, der vom thracischen Sitalkes [1]
Zurückgekommen.

[1] Einem kleinen thracischen Könige, auf dessen Beistand und Freundschaft sich die damals herrschende Partei viel zu gut that, wiewohl sie den

Theoros.

Hier!

Dikäopolis.

Ha! wieder so ein Prahler!

Theoros.

Wir hätten uns so lange nicht in Thracien
Verweilt —

Dikäopolis.

Wenn nicht der hübsche Taglohn wäre?
Das glaub' ich selbst.

Theoros.

— Wenn nicht
Just um dieselbe Zeit, da hier Theognis [1]
Tragödien gab, ein ungeheurer Schnee
Das ganze Thracien eingeschnien hätte,
So daß wir diesen ganzen langen Winter durch
Die Zeit mit Trinken beim Sitalkes zuzubringen
Genöthigt waren. Denn das muß ich euch
An diesem Fürsten rühmen, er ist ein glühend warmer
Athenerfreund, aufricht'ger kann euch Niemand
Ergeben seyn als er. Das geht bei ihm so weit,
Daß man an allen Wänden seines Hauses
Von seiner eignen Hand geschrieben liest:
Das elegant'ste Volk der Welt sind die Athener. [2]

Athenern am Ende völlig unnütz war; wie sie leicht hätten voraussehen können, wenn sie nicht so arge Abderiten gewesen wären als die Mitbürger des Demokritus selbst.

[1] S. im Anfange des Stücks die Anmerk. 2.

[2] Aristophanes braucht hiezu nur zwei Worte: das konnte ich auch; aber ich glaubte, daß in allen Fällen dieser Art die Deutlichkeit der Kürze vorzuziehen sey.

Und vollends erst der Prinz, sein Sohn, dem ihr
Das Bürgerrecht verehrtet, o! der brennt
Recht vor Verlangen, zu den nächsten Apaturien [1]

[1] Apaturia war der Name eines dreitägigen Festes der Athener, dessen ursprüngliche Veranlassung dem moralischen Sinn und selbst dem blosen Ehrgefühl der Athener keine sonderliche Ehre bringt. Unter der Regierung des attischen Königs Thymötes, des letzten Theseiden, entstand wegen des Grenzfleckens Oenoe zwischen den Athenern und Böotiern eine Fehde, welche zuletzt, vermöge einer lobenswürdigen Uebereinkunft beider Parteien, durch einen Zweikampf zwischen ihren beiderseitigen Königen ausgemacht werden sollte. Thymötes, der sich zu alt und schwach fühlte, es mit Xanthos, dem König der Böotier, aufzunehmen, ließ bekannt machen, daß er bereit sey, demjenigen, der an seiner Statt mit Xanthos kämpfen wollte, die Krone abzutreten, und Melanthos (ein Abkömmling Nestors und nachmaliger Vater des letzten attischen Königs Kodros) erklärte sich bereit, es um diesen Preis mit dem Böotier aufzunehmen. Als nun der Zweikampf eben beginnen sollte, glaubte oder stellte sich Melanthos, als glaube er, einen Jüngling hinter seinem Gegenkämpfer zu sehen, der seinen Secundanten zu machen mitgekommen sey, und erhob große Klage über diesen angeblichen Bruch der Uebereinkunft, mit der Erklärung, daß er für seine Person blos Mann gegen Mann fechten werde. Indem nun Xanthos, im Bewußtseyn, keinen solchen Vorwurf zu verdienen, sich nach dem angeblichen Secundanten umsah, stach ihm Melanthos seine Lanze in den Leib und legte ihn todt zu seinen Füßen. Die Athener, die durch diese That (denn nach den rohen Begriffen der damaligen Zeit war gegen einen Feind Alles erlaubt) zum ruhigen Besitz des Fleckens Oenoe kamen, setzten zum ewigen Andenken derselben dieses Fest ein, welches von seiner Veranlassung den Namen Apaturia (das Betrugsfest) erhielt, und an dessen erstem Abend die jungen Leute in Athen, die zu der nämlichen Zunft gehörten, sich mit Bratwürsten zu regaliren pflegten. Anfangs machten sich die Athener (wie gesagt) kein Bedenken über die Schändlichkeit eines solchen Betrugs; aber in der Folge fanden sie doch für gut, die Geschichte zu veredeln, indem sie den Bacchus und Jupiter selbst ins Spiel zogen, die Sage, als ob es Bacchus gewesen sey, der sich dem Melanthos als Secundant des Böotiers gezeigt habe, durch ein Orakel bestätigen ließen und in Gemäßheit desselben nicht nur dem Bacchus Melanthides einen eignen Tempel erbauten, sondern auch dem Zeus Apaturios Opfer an

Bratwürste mit euch zu schmausen; und ihr hättet
Nur hören sollen, wie beweglich er
Um Hülfe für sein liebes Vaterland
Beim König' anhielt. Auch hat uns Sitalk
Am Opfertisch geschworen, ein so großes Heer
Uns zuzuschicken, daß die Athener rufen würden:
Ah! welch ein Schwarm Lokusten zieht heran!

Dikäopolis.

Ich will gehangen seyn, wenn ich ein Wort
Von Allem glaube, was du uns da vorsagst,
Nur die Lokusten ausgenommen.

Theoros.

Auch hat er euch bereits das streitbarste
Von allen Völkern Thraciens zugesandt.

Dikäopolis.

Das wird sich zeigen.

Herold.

Ihr Thracier, die Theoros mitgebracht, herbei!

(Eine Anzahl Statisten, in thracische Soldaten possirlich verkleidet, kommen auf eine tölpelhafte Art aufgezogen.)

Dikäopolis.

Zum Henker, was für Wunderthiere!

Theoros.

Das Corps der Odomanten.

diesem Feste brachten. Daß übrigens (nach der Bemerkung des Hrn. Prevost) Aristophanes, der dem Geschmack seiner Mitbürger für Wortspiele und doppelsinnige Einfälle so fleißig opfert, hier das Betrugsfest vor allen andern Festen ausdrücklich darum gewählt habe, um zu verstehen zu geben, daß die thracischen Prinzen die eleganten Athener mit allen diesen Liebesbezeugungen nur zum Besten hätten, — scheint mir richtig bemerkt und ganz im Charakter unsers Dichters zu seyn.

Dikäopolis.

Welcher Odomanten?
Sprich! Was soll das bedeuten? Wer zum Henker
Hat deine Odomanten so verstutzt? [1]

Theoros.

Gebt diesen Ehrenmännern, wie sie sind,
Zwei Drachmen Sold des Tages, und sie schlagen euch
Mit ihren Schildchen ganz Böotien zusammen.

Dikäopolis.

Was? zwölf Obolen täglich solchen Abgestreiften?
Wie mußte das nicht unser braves Schiffsvolk,
Das schon so oft die Stadt gerettet, schmerzen!
— O weh! Ich unglücksel'ger Mann! ich bin verloren!
Die Odomanten sind mir über meinen Knoblauch
Gerathen! [2] — Gebt den Knoblauch wieder! wollt ihr nicht?

Theoros.

Unglücklicher, du wirst doch nicht an Hähne
Dich wagen wollen, die mit Knoblauch
Zum Kampf gefüttert sind?

Dikäopolis.

O ihr Prytanen,

[1] Eine cynische Anspielung auf gewisse Folgen eines unter dem vornehmen und gemeinen Pöbel zu Athen im Schwange gehenden Lasters, welches, leider! einer der ergiebigsten Gemeinplätze des aristophanischen Witzes ist.

[2] Zwiebeln und Knoblauch waren in Attika von besonderer Vortrefflichkeit und ein Hauptartikel ihrer Gärtnerei und ihrer Küche. Gemeine Leute aßen, wie es scheint, den Knoblauch auch ungekocht und trugen immer einen Vorrath davon bei sich, ungefähr wie die Ostindianer immer Betel kauen. Aristophanes ließ vermuthlich die vorgeblichen Thracier mit einem guten Vorrath dieser Mundprovision aufziehen, um sich Gelegenheit zu machen, den Athenern den Umstand, daß man im Krieg von Freunden und Feinden beinahe gleich viel zu leiden hat, als eine der unleidlichsten Folgen desselben zu Gemüth zu führen.

Könnt ihr so ruhig zusehn, wie ich mitten
In meinem Vaterlande von solchen Barbar'n
Geplündert werde? — Aber übern Sold .
Der Thracier kann heute nichts beschlossen werden.
Ich sag' euch an, die Luft hat sich geändert,
Mir fiel ein Regentropfen auf die Nase.

Herold.

Die Thracier werden sich entfernen
Und übermorgen wieder hier erscheinen;
Denn die Prytanen heben die Versammlung auf.

(Die Volksversammlung geht aus einander.)

Dikäopolis (allein).

Ich armer Mann, der auf sein Mundgerichte
Nun auf ein ganzes Jahr Verzicht thun muß!
Ha! seh' ich recht? — Da ist mein Friedensstifter ja
Von Lacedämon schon zurück. Willkommen,
Amphitheos!

Amphitheos.

O, laß mich erst vor Laufen
Zum Stehen kommen! Denn jetzt muß ich laufen,
Um den Acharnern [1] zu entfliehen.

Dikäopolis.

Wie denn das?

[1] Acharnä war unter den sogenannten δημοις, Flecken oder, wie sie Hellmann nennt, Stammörtern der Athener (denn man ist verlegen, in unsrer Sprache ein schickliches Wort für diese Bedeutung des Worts Demos zu finden), der angesehenste und volkreichste; denn er allein stellte 3000 Mann ins Feld, welche den Kern des athenischen Fußvolks ausmachten. Aristophanes scheint daher wohlbedächtlich seinen Chor mit Acharnern besetzt zu haben, weil es ihm vornehmlich auch darum zu thun war, diesen Demos zu Friedensgedanken umzustimmen; was sowohl wegen des rauhen Charakters der Acharner, als wegen der Verwüstung ihrer Güter, welche sie noch zu rächen hatten, keine leichte Arbeit war.

Amphitheos.

Indem ich über Hals und Kopf mich spute,
Den Friedensschluß mit den Spartanern dir
Zu überbringen, spürte mich ein Trupp
Acharnscher Männer aus, handfestes Volk,
Hagbüchne Knasterbärte, derb und knorrig
Wie Ahornklötze, kurz, von jenen alten Kriegern
Bei Marathon; und wie sie mich von fern
Erblickten, schrien sie mir aus einem Munde zu:
Ah! Schurke, du trägst Tractate mit den Feinden,
Die unsre Reben zusammengehauen haben?
Das sollst du uns bezahlen! schrieen sie
Und lasen Steine in ihre Mäntel auf.
Ich machte mich aus dem Staub'; allein sie folgen
Mit großem Geschrei mir nach.

Dikäopolis.

So laß sie schreien!
Du bringst uns also den Waffenstillstand mit?

Amphitheos.

Gewiß! und dreierlei Proben zum Versuchen.
Hier einen von fünf Jahren — kost' einmal!

Dikäopolis,

(als ob er ihn wieder ausspucke).

Ah pfui!

Amphitheos.

Was ist's?

Dikäopolis.

Der schmeckt mir nicht; er riecht zu stark
Nach Pech, der Schiffsgeruch ist mir zuwider.

Amphitheos.

So koste diesen zehenjähr'gen hier.

Dikäopolis.

Auch der riecht schrecklich sauer nach
Gesandten an die bundsverwandten Städte,
Um über Zögerung sich zu beschweren.

Amphitheos.

Hier hast du also einen dreißigjährigen
Zu Wasser und zu Land.

Dikäopolis.

O herrlich, herrlich!
Der riecht nach lauter Nektar und Ambrosia!
Da ist die Rede nicht mehr von Ordern, auf drei Tage
Mit Mundprovision sich zu versehen;
Der sagt geradezu, geh, wo du willst!
Den nehm' ich an, der ist nach meinem Gaumen,
Bei diesem bleibt's, und an die lieben Acharner
Mein Compliment! Ich bin nun all des Elends quitt,
Kann wieder auf mein Gut ziehn und in Ruhe
Die Dionysien begehn. [1]

[1] Der größere Theil der alten Bürger von Athen war (wie Thucydides sagt) bis auf den peloponnesischen Krieg gewohnt, auf dem Lande, jeder in dem Stammort seiner Familie und auf dem von seinen Voreltern angeerbten Landgute zu leben, und auch diejenigen, die eine Wohnung in der Stadt hatten, hielten sich dort nur ihrer Geschäfte wegen auf, betrachteten sie als ein bloses Absteigquartier und kehrten, sobald sie konnten, wieder aufs Land zurück, wo sie ihren eigentlichen Familiensitz und ihr ordentliches Hauswesen hatten. Als der Krieg mit den Peloponnesiern ausbrach, nöthigte Perikles den größten Theil der Landbewohner, ihrer eignen Sicherheit wegen in die Stadt zu flüchten und die Landschaft den Einfällen und Verheerungen des Feindes preiszugeben. Sie sahen die Nothwendigkeit dieser traurigen Maßregel ein und gehorchten; aber sie gingen nichts desto weniger schwer daran, und von allen Uebeln des Krieges, wovon sie gedrückt, war ihnen dieses das unerträglichste, daß sie sich aus ihren alten Wohnsitzen, ihrem eigentlichen

Amphitheos.

Und ich — ah! die Acharner!
Die Acharner! Lauf, wer laufen kann!
(Sie rennen beide davon.)

Chor der Acharner.

Hieher Alle! — Lauft, verfolgt ihn, fraget Jeden, den ihr antrefft,
Ob kein Flüchtling ihm aufgestoßen? Denn es liegt dem ganzen Staat
Viel daran, ihn einzufangen — He da! kann mir Niemand sagen,
Wo der Kerl sich hin versteckt hat, der den Waffenstillstand trägt?

Eine Hälfte des Chors,
(die ihn auf einer andern Seite gesucht hatte.)

Er ist uns entgangen, entflohen, verschwunden!

Die andere Hälfte.

Weh mir, daß ich so alt bin!
In meiner Jugend,
Als ich noch mit einem
Kohlensack' auf der Schulter [1]
Den Phayllos [2] selbst im
Laufen ereilte, hätte mir
Der schnöde Tractatenträger,
Wär' er noch so schnell von Füßen,
Wahrlich! er hätte mir nicht entrinnen sollen!

Vaterlande vertrieben und der gewohnten Freiheit, Ruhe und Freuden ihrer bäurischen Lebensweise so lange beraubt sehen mußten.

1 Ein großer Theil der acharnischen Landleute, deren Eigenthum in ansehnlichen Waldungen bestand, waren Kohlenbrenner und im Besitz, Athen mit diesem Bedürfniß zu versehen.

2 Ein durch seine Schnellfüßigkeit und sein Talent im Springen und Voltigiren berühmter Athlet von Krotona.

Aber nun, da meine Knie, leider! steif sind, und ich schwerer
Als der alte Lakratides an den kalten Beinen trage,
Ist er uns entwischt.

Die erste Hälfte.

Und dennoch, frisch ihm nach! So alt wir sind,
Soll er doch nicht prahlen können, den Acharnern entwischt zu seyn!
Nein, o Vater Zeus
Und ihr Götter alle,
Das soll er nicht, der mit diesen
Feinden sich verglichen,
Gegen welche mein
Verwüstetes Land mich
Täglich zu neuer Rache aufruft!
Auch ruh' ich nicht eher,
Bis ich ihnen wie ein spitzes Pfeilholz
Schmerzlich fest im Leibe stecke,
So daß ihnen die Lust vergehe,
Meine Reben zu zertreten.
Auf denn, Brüder! laßt uns suchen und von Ort zu Ort so lang'
Unerbittlich ihn verfolgen, bis wir dieser Last von Steinen
Auf des Frevlers Kopf und Rücken uns erleichtert haben werden.

Zweiter Act.

Die Scene verwandelt sich und zeigt auf der einen Seite die ländliche Wohnung des Dikäopolis, ihr gegenüber das Haus des Feldherrn Lamachos und in einiger Entfernung die Wohnung des Euripides. — **Dikäopolis** ist im Begriff, mit seiner **Frau** und **Tochter** und seinen Hausgenossen aus dem offenen Vorhause heraus zu treten, um dem Bacchus, dessen Fest er begehen will, ein Opfer zu bringen.

Dikäopolis (hervortretend).

Daß uns kein unziemlich Wort in dem heil'gen Werke störe! [1]
Stille!

Der Chor.

Hörtet ihr, ihr Männer, was er rief? Der ist's gerade, den wir
Suchen — Tretet Alle hieher, daß er uns nicht gleich erblicke;
Denn er scheint zu einem Opfer im Begriff' hervorzugehen.

Dikäopolis.

Daß kein unziemlich Wort im heil'gen Werk' uns störe!
Die Körbchenträgerin mache sich hervor,
Und Xanthias stelle hier den Phallos auf!

Die Frau (die noch im Hause ist).

Setz deinen Korb hier nieder, Kind; wir wollen nun
Den Anfang machen.

Die Tochter (noch im Hause).

Reiche mir den Löffel, Mutter,
Daß ich den Brei auf diesen Kuchen gieße.

[1] So, glaubte ich, um verständlich zu seyn, die Formel *Ευφημειτε*, favete linguis, übersetzen zu müssen, womit alle Opferceremonien angefangen wurden. Die Griechen waren (wie bekannt) zum Erstaunen abergläubisch über Worte von böser Vorbedeutung; ein einziges solches Wörtchen hätte das Opfer unkräftig gemacht und die ganze Freude des Fests gestört.

Dikäopolis.

So recht, so recht! — O König Dionysos,
Dem ich im Kreise meiner Hausgenossen
Zum Dank dieß feierliche Opfer bringe,
Verleihe mir, befreit von Kriegesdiensten, glücklich
Die ländlichen Dionysien zu begehn, und laß
Mir meinen dreißigjähr'gen Frieden wohl bekommen!

Die Frau (zur Tochter).

Gib Acht, mein Kind, den heil'gen Korb mit Anstand,
Wie's einem hübschen Mädchen ziemt, zu tragen!
Sieh vor dich hin, als ob du Pfefferkraut
Gegessen hättest —

(Indem sie ihr nachsieht.)

Wie glücklich wird der Mann einst seyn,
Der dich zur Frau macht! — Geh nun! Aber sieh mir ja
Dich im Gedränge vor, daß dir nicht etwa
Von deinem Schmucke was gemauset wird!

(Die Procession geht an.)

Dikäopolis.

Den Phallos fein gerade, Xanthias!

(Zu seinen übrigen Hausgenossen.)

Ihr geht
Gleich nach der Körbchenträgerin; ich folge
Und singe das Phalloslied. Du, Frau, bleibst oben
Und siehst vom Dach' uns nach. — Wohlan! beginnt den Zug!

(Er singt.)

Phales, treuer Gefährte des Bacchus,
Fröhlicher Trinkgesell, Mitternachtsschwärmer,
Weiberverführer und Knabenverderber,
Endlich ist es so gut mir geworden,

Nach sechs langen Jahren dich wieder
Anzurufen und, Dank dem Frieden,
Den ich für mich und die Meinen geschlossen,
Frei und ledig von allen Geschäften,
Frei von blutigen Kämpfen und allen
Lamachussen, mein väterlich Stammgut
Fröhlichen Muthes wieder zu sehen!
Denn, wahrlich, es ist doch zehnmal lust'ger, o Phales, Phales!
Des Strymodoros derbe thracische Sklavin,
Beim Freveln im Holz' auf frischer That ertappt,
Rund um den Leib zu packen, empor zu heben,
Ins Gras zu werfen und — zu pfänden, o Phales, Phales!
Wofern du, wiewohl vom gestrigen Rausche noch schwer,
Heut mit uns trinkst, sollst du dafür auch morgen früh
Den Friedenswein aus der Opferschale schlürfen,
Indeß wir unsern Schild an den Rauchfang hängen.

Der Chorführer,

(der inzwischen von fern um den Dikäopolis herumgeschlichen ist und ihm allmählich näher kommt, zum Chor).

Ja, er ist's! Er ist es wirklich!
Werfet Alle, werfet, werfet!
Schonet ihn nicht, den Verruchten!
Nun, so werft doch, werft doch, sag' ich!

Dikäopolis.

Zum Hercules! was soll das? Ihr werdet mir
Den Topf zerschellen!

Chorführer.

Den Kopf, Verräther, dir zerschellen wollen wir.

Dikäopolis.

Warum denn, o ihr der Acharner Aelteste?

Chorführer.

Fragst du noch, du Unverschämter?
Wie? Verräther des Vaterlandes,
Ohne uns verträgst du dich mit
Unsern Feinden und erfrechst dich
Noch die Augen aufzuschlagen!

Dikäopolis.

Ihr wißt nicht, was mich dazu bewog: so hört denn an!

Chorführer.

Dich hören? Sterben, sterben mußt du;
Mit Steinen wollen wir dich überschütten.

Dikäopolis.

Mit nichten! Erst müßt ihr mich hören. So haltet doch ein, ihr Leute!

Chorführer.

Ich will mich aber nicht halten!
Verliere kein Wort mehr! Du bist mir
Verhaßter sogar als Kleon,
Aus dessen Leder [1] ich einst noch
Derbe Sohlen für die Ritter
Schneiden werde.
Nein! ich höre nichts mehr an; kein Geschwätze kann dich retten!
Du verglichst dich mit den Spartern, und ich strafe dich dafür.

Dikäopolis.

Liebe Herren, laßt, ich bitt' euch, jetzt die Sparter aus dem Spiel';
Höret lieber, ob ich nicht wohl gethan, mich zu vergleichen.

[1] Eine boshafte doppelsinnige Anspielung auf den ehmaligen Stand des Demagogen Kleon, der ein Gerber und Lederhändler gewesen war.

Chorführer.

Was? noch wohl gethan, mit Leuten
Dich besonders zu vergleichen,
Denen noch Altar, noch Eidschwur,
Treu, noch Glauben heilig ist?

Dikäopolis.

Gleichwohl weiß ich, daß die Sparter, denen wir so überschwänglich
Uebel wollen, nicht an allem unserm Unglück' Ursach sind.

Chorführer.

Nicht an allem? Bube? So was darfst du dich erfrechen uns
Ins Gesicht zu sagen, und ich sollte deiner länger schonen?

Dikäopolis.

Nicht an allem! nicht an allem! Denn ich, wie ihr hier mich seht,
Könnt' euch manches Unrecht nennen, daß wir ihnen angethan.

Chorführer.

Solche Läst'rung anzuhören, setzt mir all mein Blut in Wallung!
Wie? Du wagst es unsern Feinden gegen uns das Wort zu reden?

Dikäopolis.

So gewiß ich Wahrheit sagen und die Menge überzeugen
Werde, will ich mit dem Kopf' über einem Hackblock reden.

Chorführer.

Und wir schonen noch der Steine? Liebe Nachbarn, sagt, was hält uns,
Diesen Menschen stracks mit seinem eignen Blute zu bepurpern?

Dikäopolis.

Wie ihr aufbrennt! Wie ihr sprudelt! Also wollt ihr mich nicht hören?
Hilft kein Bitten? Wollt ihr schlechterdings nicht hören, was ich sage?

Chorführer.

Nein, gewiß! Ich will nichts hören.

Dikäopolis.

Gleichwohl hätt' ich wicht'ge Dinge
Vorzubringen.

Chorführer.

Wenn ich höre, will ich gleich des Todes seyn!

Dikäopolis.

Nicht doch! nicht doch!

Chorführer.

Sterben mußt du!

Dikäopolis.

Wohl! So schon' ich euer auch nicht!
Eurer Lieben Liebste sollen erst von meinen Händen sterben!
Denn zum Glücke hab' ich Geisel, die mir für euch bürgen sollen;
Rührt ihr euch, so stoß' ich ihnen dieses Eisen in den Leib.

Chorführer.

Was ist das, ihr Nachbarn? Welch ein Unglück drohet den Acharnern
Diese Rede? Sollt' er etwan eines unsrer Kinder hier
Eingeschlossen halten? Oder woher kommt ihm dieser Trotz?

Dikäopolis.

Werft doch zu, wofern 's euch lüstet! Der da soll dafür bezahlen!

(Er kriegt einen in seinem Vorhofe stehenden Kohlenkorb zu packen.)

Laßt doch sehn, ob eurer Kohlen Schicksal euch so wenig rührt!

Chor.

O! wir sind verloren! Dieser Kohlenkorb ist unser Landsmann!
O, halt' ein! halt' ein! Ich bitte!

Dikäopolis.

Heult nur! Seht, ich stoße zu,
Heult, so viel ihr wollt, ich habe keine Ohren.

Chorführer.

Könntest du
Wohl so hart seyn, meinen alten Cameraden Kohlenfreund
Umzubringen?

Dikäopolis.

Habt ihr doch vorhin mich auch nicht hören wollen!

Chorführer.

Nun, so rede denn meinethalben von den Spartern selbst,
Was dein Herz dir eingibt; denn mein liebes
Kohlenkörbchen verrathen kann ich nicht!

Dikäopolis.

Gut, so laßt vor Allem eure Steine auf den Boden fallen!

Chorführer.

Sieh, da liegen sie! Nun leg' auch du dein Schwert dagegen ab!

Dikäopolis.

Schüttelt mir zuvor die Falten eurer Oberröcke aus.

Chorführer.

Auch das ist geschehn! Siehst du nicht, wie ich schüttle?
Keine Ausflucht weiter, weg mit dem Mordgewehr!

Du siehst ja, wie Jeder, zugleich mit der Wendung
Des Tanzes, sich schüttelt.

Dikäopolis.

Ihr hättet alle zugleich mit einem Schrei
Die Mäntel fallen lassen sollen! Wie wenig fehlte,
Daß diese guten Kohlen vom Parnesberg
Durch ihrer eignen Landsleute Unverstand
Ums Leben gekommen wären! Seht einmal,
Wie der arme Kohlenkorb vor Todesangst
Mich über und über, wie ein Dintenfisch,
Mit seinem Staube bekakt hat! Es ist erschrecklich,
Wenn Leute so herber Laune sind und schreien und
Mit Steinen um sich werfen, ehe sie unser Einen,
Selbst auf die billigsten Bedingungen, hören wollen,
Wiewohl er, mit dem Hals' auf einem Hackblock,
Zu reden sich erboten; wie ich noch
Bereit bin, Alles, was ich über die Lakonen
Auf meinem Herzen habe, vorzutragen;
Und gleichwohl ist auch mir mein Leben lieb!

Chorführer.

Nun, wenn du denn so was Gewaltiges
Zu sagen hast, was zögerst du,
Den Fleischerblock herauszuholen?
Ich bin doch sehr begierig,
Zu hören, wie es lauten wird.
Auf die Gefahr der Strafe also, die du selbst
Dir setztest, stell den Block hier auf und rede!

(Dikäopolis läßt den Hackblock heraustragen.)

Dikäopolis.

Hier wäre denn der Hackblock, wie ihr seht,
Und der, der mit dem Kopf' auf ihm zu sprechen sich

Erkühnt, der Mann ist meine Wenigkeit.
Seyd unbesorgt, ich werde mich, beim Zeus!
Mit keinem Schilde decken und darum
Nicht minder von den Spartern sagen, was ich denke.
Und gleichwohl hab' ich viel zu fürchten: denn ich kenne
Die Weise unsers Landvolks nur zu gut;
Ich weiß, wie gern sie von den großen Prahlern [1]
Sich und der Stadt Lobreden halten lassen,
Gleich viel, mit welchem Grund', und ohne
Zu merken, daß sie verrathen und verkauft sind.
Auch unsre alten Herren [2] kenn' ich, weiß recht gut,
Wie wenig, wenn sie nur die Freude haben,
Den Leuten ihre Steinchen an den Kopf
Zu werfen, alles Uebrige sie ansicht. [3]
Ich sag' es aus Erfahrung. Denn noch hab' ich nicht
Vergessen, wie mir, der vorjährigen
Komödie wegen, Kleon mitgespielt hat. [4]
Er schleppte mich vor Rath und dreschte dergestalt
Mit seiner Zunge auf mich los, ergoß
Gleich einem Waldstrom' einen solchen Wust
Verleumderischer Lügen über mich

[1] Den Demagogen, wie Kleon und seines Gleichen.

[2] Die ältern Bürger, aus welchen die Heliasten und andre Richter der verschiedenen Civil- und Criminalgerichte in Athen erwählt wurden.

[3] Anspielung auf die schwarzen und weißen Steine, die den Richtern ausgetheilt wurden, um heimlich ihre Stimmen über die Frage, schuldig oder nicht schuldig? zu geben.

[4] Aristophanes hatte im fünften Jahre des peloponnesischen Krieges seine erste Komödie, Δαιταλεῖς genannt, gegeben, worin er, wie es scheint, starke Ausfälle auf den Kleon gethan hatte. Aristophanes verwechselt hier seine eigene Person mit dem Dikäopolis, um dem Kleon, der nun einmal seine Bête war, wieder Eins zu versetzen.

Herab, daß wenig fehlt', er hätte mich
Mit seinen schmutz'gen Rabulistenkniffen
Zu Grunde gerichtet. Erlaubt mir also, daß ich mich,
Eh' ich zu reden beginn', in ein Costume, das sich
Zu meiner jämmerlichen Lage schickt, versetze.

Chorführer.

Wozu diese Wendungen? diese Künste? diese Aufzüge?
Meinethalben borge dem Jeronymos
Irgend einen dunkelzottichtdickbehaarten [1] Helm des Höllengottes
Und selbst dem Sisyphos seine Ränke ab;
Zu diesem Kampfe wird dir's wenig frommen!

(Der Chor macht sich auf die Seite.)

Dikäopolis (vor sich).

Nun ist es Zeit, ein rechtes Herz zu fassen!
Vor Allem muß ich zum Euripides.
Hollah! Bedienter!

Kephisophon.

Was gibt's da?

Dikäopolis.

Ist Euripides zu Hause?

Kephisophon.

Zu Haus' und nicht zu Haus, nachdem du's nimmst.

Dikäopolis.

Wie kann er drin seyn, wenn er's nicht ist?

Kephisophon.

O, das ist
Sehr möglich, alter Herr. Sein Geist ist auf

[1] Anspielung auf einen Vers eines frostigen Tragödiendichters, der, wie es scheint, vermittelst solcher halbellenlangen Beiwörter Sensation zu machen suchte.

Die Versejagd gegangen; er hingegen
Liegt in der Schwebe drin und macht
Ein Trauerspiel.

Dikäopolis.

O dreimal glücklicher Euripides,
Von dem sogar der Sklave solche witzige
Antworten gibt! — Ruf' ihn einmal heraus.

Kephisophon.

Das geht nicht an.

Dikäopolis.

Es muß wohl! Eh' ich mich
Abweisen lasse, klopf' ich ihn heraus.
(Er klopft.)
Euripides! He! liebes Euripidchen, wenn
Du jemals einen Menschen hörtest, höre mich!
Ich, Dikäopolis von Chollis,[1] rufe dir.

Euripides
(von innen heraus rufend).

Ich habe keine Zeit.

Dikäopolis.

So laß dich wenigstens
Nur vorwärts drehen.[2]

Euripides.

Auch das kann nicht seyn.

[1] So hieß der Demos oder Stammort, aus welchem Dikäopolis gebürtig war.

[2] Dieß ist eine Art von burlesker Vermischung der wirklichen Scene mit dem, was sie vorstellen soll, die unserm Autor sehr gewöhnlich ist und zum Beweise dienen hilft, wie wenig er und vermuthlich alle seine damaligen Kunstverwandten Bedenken trugen, ihre Zuschauer in der Illusion zu stören, oder vielmehr, wie wenig das, was man heutzutage so nennt, bei ihnen Zweck war.

Dikäopolis.

Doch, doch!

Euripides.

Nun! vordrehn will ich mich wohl lassen,
Nur zum Herunterkommen hab' ich keine Zeit.

(Die Scene wird umgedreht und zeigt den Euripides im Innern seines Hauses in einer Maschine, die in der Luft schwebt, sitzend.)

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was ist's?

Dikäopolis.

Wie kommt es, daß du
Zur Arbeit dich so hoch hinaufschwingst, da es doch
Wohl auch da unten ginge? Nun begreif' ich erst,
Warum du so viel lahme Helden machst.
Und warum hast du solche jämmerliche
Tragödien-Lumpen um die Schultern hangen?
Du magst wohl, seh' ich, gute Gründe haben,
Warum du deine Helden so gern zu Bettlern [1] machst.
Doch, dem sey, wie ihm will, auf meinen Knien,
Euripides, bitt' ich dich, leih mir aus einem
Von deinen alten Stücken einen Bettlerkittel!
Ich brauch' ihn, weil ich eine lange Rede an
Den Chor zu halten habe, die, wofern
Ich schlecht bestehe, mir das Leben kosten wird.

[1] Nämlich, weil du selber einer bist. Diese ganze Scene hat augenscheinlich keinen andern Zweck, als sich zugleich über die Armuth der Erfindungskraft und über die häusliche Armuth des Euripides mit einem Muthwillen lustig zu machen, der nur desto unbarmherziger wird, weil er mit so vieler Feinheit, Urbanität und anscheinenden Arglosigkeit zu Werke geht.

Euripides.

Von Herzen gern. Willt du die alten Lumpen,
Worin der alte unglückliche Oeneus kämpfte?

Dikäopolis.

Von dem nicht, der ist noch nicht jämmerlich
Genug.

Euripides.

Vom blinden Phönix etwan?

Dikäopolis.

Auch von dem nicht;
Es war ein andrer weit armsel'gerer.

Euripides.

Du bist nicht leicht zu befriedigen, wie ich sehe.
Stehn dir vielleicht die Haderlumpen an,
Worin ich Philokteten betteln lasse?

Dikäopolis.

Nein!
Von Einem, der noch viel bettelhafter ist.

Euripides.

So wird dir hoffentlich der Kittel meines
Bellerophon doch schmutzig gnug seyn?

Dikäopolis.

Auch nicht
Bellerophon! Der, den ich meine, ist zugleich
Ein Bettler, lahm, geschwätzig und ein großer Redner.

Euripides.

Nun bin ich auf der Fährte, — Telephos
Aus Mysien?

Dikäopolis.

Der ist's! von dem gib mir die Lumpen!

Euripides.

He, Junge! hole ihm den Bettelrock

Vom Telephos herab! Er liegt da oben, zwischen
Thyests und Ino's Hadern mitten in.

Kephisophon (zu Dikäopolis).

Hier!

Dikäopolis, (indem er die Lumpen um sich wirft).

O Zeus, der Alles durch- und überschaut,
Laß dieß Costume des bittern Elends mir
Gedeihn! – Und du, Euripides, da du bereits
So viel für mich gethan hast, gib mir auch
Das Einzige noch, was mir, um ein
Vollständiger Telephos zu seyn, noch fehlt,
Die mysische Kappe um den Kopf —
„Denn heute muß ich wie ein Bettler aussehn
„Und, was ich bin, zwar bleiben, doch nicht scheinen."[1]
Die Zuschauer mögen immer wissen, wer ich bin;
Nur die Choristen sollen wie die Pinsel dastehn
Und hören, wie ich ihnen in gar schmucken Wörtchen
Den Esel bohre.

Euripides.

Sollst die Kappe haben!
Du bist ein Spitzkopf, wie ich merke,
Und brütest über irgend einem feinen Stückchen.

Dikäopolis.

„Wohl mög' es dir ergehn und deinem Telephos!
(Wie ich es meine)" Ha! wie mir, seitdem
Ich diese Lumpen trage, die Formen in den Leib
Gefahren sind! Und gleichwohl fehlt mir noch
Ein Knotenstock.

[1] Parodie zweier Verse des Euripides aus seinem Telephos, welcher noch mehrere folgen.

Euripides (gibt ihm einen).

Nimm hier und packe dich!

Dikäopolis (vor sich).

O Herz, du siehst, wie man die Thür mir weiset,
Wiewohl mir noch zur ganzen Ausstaffirung viel
Gebricht. Nun mache diesem Aufzug' Ehre, bettle,
Sey dringend, hänge dich wie eine Klette an! —

(Im bettelnden Ton.)

Euripides, nur noch ein Körbchen gib mir, nur
Dieß von der Lampe durchgebrannte da!

Euripides.

Was könnte dir der Bettel helfen, armer Schelm?

Dikäopolis.

Nun, helfen könnt' es mir nicht viel, doch hätt' ich's gern.

Euripides.

Du wirst beschwerlich; weg von meinem Hause!

Dikäopolis.

Ach! — Möchtest du dafür so glücklich werden,
Wie deine Mutter einst!

Euripides (indem er ihm das Körbchen gibt).

Da! geh nun, sag' ich.

Dikäopolis.

Noch nicht! Eines gib mir noch, das Becherchen
Mit dem zerbrochnen Rande dort —

Euripides.

So nimm's
Und sey mir länger nicht in meinem Hause lästig!

Dikäopolis (vor sich).

Daß doch der Mann nicht weiß, wie lästig er uns ist!

(Zu Euripides).

O allersüßester Euripides,

Nur dieses Einzige noch, das Töpfchen dort,
Woraus der Schwamm hervorguckt —

Euripides.

Mensch, du leerest mir
Mein ganzes Magazin! So nimm denn hin,
Und packe dich!

Dikäopolis.

Ich geh' — Und doch, was hilft es mir?
Mir fehlt noch Eins, und wenn ich's nicht bekommen kann,
Bin ich verloren. Höre mich, süßester Euripides!
Gib mir nur das noch, und ich geh' und komme dir
Nicht wieder — nur ein paar welke Blätter Kohl
In meinen Korb.

Euripides.

Du mordest mich! — Da, hast du!
Mein ganzer tragischer Vorrath geht dahin!

Dikäopolis.

Nichts mehr! Ich gehe. Unser Eins soll freilich nie
Vergessen, daß uns große Herren nicht
Gut leiden können!

(Er thut, als ob er gehe, kommt aber bald mit possirlichen Ausdrücken von Verzweiflung zurück.)

O weh mir! weh
Mir unglücksel'gem Mann'! Ich bin verloren!
Gerade das vergessen, woran mir Alles liegt!
O liebstes, allerliebstes Euripidchen,
Mich soll der Donner und das Wetter, wenn ich dich
In meinem Leben wieder mit einer Bitte
Behellige, außer dieser einen ganz allein!

Nur eine Hand voll Bocksbart, dessen du
Von deiner Mutter in Menge haben mußt! [1]

Euripides.

Der Mann wird grob —

(Zu seinem Diener.)

Geh! schlag die Thüre zu.

Die Scene dreht sich wieder.

Dikäopolis.

Freund Dikäopolis, wir werden ohne Bocksbart
Uns streichen müssen. — Indessen weißt du, welchen Kampf
Wir nun zu kämpfen haben, da wir über
Die Männer von Lacedämon reden sollen.
So nimm dich denn zusammen, Dikäopolis!
Hier sind die Schranken! — Graut dir? Hast du nicht
Den ganzen Euripides im Leibe? — Magst
Bei Allem dem nicht Unrecht haben! Aber,
Da es nun nicht anders ist, mein armer Freund,
So geh' und trage deinen Kopf getrost
Zum Hackblack' hin, um auch dafür einmal
Aus freier Brust zu sagen, was du denkst.
So geh doch! Vorwärts! Frisch ans Werk, mein Herz!

Der Chor.

Was wirst du beginnen? Was sagen können?
Fühlst du nun, welch ein unverschämter,
Eisenköpfiger Mensch du bist?

[1] Die Mutter des Euripides soll eine Kräuterhändlerin gewesen seyn, und Aristophanes findet ein eignes boshaftes Vergnügen daran, ihn, so oft er kann, in seinen Stücken daran zu erinnern. Der spöttische Einfall mit dem Bocksbart bezieht sich nach dem Scholiasten darauf, daß die Mutter des Euripides im Ruf war, ihre grünen Waaren zu verfälschen und z. B. die Petersilien mit einem ihnen ähnlichen Unkraut, Tragopogon oder Bocksbart genannt, zu vermischen.

Der blos, um mutterseelallein der ganzen Stadt
Zu widersprechen, seinen Hals aufs Spiel setzt!

Eine Hälfte des Chors

Unerschrocken scheint der Mann ans
Werk zu gehn. Wohlan denn, rede,
Weil's dein eigner Wille ist —

Dikäopolis (mit dem Kopf auf dem Hackblock).

Ihr Herren Zuschauer, legt mir's nicht zum Argen aus,
Daß ich, wiewohl ich nur ein armer lumpiger
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu sprechen mich erdreiste.
Auch die Komödie kennt' was wahr und recht ist.
Ich werd' euch harte Dinge sagen, aber wahre.
Auch wird mich Kleon dießmal nicht beschuld'gen können,
Ich rede Böses von der Republik vor Fremden.
Hier sind wir unter uns, wie am Lenäenfeste
Gewöhnlich; noch sind keine Fremde da:
Denn weder die Kriegssteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Contingente von den Bundsgenossen kommen; [1]
Kurz, wir, so viele unser hier zugegen sind,
Sind lauter ächte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuern rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poseidon ihnen mit einem tücht'gen Erdstoß' allen
Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
Inzwischen, und weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So sag' ich: Warum klagen wir die Sparter

1 Ein feiner Zug im Vorbeigehn auf die Unzuverlässigkeit der Hülfsquellen, womit die Demagogen das Volk immer bei Muth zu erhalten suchten.

Deßwegen an? In eurer Mitte, ihr Herrn —
(Ich meine nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war,[1]
Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
Kaputte der Megarer aufzuhalten,
Und wo sie einen Kürbis sahen, oder
Ein Häschen, ein Ferkel, einen Knoblauch, ein
Paar Körnchen Salz, das Alles mußte gleich
Megarisch seyn und wurde eingezogen
Und selben Tags verkauft. — Doch diß sind Kleinigkeiten;
Die Landesart bringt's mit sich — Etwas Wichtigers!
Ein paar milchbärt'ge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen und hatten trunknes Muthes dort die Hure
Simätha weggestohlen. Die Megarer, in
Der Wuth des ersten Schmerzes, holten sich dafür
Zwei andre Huren aus Aspasiens Hause.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen sich verwickelt sehn —
Um dreier Metzen willen.[2] Daher der Zorn,

[1] Das ist, von denen es zweifelhaft war, ob sie wirklich Bürger von Athen seyen; ein Fall, der damals häufig vorkam, und eine der zehntausend Quellen von den ewigen Processen war, womit die streitsüchtigen Athener sich die Zeit vertrieben und das zahllose Heer ihrer Advocaten, Sykophanten und Richter fütterten.

[2] Wer mit der griechischen Geschichte dieser Zeit etwas bekannt ist, weiß freilich besser, was die wahre Ursache des peloponnesischen Krieges war: nämlich der herrschsüchtige Uebermuth, womit die Athener sich ihres Glücks bedienten, auf der einen, und die neidische Eifersucht der Spartaner, Korinther und Thebaner auf der andern Seite. Dieß konnte auch unserm Dichter nicht verborgen seyn. Allein zu seinem Zweck hatte

Worin, gleich einem neuen Zeus Olympios,
Perikles, auf ganz Griechenland herunter
Blitzend und donnernd, Alles durch einander mischte,
Und das Edict im Ton der Skolien
Timokreons, [1] worin er die Megarer
Von Land und Meer und Markt und Häfen ausschloß.
Was Wunder, daß sie, wie der Hunger sie allmählich
Zu nagen anfing, sich an Sparta wandten
Und auszumitteln baten, daß der Volksschluß auf-
Gehoben würde, den die besagten Huren
Veranlaßt hatten? Allein wir ließen uns immer
Vergebens bitten, und so mußt' es denn ja wohl
Zuletzt zum Kriege kommen. Sagt mir Jemand:
Das hätte nicht seyn sollen! so frag' ich ihn:
Was hätte denn sollen seyn? Gesetzt, ein Mann
Aus Lacedämon hätt' in üpp'gem Muthe
Die Reise nach Seriphus [2] sich nicht dauern lassen,
Um den Seriphiern einen kleinen Hund zu mausen:
Sagt, hättet ihr zu Hause still gesessen?
Da fehlt wohl viel! Sogleich dreihundert Schiffe aus-
Gerüstet! — wär' euer erstes Wort gewesen.

er einer lächerlichen und verächtlichen Veranlassung des Krieges nöthig, und so benutzte er eine damals herumgehende Sage, die er in seiner genialischen Manier gut genug aufzustutzen weiß, daß sie in einem Possenspiel für die Ursache des Krieges gelten konnte.

[1] Anspielung auf ein gewisses, damals allgemein bekanntes Trinklied des Dichters Timokreon, wovon etliche Verse einige Aehnlichkeit mit einer Stelle des Edicts gegen die Megarer hatten. Das Piquante aller im Aristophanes so häufig vorkommenden Plaisanterien dieser Art geht zu großem Nachtheil des Dichters, der Leser und des Uebersetzers für uns ganz verloren.

[2] Eine kleine, unbedeutende Insel, die unter der Botmäßigkeit der Athener stand.

Auf einmal wäre die ganze Stadt von Waffenklang,
Geschrei der Schiffsoldaten, Lärm der Hauptmannswahlen,
Von Soldauszahlen, Vergolden der Pallasbilder,[1]
Gedräng' ums Magazin, Getreidemessen, Schläuchen
Und Ruderriemen, Fässerkäufern, Knoblauch,
Oliven, Zwiebeln in Netzen, Blumenkränzen,
Flötenspielerinnen und blauen Augen,
So wie das Werft vom Lärm der Zimmerleute
Und Schmiede, von Hobeln, Bohren, Hammern, Pfeifen,
Trallern und Heida-Rufen voll gewesen.
So hättet ihr's gemacht: und „Telephos sollte nicht
Desgleichen thun?" — Wo hattet ihr euren Sinn,
Da ihr so etwas denken konntet?

Eine Hälfte des Chors.

Und dieß, du abgefeimter Schurke, nennst du wahr?
So unterwindet sich ein Lumpenkerl wie du
Mit uns zu reden? uns ins Angesicht zu lästern?
Ein Sykophant, wenn jemals einer war!

Die andere Hälfte.

O, beim Poseidon! was er da gesagt
Ist Alles, wie er's sagt, die reine Wahrheit.

Erste Hälfte.

Und wär's auch wahr, geziemt sich's, es zu sagen?
Doch seine Kühnheit soll ihm wenig Freude bringen!
(Einer will auf den Dikäopolis losgehn.)

Andere Hälfte.

He! Du da, willst du bleiben? — Gib ihm einen Schlag,
Wenn du die Peitsche selber kosten willst!

1 Womit sie die Vordertheile der Schiffe auszuzieren pflegten.

Erste Hälfte.

O mein Lamachos, blitzeblickender Lamachos, [1]
Zu Hülfe! du mit dem gorgonischen Helmbusch',
Erschein', o Lamachos, Freund, Stammgenoß,
Und wo noch ein Schiffhauptmann oder Feldherr
Oder sonst ein Mauerstürmer in der Näh' ist,
Zu Hülfe, zu Hülfe! Mir geschieht Gewalt!

(Lamachos kommt in Hauskleidung, aber mit seinem Streithelm auf dem Kopfe, aus seinem Hause heraus.)

Lamachos (pathetisch).

Woher die Stimme, die zum Kampf mich ruft?
Wo braucht man meiner Hülfe? Wer hat meine
Gorgone aus ihrem Futteral geweckt?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, der Federbüsche und Cohorten —

Erste Hälfte des Chors.

O Lamachos, macht dieser Mensch nicht längst sein Werk
Daraus, das Schnödeste von unsrer ganzen Stadt
Zu sagen?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, verzeihe, wenn
Ein armer Mann, wie ich, ein Wort zu viel
Gesprochen haben sollte!

[1] Der Feldherr Lamachos war keiner von den geringsten, die sich in diesem Kriege hervorthaten: es fehlte ihm nicht an Muth; er scheint sich aber durch eine gewisse Affectation, in seiner Art sich zu bewaffnen, ausgezeichnet und unserm Autor, der keine Blöse unbenutzt läßt, dadurch zu den leichtfertigen Spöttereien, womit er ihn so reichlich begießt, Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens ist die nähere Ursache, warum ihn Aristophanes in diesem Stück dem Gelächter des Pöbels preisgab, nicht bekannt. Vermuthlich war er ein Freund Kleons und ein hitziger Partisan der Partei, die den Krieg fortgesetzt wissen wollte.

Lamachos.

Und was sprachst du denn?

Dikäopolis.

Ich weiß es selbst nicht mehr, so schwindlig ist
Aus Furcht vor deinem Helm der Kopf mir worden.
Ich bitte flehentlich, schaff doch das Ungethüm
Mir aus den Augen!

Lamachos.

Sey's darum!

Dikäopolis.

Und, darf ich bitten,
So leg' ihn umgekehrt.

Lamachos.

Auch das!

Dikäopolis.

Und zieh
Mir eine Feder aus dem Busch' heraus.

Lamachos.

Da hast du eine.

Dikäopolis.

Halte mir den Kopf,
Mein Magen kehrt sich um, sobald
Ich einen Helmbusch sehe.

(Er kitzelt sich mit der Feder im Halse.)

Lamachos.

Du, was machst
Du da? Du wirst doch mit der Feder nicht
Dich zum Erbrechen reizen wollen?

Dikäopolis.

Sage mir,
Von wem ist die Feder?

Lamachos.

Von einem Vogel.

Dikäopolis.

Vom Rauschekaisterling [1] vermuthlich?

Lamachos.

Armer Wicht!

Du bist ein todter Mann!

Dikäopolis.

Nicht doch! So weit
Reicht deine Macht nicht, Lamachos. Doch, wenn
Du denn so stark bist, warum fällst du mir
Nicht in den Rücken? Rüstig scheinst du gnug dazu. [2]

Lamachos.

Wie? darf ein Bettler so mit einem Feldherrn sprechen?

Dikäopolis.

Ich wär' ein Bettler? ich?

Lamachos.

Was bist du denn?

Dikäopolis.

Wer ich bin? — Ein guter Bürger, den der Kitzel
Der Herrschsucht nie in seinem Leben stach,
Und seit dem Krieg' ein ehrlicher Soldat;
Zum Feldherrn machte die Gewinnsucht dich.

Lamachos.

Das Volk erwählte mich —

Dikäopolis.

Drei dumme Gimpel! [3]

[1] Das Aequivalent, so gut sich's machen lassen wollte, für den Κομπολακυθος des Aristophanes, den man eben so vergeblich im Aldrovandi, Brisson, Willoughby, Klein oder Büffon suchen würde als jenen.

[2] Ich erinnere ungern, daß dieß im Original eine sehr unziemliche Zote ist.

[3] Eigentlich drei Kuckucke. Vielleicht irgend eine Anspielung auf einen uns unbekannten Umstand seiner Erwählung zum Feldherrn.

Das ist es eben, was mich vor Verdruß dazu
Gebracht hat, Frieden zu schließen, daß ich sehen mußte,
Wie mancher brave Graukopf an die Schlachtbank
Geführt ward, während deines Gleichen, junge Bursche,
Sich aus dem Staube machen, für drei Drachmen
Als Commissare in der Welt herumzuziehn,
Nach Thracien die, zum Chares jene, andre nach
Chaonien, Kamarina, Gela und Katagela.[1]

Lamachos.

Weil sie dazu erwählt sind.

Dikäopolis.

Doch die Ursach,
Warum nur ihr von allen Seiten Lohn empfangt,
Und jene nichts? — Zum Beispiel — Du, Marilades,[2]
Du bist schon eisgrau; sage, ob du jemals
In deinem Leben auf Gesandtschaft warst?
Er schüttelt Nein — und gleichwohl ist's ein braver
Und fleißiger Mann! — Hier sind Euphorides,
Thrasyllos, Prinides — Kennt einer unter euch
Chaonien oder Ekbatana? Nein, sagen sie.
Dafür sind Kösyras und Lamachos
Schon besser dort bekannt, sie, denen
Noch kürzlich, weil sie ihre Ehrenschulden nicht
Bezahlten, von ihren Freunden selbst im Tone,
Womit man schmutz'ges Wasser Abends aus der Thür
Zu schütten pflegt, „bleib draußen" zugerufen wurde.

[1] Die Uebersetzung ist in den drei letzten Versen nicht genau und konnte es nicht seyn, wie ich denjenigen, die das Original lesen können, nicht zu sagen brauche.

[2] Die Männer, welche Dikäopolis hier scherzweise aufruft, waren, wie es scheint, Leute aus dem Chor, die er bei ihren eignen Namen nennt, um dem Volk dadurch ein Lachen zuzubereiten.

Lamachos.

O souveraines Volk, ist das erträglich?

Dikäopolis.

Nein,
Wenn Lamachos nicht bar dafür bezahlet würde.

Lamachos.

Nun, so gelob' ich allen Peloponnesiern,
Sie ewig zu befehden und nach allen Kräften
Zu ängstigen, überall, zu Wasser und zu Land!

(Geht ab.)

Dikäopolis.

Ich aber lade hiemit den ganzen Peleponnés
Mit allen Megarern und Böotiern zum freien
Verkauf und Einkauf ein auf meinem Markt,
Den Lamachos ausdrücklich ausgeschlossen!

(Geht ab.)

Der Chorführer.

Der Mann hat obgesiegt und das Volk, was den Waffenstillstand betrifft,
Ganz herum gebracht. Also die Mäntel abgelegt, und die Anapästen angefangen! [1]

(Der Chor steigt in die Thymele herab und wendet sich an die Zuschauer.)

Chorführer.

Seitdem als unser Meister die Scene mit komischen Chören bestiegen,

[1] Es war ein eigenes Privilegium, das die komischen Dichter hatten, am Schluß eines Acts, während die Handlung hinter der Scene fortzuschreiten präsumirt wird, den Chor oder vielmehr den Chorführer an der Spitze desselben dieß oder jenes, was der Dichter auf dem Herzen hatte, dem Volke statt seiner in Anapästen vortragen zu lassen. Hier folgt das erste Beispiel dieser sonderbaren Eigenheit des komischen Drama's zu Athen.

Sah man ihn nie hervorgehn, dem Volke von seinen Verdiensten zu sprechen:
Da ihm aber von seinen Feinden bei den raschentschloss'nen Athenern
Schuld gegeben wird, er bringe den Staat auf die Bühne und insultire
Das regierende Volk; so liegt ihm ob, sich bei den besonnenern Athenern
Zu vertheidigen. Unser Dichter also behauptet, er sey zu vielerlei Gutem
Euch verhülflich gewesen, indem er euch abgehalten, von fremden Rednern
Euch nicht gar zu arg hintergehn zu lassen, nicht so gar viel Freude an Allen,
Die euch streicheln, zu haben und nicht so dämisch in eurem Bürgercharakter
Zu seyn. Wenn ehmals fremde Gesandten eine Nase euch drehen wollten, so nannten
Sie euch Jostephanus,[1] und wie das Wort heraus war, lauschtet ihr auf und konntet
Der Veilchenkränze wegen kaum auf dem Rande des Hinterns sitzen bleiben.
Wer euch aber vollends ein liparas Athenas[2] an die Nase strich, der hatte

[1] Veilchenbekränzt. Die Athener waren eben so große Liebhaber von Veilchen, wie die Römer von Rosen, und hörten sich gern mit diesem Pindarischen Beiworte belegen.

[2] Glänzendes Athen. Das attische Salz dieser Stelle ist für uns verduftet. Indessen bezeichnet sie doch auf eine sehr anschauliche Weise einen Hauptzug des Charakters der Athener, deren lebhafte Phantasie durch ein einziges Wort, vermöge der Menge angenehmer Bilder, die es in ihr erregte, in Entzücken gesetzt werden konnte.

Des liparas wegen, womit er euch so schlüpfrig wie Meergründel ölte,
Was er wollte, von euch. Indem nun der Dichter vor solchen Kniffen euch warnte und zeigte,
Wie ihr's anstellen müßtet, um eure Demokratie auch den übrigen Städten
Beliebt zu machen, ist er, wie gesagt, euch zu vielem Guten behülflich geworden.[1]
Auch seht ihr, wie ungeduldig die Männer sind, die den Tribut der Städte euch bringen,
Den wackern Dichter zu sehn, der auf seine Gefahr es wagte, den Athenern
Gerechtigkeit zu pred'gen; ein Wagestück, das ihm, selbst in den fernesten Landen
So vielen Ruhm gebracht, daß, als der große König die Gesandten
Von Sparta zum Verhör zuließ, nach der Frage: „ob wir oder sie die größere Seemacht
Wären?"[2] gleich die zweite war: „welchen von euch beiden unser Dichter
Die bittersten Pillen zu verschlucken gebe?" — Denn, sagt' er, die könnten gewiß seyn,
Zu siegen und Meister von Hellas zu werden, die diesen Mann zum Rathgeber hätten.

[1] Wenn es wahr ist, daß die Daitalier die erste, und die Acharner die zweite Komödie unsers Dichters war, so müßte er sich alle die Verdienste um den Staat, die er in dieser sehr naiven Anrede so hoch anschlägt, schon in den Daitaliern gemacht haben, so wie er auch in denselben seinen ersten Angriff auf Kleon that.

[2] Eine Frage, welche den Athenern ungefähr eben so lächerlich vorkommen mußte als den Holländern, wenn der König von Spanien ihren Gesandten fragte, ob Amsterdam oder Lüttich die größere Handelsstadt sey.

Das ist's auch, warum die Lakonen so sehr auf den Frieden bringen und blos auf Aeginens
Abtretung bestehn; nicht als läg' ihnen so viel an diesem Inselchen, sondern,
Um unsern Dichter euch wegzufischen.[1] Besorget also nie, daß er jemals
Die gute Sache bespotten werde. Vielmehr verspricht er, euch heilsame Winke
Zu geben, wie ihr höchst glücklich werden könntet. Freilich, euch zu hätscheln,
Mit Tagegeldern zu kirren, mit Lob zu beräuchern und mit Gaukelkünsten zu täuschen;
Ist seines Thuns nicht, aber dafür wird er euch immer ehrlich zum Besten rathen.

Und nun mag Kleon meinetwegen
Alle seine Ränke und Kniffe gegen mich
Spielen lassen. Mir wird Rechtschaffenheit und
Wahrheit zur Seite kämpfen, und nimmer
Soll die Stadt so übel mit mir fahren
Wie mit jenen hasenherzigen Kinäden!

Eine Hälfte des Chors.

Herbei, o du mit der brennenden Feuerkraft,
Derbe acharnische Muse!
Wie aus unsern steineichnen Kohlen,
Vom ziehenden Winde gereizt,
Der Funk' emporsteigt,
Wenn die Bratfische beigesetzt werden sollen,
Und, indeß die Einen die thasische Tunke rühren,
Andre den Teig zu den Kuchen kneten:

[1] Welcher ein Landgut auf dieser Insel besaß.

So eil', o Muse, den rauhen
Kräftigen, bäurischen Landgesang
Deinem Gemeindsmann zuzutragen!

Der Chor.

Billig sind wir alte Greise ungehalten auf die Stadt,
Denn zu schlecht wird uns vergolten, was wir einst um sie verdient.
Statt uns, die im schweren Seedienst' ihre Jugendkraft verzehrten,
Nun im Alter dafür zu pflegen, wird uns übel mitgespielt.
Ist's nicht häßlich, alte Männer unsers Gleichen in Processe
Zu verstricken? sie dem losen Hohngelächter junger Schwätzer
Preiszugeben? abgelebte Greise, deren schwache Brust,
Ausgenützten Flöten ähnlich, keinen Ton mehr halten kann!
Deren schützender Poseidon, leider! nun die Krücke ist!
Knurrend stehn wir am Altare, wo wir, was wir nicht verstehen,
Schwören müssen, und sehn von Allem nur das Dunkel der Justiz;
Während unser junger Gegner, der auf eine schöne Rede
Sich mit Fleiß gefaßt gemacht hat, stracks mit jedem Schlage trifft,
Uns mit runden Perioden erst umwickelt, dann hervorzieht
Und mit seinen spitz'gen Fragen in versteckte Fallen treibt,
Sich nicht schämend, einen alten Titon so herum zu zerren,
Zu verwirren, zu betäuben, einen Graukopf, der sein Urtheil
Mit verzognen Lippen anhört, dann, mit einer Schuld beladen,
Schluchzend sich nach Hause schleicht, seinen Freunden mit Thränen sagend:
Was ich zu meinem Sarg' ersparte, nimmt die liebe Justiz mir ab!

Die Hälfte des Chors.

Kann das billig seyn, einen alten grauen Mann
So nach der Wasseruhr zu Grunde zu richten,
Der einst viel fürs Vaterland
Ausgestanden, viel warmen, männlichen
Schweiß von der heißen Stirne sich gewischt,
Und bei Marathon als ein braver Bürger sich gezeigt hat?
Als wir zu Marathon standen, jagten wir den Feind;
Jetzt werden wir von bösen Buben gehetzt
Und oben drein um Geld gebüßt!
Was kann Marpsias [1] selbst hierauf zu sagen haben?

Der Chor.

Oder, wer kann billig finden, wenn ein krummgebogner Greis
Wie Thucydides blos darum, weil ein rabulistischer Schwätzer,
Ein Kephisodem, ihm Händel machte, mitten in Athen
So verloren ist als mitten in den Steppen Skythiens?
Wahrlich, mich erbarmt es, und ich mußte mir die Augen wischen,
Wenn ein Amtknecht sich erfrechte, Hand an einen alten Vater
Wie Thucydides zu legen, der so was zu seiner Zeit,
Bei Demetern! von der Göttin selber nicht geduldet hätte,
Eher zehn solche Kämpfer wie Evathlos hingeworfen,
Mit dem blosen Donner seiner Stimme dreimal tausend
Bogenschützen niedergeschrien und des Häschers ganze Sippschaft
Mit den Seitenlinien allen eh zusammengeschossen hätte.
Wenn ihr aber ja uns Alten auch den Schlaf nicht gönnen wollt,
Nun, so macht doch wenigstens ein Gesetz, das unsern Händeln

[1] Ohne Zweifel ein bekannter Rabulist der damaligen Zeit, so wie der bald darauf angestochene Evathlos.

Ihren eignen Gang erlaube, so, daß gegen einen Alten
Nur ein andrer gleich betagter, gleich zahnloser Advocat
Klagen dürfe; so wie gegen Junge nur ein andrer junger
Loser weitgebohrter Schwätzer, wie der Sohn des Kleinias.[1]
Strafen müssen immer bleiben; nur erkenne dem Beklagten,
Ist er alt, die Buß' ein Alter, ist er jung, ein Junger zu!

Dritter Act.

Ein großer Platz vor der Wohnung des Dikäopolis.

Dikäopolis (allein).

Hier also sind die Grenzen meines Marktes!
Hier steht den Peloponnesiern und Megarern und
Böotiern frei zu handeln mit der einzigen
Bedingung, daß sie Alles mir verkaufen
Und nichts dem Lamachos. Um gute Zucht
Zu halten, stell' ich hier drei Marktaufseher,
Aus einer derben Ochsenhaut geschnitten, an.
Kein Sykophant noch anderer Phasan[2]
Von diesem Schlage lasse sich gelüsten,
Den Fuß in diesen meinen Kreis zu setzen!
Nun will ich auch die Säule holen lassen,
Auf die mein Friedensbündniß eingegraben ist,
Um hier an offnem Markt sie aufzustellen.

(Geht ab.)

(Ein Megarer tritt mit zwei jungen Mädchen, seinen Töchtern auf.)

[1] Alcibiades.

[2] φασιανος ἀνηρ. Auflaurer und Luxenheimer (Aufluxer) hat Voß.

Der Megarer.

Willkommen du uns Megarern so lieber Markt
Zu Athen! Mich hat, beim Zeus! nach dir
Verlangt, wie nach der Mutter! — Hei da, Mädchen,
Ihr arme Kinder eines hochbedrängten Vaters,
So Gott will, wird's hier endlich was für euch
Zu essen geben! Aber hört mich erst und überlegt
Es wohl — was wollt ihr lieber — euch
Verkaufen lassen, oder länger hungern? [1]

Die Mädchen.

Verkaufen lassen! Verkaufen lassen!

Der Megarer.

Das sag' ich auch. Allein wer wäre wohl so albern,
So eine fressende Waare mir abzukaufen?
Ich werde schon mit einem megarischen Pfiffchen
Mir helfen müssen. Kommt, ich will wie Schweinchen
Euch ausstaffiren und sagen,
Ich habe Ferkel zu verkaufen.

[1] Der größte Theil des attischen Salzes dieser Scene ist für die meisten Leser unsrer Zeit entweder ganz verdünstet oder dumm geworden. Dem athenischen Volke mußte sie großes Vergnügen machen, theils, weil ihr mit viel Verachtung vermischter Haß gegen die kleine Republik Megara (welche sie immer als eine impertinente Nebenbuhlerin behandelt hatten) durch die leichtfertige Art, wie Aristophanes seinen Megarer charakterisirt, eine gar angenehme Nahrung bekam, theils wegen der Hanswurstspäße, die er ihnen durch das Spiel mit dem Doppelsinne des Worts χοιρος (Schweinchen) zum Besten gab. Mit Allem dem ist eine genialische Laune in dieser Scene, die den Versuch, so viel als möglich davon in der Uebersetzung zu erhaschen, vielleicht entschuldigen kann. Noch etwas Belustigendes, das für uns verloren geht, ist der grobe bäurische Dialekt der Megarer, der sich gegen den attischen gerade so verhielt, wie der bairische oder österreichische gegen den meißnischen und zur Vollständigkeit der Darstellung des Megarers unentbehrlich ist.

Da, legt euch diese Ferkelsklauen an und macht's
Recht zierlich, daß man euch für echte Kinder
Von einer braven Schweinsau halten könne.
Denn das, beim Hermes! sag' ich euch, zu Hause habt
Ihr nichts zu hoffen als den bittern Hunger.
Hier, bindet diesen Rüssel um den Kopf —
Und nun frisch in den Sack hinein gestiegen!
Und grunzt mir ja recht artig, koi, koi, koi!
Fein zart, wie Opferschweinchen. — Gut! nun hurtig
Zum Dikäopolis! — He da! Wo ist
Herr Dikäopolis? — Beliebt's dem Herrn,
Mir junge Schweinchen abzukaufen?

Dikäopolis.

Wer ruft mir? Ein Megarer, wie es scheint![1]

Megarer.

Wir kommen, euren Markt zu besuchen.

Dikäopolis.

Wie steht's um euch?

Megarer.

Wir sitzen am Herd' und hungern.

Dikäopolis.

So fehlt euch nur ein Pfeifer noch zum Tanz'.
Im Ernst, was macht ihr zu Megara?

Megarer.

Was
Wir machen? Wie ich von Megara abging, war
Ein edler Rath in voller Arbeit, Weg und Mittel

[1] Dikäopolis erkennt den Mann sogleich für einen Megarer an seinem armseligen Aufzug, an seinem Dialekt und an der Waare, die er zu verkaufen hatte.

Zu treffen, uns, so bald und arg als möglich, vollends
Zu Grunde zu richten.

Dikäopolis.

Auch nicht übel!
So seyd ihr eurer Noth auf einmal los.

Megarer.

Das wohl!

Dikäopolis.

Wie geht's denn sonst bei euch?
Was kostet das Getreide?

Megarer.

O, das ist
Bei uns in gleichem Werthe wie die Götter,
Ist über allen Preis.

Dikäopolis.

Du bringst uns Salz vielleicht?

Megarer.

Das habt ihr uns ja schon genommen.

Dikäopolis.

Oder Knoblauch?

Megarer.

Wo kämen wir zu dem, da ihr, so oft ihr bei
Uns fouragirt, so reine Arbeit wie
Die Mäuse macht und uns die Knoblauchbollen
Sogar mit Pflöcken aus der Erde stochert!

Dikäopolis.

Was bringst du denn?

Megarer.

Ich bringe Opferschweinchen.

Dikäopolis.

Das lass' ich gelten! Weis' einmal!

Megarer.

Extra schöne Waare!
Betaste sie, wenn du willst, wie fett und schön!

Dikäopolis
(indem er in den Sack greift).

Was Henkers ist denn das?

Megarer.

Das fühlt sich doch!
Ein Schweinchen.

Dikäopolis.

Das ein Schweinchen? Und woher?

Megarer.

Doch aus Megara! — Oder ist das nicht ein Schweinchen?

Dikäopolis.

Mir dauchte es nicht.

Megarer.

Nun, seh' mir Einer doch
Den Unglauben an! Das soll kein Schweinchen seyn!
Was willst du wetten, wenn's nicht auf gut Griechisch
Ein Schweinchen ist?

Dikäopolis.

Nun ja, ein menschliches.

Megarer.

Und, beim Diokles! meines eigenen
Gewächses! Ha, ha, ha! Wem meintest du denn daß
Es sonst seyn könne? Willst du's grunzen hören?

Dikäopolis.

Sehr gerne!

Megarer.

Hurtig, Schweinchen, laß dich hören! —
(In den Sack hinein.)
Jetzt ist's nicht Schweigens Zeit, vertrackte Kröte!
Ich trage dich, beim Hermes! wieder heim!

Das Mädchen.

Koi! koi!

Megarer.

Was sagt der Herr? Ist das kein Schweinchen?

Dikäopolis.

Nun scheint es freilich so, doch, in fünf Jahren
Und gut gefüttert, wird —

Megarer.

— es seiner Mutter gleichen,
Verlaß dich drauf!

Dikäopolis.

Indessen taugt es doch
Zum Opfern nicht.

Megarer.

Wie so? Warum
Zum Opfern nicht?

Dikäopolis.

Es hat ja keinen Schwanz!

Megarer.

Es ist noch jung; das wird sich mit der Zeit
Schon geben! — Wenn du's aufziehn willst,
So ist hier noch ein schönes.

Dikäopolis.

Was die Dingerchen
Einander ähnlich sind!

Megarer.

Das macht, sie sind von einer Mutter und
Von einem Vater. Und was
Das Opfer anbetrifft, so laß sie nur
Noch größer werden und mehr Wolle kriegen,
So ist's das schönste Schwein zum Opfer für Cytheren.

Dikäopolis.

Man opfert ja Cytheren keine Schweine?

Megarer.

Warum nicht gar? Just ihr vor allen andern Göttern.
Auch gibt das Fleisch von solchen Schweinchen, an den Spieß
Gesteckt, ein köstliches Gerichte.

Dikäopolis.

Wird's auch wohl ohne seine Mutter fressen?

Megarer.

O, beim Poseidon, auch ohne seinen Vater.

Dikäopolis.

Was ißt es denn am liebsten?

Megarer.

Alles, was
Man ihm gibt. Frag' es nur selber.

Dikäopolis.

Schweinchen, Schweinchen!

Erstes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Friss'st du gern Kichern?[1]

[1] Ἐρεβίνθους. Weil dieses Wort auch noch etwas Anderes bedeutet, so geht hier abermal (Dank sey unsrer Sprache und unsern Sitten!) ein unartiger Spaß verloren [den jedoch Voß glücklich in unsrer Sprache nachgebildet hat, indem er Eicheln dafür setzt].

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis.

Im Ernst'? — Auch trockne Feigen?

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis
(zum andern Mädchen).

Und du vermuthlich auch?

Zweites Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Wie schnell sie nach den Feigen krähten! — He!
Hol' Einer Feigen für die Schweinchen her!
Ob sie wohl fressen werden? — Ach! wie gierig
Sie darüber her sind! Wie sie schmatzen, großer Hercules!
Die sind gewiß in Freßdorf[1] jung geworden!
Indessen, däucht mich, haben sie die Feigen
Nicht alle aufgegessen.

Megarer.

Eine einzige
Hab' ich mir zugeeignet.

Dikäopolis.

Nun, beim Zeus! die Thierchen
Sind drollig genug. Was geb' ich dir dafür?

[1] *Τραγασαια.* Ein Wortspiel, das sich auf den ähnlichen Laut des Worts trogeln (*τρωγειν*), fressen, mit dem Namen einer Gegend in Epirus, welche Tragasä hieß, gründet und sich zufälliger Weise im Deutschen nachmachen ließ, da sich, laut dem topographischen Lexikon, zwei oder drei Dörfer finden, die den Namen Freßdorf führen. [Voß hat Freßlingen.]

Megarer.

Das eine sollst du um ein Büschel Knoblauch haben,
Das andre, wenn du willst, um eine Metze Salz.

Dikäopolis.

Ich kaufe sie — wart' einen Augenblick.

(Er geht in sein Haus.)

Megarer (allein).

Das geht ja gut! O Handelsschützer Hermes,
Möcht' ich mein Weib und meine Mutter selbst
So gut verkaufen können!

Ein Sykophant
(auf den Megarer zugehend).

Kerl, wo bist du her?

Megarer.

Schweinhändler von Megara.

Sykophant.

So werd' ich deine Schweinchen hier
Und dich, als Feinde, bei der Polizei
Denunciiren.

Megarer.

O weh! Da sind wir wieder in
Der alten Klemme!

Sykophant.

Dein Megarenzen soll
Dir schlecht bekommen! — Willt du den Sack
Nicht fahren lassen?

Megarer.

O Dikäopolis! zu Hülfe!
Da ist, ich weiß nicht wer, der vor die Polizei
Mich führen will!

Dikäopolis.

Wer untersteht sich dessen? Holla! he!
Ihr Marktaufseher! Warum jagt ihr mir
Den Sykophanten nicht zum Thor' hinaus?
Und du da, was zum Henker ficht dich an,
Bei hellem Tage hier herum zu leuchten?

Sykophant.

Ich soll die Feinde nicht beleuchten dürfen?

Dikäopolis.

Es soll dir schlecht bekommen, wenn du dich nicht streichst
Und anderswo den Sykophanten spielst.

(Der Sykophant zieht sich zurück.)

Megarer.

Ein groſses Uebel in der Stadt Athen!

Dikäopolis.

Sey gutes Muths, Megarer! — Hier der Kaufpreis
Für deine Ferkelchen, um den wir eins
Geworden sind. Da, nimm dein Salz und deinen Knoblauch
Und fahre wohl!

Megarer.

Das ist in meinem Lande nicht
Gebräuchlich. [1]

[1] Die Athener pflegten mit dem Wort χαιρε (freue dich, oder, ich wünsche dir Freude) Abschied zu nehmen. In Megara war, wie es scheint, eine andere Formel gebräuchlich, und der Megarer machte sich ein lächerliches Bedenken daraus, daß er nicht nach der Weise seines Landes beurlaubt würde. Vielleicht liegt auch etwas Scherzhaftes darin, daß der Megarer durch diese Protestation anzudeuten scheint, daß Freude in Megara gar nicht zu Hause sey.

Dikäopolis.

Närr'scher Mensch! Wenn's dir nicht ansteht,
So fall's auf meinen eignen Kopf zurück!

Megarer.

Nun, liebe Schweinchen, seht nun selber, wie
Ihr ohne euren Vater bei gesalznem Brei
Zurecht kommt, wenn's euch ja so gut noch wird.

(Geht ab.)

Der Chor

(zu den Zuschauern).

Ein glücklicher Mann, der Dikäopolis!
Merkt ihr nun, was für Vortheil ihm sein Friede
Bringen wird? Ruhig wird er auf seinem Markte sitzen
Und den Gewinn einstreichen; und,
Kommt ein Ktesias oder ein anderer Sykophant,
Kriegt er Eins übers Ohr und kann sich trollen.
Dir thut kein Concurrent in deinem Handel
Schaden, kein Prepis [1] wischt den weiten St. . . an dir,
Kein Kleonymos packt dich hinterrücks an;
Frank und frei spazierst du in deinem
Neugewalkten Rock' umher,
Unbesorgt, daß dir ein Hyperbolos [2]

[1] Prepis, ein Zärtling. Kleonymos, ein Schlemmer.

[2] Ein wegen seines bösartigen Charakters, seiner Chicanen und seiner schlechten Sitten verschrieener Sykophant dieser Zeit, der in der athenischen Geschichte dadurch merkwürdig geworden ist, daß er der letzte athenische Bürger war, der durch den Ostrakismos verbannt wurde. Man fand, daß diese Art von Verweisung aus der Stadt aufgehört habe ehrlich zu seyn (was sie sonst gewesen war), nachdem das Volk sich hatte verleiten lassen, einen so schändlichen Menschen wie Hyperbolos auf eine

Mit einem Sack von Processen
Uebern Hals komme, oder der Weichling Kratinos,
Mit seiner geckenhaften Frisur auf dem Markte
Daher schlendernd, noch der bitterböse Artemon
Mit seiner Musikpfuscherei
Und seinem Bock' unter den Achseln [1]
Ueberlästig dir werde;
Unbesorgt, daß der Lotterbube Pauson auf dem Markte
Dich bespotte, oder Lisistratos, der Cholarger Schandfleck,
Der von Kopf zu Fuß lauter
Makel ist und jeden Monat
Mehr als dreißig Tage nichts zu
Beißen noch zu schlucken hat.

Vierter Act.

Ein Böotier, mit einem großen Sack auf der Schulter, nebst seinem Knechte und einer Bande thebanischer Pfeifer treten auf.

Der Böotier
(sich die Schulter befühlend).

Das weiß Hercules, wie mich die Schwiele schmerzt!
Hier, leg den Polei sachte hin, Ismenias!
Und ihr theban'sche Pfeifer da, so viel
Als euer sind, blast einem Hund ins — [2]

Art zu verweisen, die sich nur für die Themistokles, Aristides, Cimon und ihres Gleichen schickte.

1 Mit seinem übelriechenden Schweiße.

2 Die Thebaner und Böotier überhaupt waren ein sehr musikalisches Volk und besonders große Pfeifer. Es scheint, daß gewöhnlich kleine Banden

Dikäopolis
(aus seinem Hause herauskommend).

So macht, zum Geier! ein Ende! — Werd' ich mir
Die Wespen nicht vom Halse schaffen können?
Wer führt mir die ganze Pfeiferschaft des Chärides [1]
Da vor die Thür? Daß sie der Henker hole!

Böotier.

Beim Jolaos, guter Freund, da stimm' ich ein!
Denn auf dem ganzen Weg' hieher von Theben sind
Die Kerle hinter mir her und blasen mir
Die Blüthen meiner Polei auf die Erde.
Beliebt's dir etwa von meinem mitgebrachten
Geflügel etwas einzukaufen?

Dikäopolis.

Ah! willkommen,
Böoterchen! Was bringst uns aus
Dem Butterweckenlande? [2]

Böotier.

Alles, was
Böotien Gutes aufbringt, Wohlgemuth und Polei,

solcher böotischer Pfeifer von Ort zu Ort im Lande herumzogen, um die Märkte zu besuchen, ungefähr wie in Deutschland die sogenannten Prager.

1 Dessen er schon in der ersten Scene als eines schlechten Flötenspielers in Unehren gedacht hat.

2 Athenäus recensirt (im 1. Buche seines gelehrten Gastmahls) eine große Menge verschiedener Arten von kleinen Broden und brodähnlichem Backwerk, die bei den Griechen üblich waren; ich zweifle aber sehr, ob auch der gelehrteste Artolog für die meisten dieser Producte der alten Bäckerkunst einen gleichbedeutenden modernen Namen finden möchte. Kollix war eine Art von kleinen runden Brödchen, die, wie es scheint, bei den Thebanern vorzüglich zu Hause waren, daher sie Aristophanes hier κολλικοφαγους, Kollix-Esser, nennt.

Matratzen, Dochte, Dohlen, Enten, Haselhühner,
Zaunschlüpfer, Blässen, Taucher —

Dikäopolis.

Da kommst du ja,
Als wie ein Wirbelwind den ganzen Markt
Mit Vögeln mir zu überstreuen.

Böotier.

Auch bring' ich dir noch Gänse, Hasen, Füchse,
Maulwürfe, Igel, Katzen, Wasserratten,
Kopaische Quappen —

Dikäopolis (entzückt).

O du, der, was den Sterblichen
Das liebste unter allem Fischwerk' ist,
Uns zuführst, sey so gut und stelle mich ihnen vor!

Böotier

(indem er die größte seiner Aalraupen aus dem Zuber heraus langt).

Du, älteste der fünfzig Kopaiden,
Hervor und sey dem Fremden hier zu Willen!

Dikäopolis.

O Holde, Liebste, lange schon so sehnlich
Verlangte, seh' ich dich endlich wieder!
Erwünscht kommst du den komischen Chören, erwünscht
Dem Leckermaul des Näschers Morychos.
Hei da! Bediente! Bringt mir Rost und Blasebalg
Heraus — Seht, Kinderchen, die prächtige
Aalraupe, die uns, nachdem wir schon sechs Jahre
Nach ihr geschmachtet, unverhofft zu Hause kommt!
Kommt, Kinder, unterhaltet euch mit ihr;
Ich will indeß der schönen Fremden zu Gefallen
Für Kohlen sorgen. — Auf! tragt sie hinein!
Denn auch gestorben möcht' ich nicht von dir,

Wenn du in Mangoldblätter eingewickelt bist,
Geschieden seyn.

Böotier.

Ganz gut! Allein wer wird sie mir
Bezahlen?

Dikäopolis.

Diese gibst du mir als Marktzoll;
Wofern dir aber sonst noch etwas feil ist, Freund,
So rede.

Böotier.

Alles, was ich mitgebracht.

Dikäopolis.

Gib her! Was willst du für das Alles? Oder
Gedenkst du etwan andre Waaren von uns
Dafür zurückzunehmen?

Böotier.

Was Athen
Hervorbringt, das wir nicht schon selber haben.

Dikäopolis.

So wirst du Töpfe laden müssen oder
Phalerische Sardellen.

Böotier.

Sardellen oder Töpfe?
Daran gebricht's uns nicht; ich meine, was
Bei uns sich gar nicht, hier hingegen
In Menge findet.

Dikäopolis.

Ah! Nun weiß ich, was du brauchst!
Laß einen Sykophanten, einem Topf gleich,
Mit Bast umwinden und nimm ihn mit.

Böotier.

O, bei den Dioskuren! Es müßte sich schon was
Gewinnen lassen, einen solchen Schalk
Mit seinen Schelmerein wie einen Affen
Um Geld zu zeigen.

Dikäopolis.

Ha! Da läuft uns gleich
Zu gutem Glück Nikarchos in die Hände.

Böotier.

Das ist ein kleiner Knirps!

Dikäopolis.

Allein dafür
Bis an den Deckel mit Schalkheit angefüllt.

Nikarchos.

Wem sind die Waaren hier?

Böotier.

Mein sind sie, mein,
Von Theben, straf mich Gott!

Nikarchos.

So geh' ich unverzüglich,
Als feindlich Gut sie anzugeben.

Böotier.

Plagt dich der Henker, Krieg den Vögeln anzukünden?

Nikarchos.

Sey ruhig! Ich werde dich darüber nicht vergessen.

Böotier.

Was hab' ich denn verschuldet?

Nikarchos (auf den Chor weisend).

Den Herrn hier
Zu Liebe will ich dir's wohl sagen —
Du führest Dochte von den Feinden ein.

Dikäopolis.

Und was gedenkst du mit den Dochten zu beweisen?

Nikarchos.

Es braucht nur einen, um unser ganzes Werft
In Brand zu stecken.

Dikäopolis.

Das Werft mit einem Dochte?

Nikarchos.

Gewiß!

Dikäopolis.

Wie soll das zugehn?

Nikarchos.

Ein Böoter braucht
Ja nur den Docht an eine Matte anzubinden
Und, wenn er einen frischen Nordwind abgepaßt,
Ihn in die Docke durch den Mau'rcanal
Zu werfen — Hat das Feuer nur einmal ein Schiff
Ergriffen, so wird gar bald das ganze Werft
In voller Flamme stehn.

Dikäopolis.

In voller Flamme stehn
Durch eine Matte und einen Docht? Daß dich die Pest!

Nikarchos.

Ich bin dir Mann dafür.

Dikäopolis.

Stopft ihm das Maul zu! Gebt
Mir Bast; ich will den Kerl wie einen Kochtopf rings
Umwinden, daß ihn der Böotier unbeschädigt
Nach Hause bringen kann.

Chor.

Thu' das, mein Bester!
Und bind' es tüchtig ein, das saubre Stück,
Damit der Mann es unterwegs im Tragen nicht
Zerbreche.[1]

Dikäopolis.

Es wird's wohl brauchen;[2] denn es tönt so schnarrend
Und widerlich, als ob es einen Sprung
Im Feuer bekommen hätte.

Chor.

Was kann's ihm also nützen?

Dikäopolis.

O, zu gar mancherlei Gebrauch — Als Topf
Zu jedem Unrath — als Mörser, Chicanen zu reiben —
Als Leuchter, Schelme auszufinden — als Pokal,
Das Hundertste ins Tausendste darin
Zu mischen —

Chor.

Aber wer wird ein Gefäß
Gebrauchen wollen, das mit seinem schnarrenden
Getöne stets das ganze Haus erfüllt?

Dikäopolis.

Es ist dafür so stark, mein Bester, daß
Es niemals brechen wird, wofern man's nur
Den Kopf zu unterst an den Füßen aufhängt.

(Die Sklaven des Dikäopolis haben sich inzwischen des Sykophanten bemächtigt und ihn wie einen Kochtopf in Bast eingebunden.)

[1] Weil das Verfahren des Dikäopolis mit dem Sykophanten doch ein wenig gewaltthätig war, so mußte es wenigstens von dem Chor, der hier gleichsam das ganze Volk repräsentirt, unterstützt werden.

[2] Ich habe das ἐμοι μελήσει ταυτ' — um den Zusammenhang mit dem Folgenden anschaulicher zu machen, gegen diese Redensart vertauscht, die den Grund von jener ausdrückt.

Chor.

So! Nun ist's wohl verwahrt.

Böotier.

Ich denk' jetzt aufzupacken.

Chor.

So packe, lieber Fremder, auf
Und nimm den Sykophanten mit;
Mach, was du willst, mit ihm, er ist
Ein Taugenichts — zu Allem.

Dikäopolis.

Trotz seinem Sträuben ist der Schurke
Nun tüchtig eingebunden — Da, Böotier, hast
Du deinen Topf!

Böotier.

Komm, pack' ihn sachte auf,
Ismeniaschen! Und trage Sorge, daß
Du ihn fein ganz nach Hause bringst!

Dikäopolis.

Viel Gutes kriegst du nicht mit ihm; indeß
Gewinnst du wenigstens an dieser bösen Waare
So viel, daß du der Sykohpanten halber
Ein wonnevolles Leben führen kannst.

(Der Böotier geht ab.)

Ein Bedienter des Lamachos.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was ist's? Was schreiest du mir nach?

Bedienter.

Weil Lamachos dich bitten läßt, du möchtest ihm
Für diese Drachme ein Paar Krammetsvögel

Und für drei Drachmen einen kopaidischen Aal
Zum Fest der Kannen [1] schicken.

Dikäopolis.

Wer ist der Lamachos,
Den so nach Aalen lüstert?

Bedienter.

Und wer könnt' es seyn,
Als jener große Streitheld, der auf seinem Schilde
Die Gorgo schwingt und drei nachtschwarze Federbüsche
Auf seinem Helme schüttelt?

Dikäopolis.

Der?
Bei Gott, der soll nichts von mir kriegen,
Und wenn er seinen Schild für meinen Aal
Mir geben wollte. Laß ihn seinen Helmbusch
Auf Fischmarktswaare schütteln. Und, kreischt er mir
Die Ohren voll, so ruf' ich meine Marktaufseher.

(Der Bediente geht wieder ab.)

Indessen will ich meine eingekauften Sachen
Zusammenpacken und mich auf den Fittigen
Der Krammetsvögel und der Amseln im Triumph'
Hinein erheben.

(Er läßt seinen ganzen Kram zusammenpacken und begibt sich damit in seine Wohnung.)

Der Chor

(zu den Zuschauern gekehrt).

Siehst du nun, siehst du nun,
O ganze Stadt, den klugen, dreimal klugen Mann,
Wie er sich durch seinen Vergleich den vollsten Ueberfluß
An allen Arten von Marktgut zu verschaffen gewußt hat,

[1] S. die Schlußanmerkung.

Was entweder zum Haushalt dienlich oder in der Küche und
Auf der Tafel willkommen ist? Auch lob' ich den hohen Muth,
Womit er die Zeugen seines Wohllebens, diese Federn,
Vor die Thür wirft. Von sich selber laufen ihm alle
Gute Dinge in die Hände. Nein, in meinem Leben lass'
Ich den Krieg nicht wieder in mein Haus! noch soll er jemals
An meinem Tische wieder den Harmodius singen! [1]
Denn er ist ein Trunkenbold, der in seiner Tollheit
Auf den Hals uns kam und all unser Glück in lauter
Elend verkehrte, unsre Felder zertrat und die Fässer
Leerte, und uns obendrein noch Schläge gab, wie freundlich
Wir ihn auch bitten mochten: Komm' und setze dich zu uns
Und trink' aus dem Freundschaftsbecher mit uns! Je mehr
Wir ihm gute Worte gaben, je hitziger wurd' er, unsre
Rebenpfähle zu verbrennen und mit verwüstender Hand
Schon im Stocke den künftigen Wein uns zu verschütten.

Dikäopolis.

O du, der schönen Kypris und ihrer lieben Charitinnen
Gespielin, holde Eintracht,
Wie konntest du mir mit einem so schönen Angesicht so lange
Verborgen seyn? O daß irgend ein Amor, wie jener gemalte [2]
Mit dem Blumenkranz, dich und mich zusammenknüpfte!
Oder solltest du etwa mich schon zu alt für dich ansehn?
Gleichwohl, wenn ich dich nur einmal habe, denk' ich von
meiner

[1] Der Harmodius war eines der beliebtesten Skolien (Tischgesänge) der Athener, welches zum Andenken der beiden Freunde Harmodius und Aristogiton gesungen zu werden pflegte, die sich großmüthig aufgeopfert hatten, um Athen von der Alleinherrschaft der Pisistratiden zu befreien.

[2] Dieß, sagt der Scholiast, bezieht sich auf einen wunderschönen Amor von Zeuxis, der im Tempel der Aphrodite zu Athen zu sehen war.

Vermögenheit noch drei tapfere Proben abzulegen:
Erstens, eine lange Furche für Rebenfechser zu ziehen,
Dann, neben ihr Feigenschößlinge, und drittens, meinem Alter
Zu Trotze junge Weinstöck' und überall rings um mein Hofgut
Oelbäumchen zu pflanzen, damit wir zu den Neumondsopfern,
Ich und du, mein Schatz, uns festlich halten können. [1]

(Geht ab.)

Ein Herold erscheint, das Volk mit der Trompete zusammenrufend.

Herold.

Hört, Bürger, die Trompete, die nach Väterbrauch
Zum Kannenfest' euch anruft! Wer die seinige
Zuerst geleert, soll einen Schlauch voll Wein,
So groß wie Ktesiphons Wanst, zum Dank' empfangen!

(Geht ab.)

Dikäopolis

(in seinem Hause, welches offen ist und in die Küche sehen läßt).

Ihr Bursche, ihr Mädchen, habt ihr nicht gehört?
Was lauft ihr? Hörtet ihr den Herold nicht?
Frisch an die Arbeit! Siedet, bratet, dreht den Spieß!
Die Hasen vom Feuer! Die Kränze aufgehängt!
Bringt Spießchen her, die Drosseln dran zu stecken!

[1] Wiewohl ich in dieser ganzen Anrede an die personificirte Eintracht keine Anspielungen an die συνουσιαν mit dem Scholiasten sehen mag, so ist doch klar genug, daß Aristophanes ihr die Wendung einer Liebeserklärung gibt, die ein schon bejahrter Mann einer jungen Schönen macht. Der Sinn der acht letzten Verse ist: er halte sich so wenig für zu alt, um noch die Früchte seines geschlossenen Friedens genießen zu können, daß er im Gegentheil noch Muth genug habe, auf seinem durch den Krieg verwüsteten Gute neue Anpflanzungen zu machen, und lange genug zu leben hoffe, um den Wein seiner neugelegten Rebenfechser zu trinken und sich mit Oel von seinen neugepflanzten Oelbäumen zu salben.

Chor.

Ich neide deine Klugheit,
Doch noch beneidenswerther
Find' ich, o Mann, dein Mahl!

Dikäopolis (zum Chor).

Wie, wenn ihr erst die Drosseln
Gebraten sehen werdet!

Chor.

Auch das ist wohl gesprochen!

Dikäopolis (in die Küche).

Das Feuer aufgestochert!

Chor.

Hört ihr, wie kunstverständig
Er trotz dem besten Koche
Sein Mahl zu fördern weiß?

Ein Ackermann tritt heulend und wehklagend auf.

Ackermann.

O weh mir armem Manne!

Dikäopolis (in der Küchenthür).

Zum Wetter, wer ist der?

Ackermann.

Ein unglücksel'ger Mann.

Dikäopolis.

Hab's an dir selbst!

Ackermann.

O Lieber, da du mit den Feinden dich allein
Gesetzt hast, bis so gut und miß mir auch
Ein wenig Friede zu, wär's auch nur auf fünf Jährchen!

Dikäopolis (herauskommend).

Was ist dir Leids geschehn?

Ackermann (wehmüthig).

Zu Grunde gerichtet!
Ein Joch Ochsen verloren!

Dikäopolis.

Und wie ging das zu?

Ackermann.

Aus Phyla haben die Böotier sie mir
Geholt.

Dikäopolis.

Du armer, armer Mann du! Und du gehst noch weiß
Nach einem solchen Unglück'?

Ackermann.

Ach! die guten Ochsen!
Die mich, weiß Gott! mit ihrem blosen Dünger
So reichlich nährten!

Dikäopolis.

Was brauchst du also weiter?

Ackermann.

Ich hab' um meine armen Ochsen mir die Augen
Ganz wund geweint — O! wenn du etwas Mitleid
Mit dem Phylasier Derketes hast,
So schmiere mir ein wenig Frieden auf die Augen!

Dikäopolis.

Mein guter Mann, ich bin kein Stadtarzt.

Ackermann.

Doch!
Ich bitte flehentlich! Wer weiß, ich finde
Vielleicht dann meine Ochsen wieder.

Dikäopolis.

Es kann nicht seyn;
Heul deine Noth den Pittalussen vor! [1]

Ackermann.

Ach! Nur ein einzig Tröpfchen Friede träufle mir
In dieses Röhrchen!

Dikäopolis.

Nicht ein Sonnenstäubchen! [2] Geh
Zum Henker!

Ackermann.

Ich armer Mann! O meine Ackeröchschen! [3]

(Geht ab. Dikäopolis kehrt in seine Küche zurück.)

Chor.

Der Mann hat etwas Süßes in seinem
Vergleich gefunden, das er mit Niemand
Zu theilen Lust zu haben scheint.

Dikäopolis
(zu einem Küchenmädchen).

Gieß' etwas Honig dem Gekröse zu
Und laß die Bleien langsam schmoren!

[1] Im Texte: den Schülern des Pittalus, der, wie es scheint, damals ein angesehener Wundarzt zu Athen war; daher auch der schwer verwundete Lamachos zu Ende dieses Stücks seine Zuflucht zu ihm nimmt.

[2] „Nicht ein Stribilikinx!“ sagt Aristophanes mit einem ausdrücklich dazu erfundnen Worte.

[3] Ein heutiger Komödienmacher hätte es unmöglich über sein empfindsames Herz bringen können, den armen Ackermann so unmenschlich abweisen zu lassen: Dikäopolis hätte wenigstens zur Hälfte mit ihm theilen müssen. Aber Aristophanes war kein Thor, sich den Effect dieser Scene (zumal in Beziehung auf den Hauptzweck des ganzen Stücks) durch eine unzeitige poetische Gutherzigkeit zu verderben; nicht zu gedenken, daß Dikäopolis in seiner Küche zu angenehm beschäftigt war, um nicht über eine so ungelegen kommende Störung ungehalten zu werden.

Chor.

Hört ihr, wie er commandirt?

Dikäopolis.

Legt die Aale in die Pfanne!

Chor.

Du wirst uns und die Nachbarschaft
Mit deiner Küche Dampf und deinem
Geschrei noch Hungers sterben machen!

Dikäopolis.

Seht zu, daß dieß Gebratne eine schöne
Braungelbe Farbe kriege!

Ein Hochzeitdiener tritt auf.

Hochzeitdiener.

Dikäopolis!

Dikäopolis (herauskommend).

Was gibt's?

Hochzeitdiener.

Ein Bräutigam schickt dir diese Braten
Von seinem Hochzeitmahl —

Dikäopolis.

Das ist von ihm
Sehr artig, sey er, wer er will.

Hochzeitdiener.

— und bittet dich,
Auch ihm dagegen nur ein Quärtchen Friede
In diese Flasche zu gießen, damit er, von den Werbern
Unangefochten, sich mit seiner jungen Frau
Ergötzen könne.

Dikäopolis.

Wenn es diese Meinung hat,
So nimm nur deine Braten gleich zurück;

Denn auch um tausend Drachmen werd' ich ihm
Nicht einen Tropfen geben — Aber wer ist die?

Hochzeitdiener.

Die Hochzeitdienerin, die dir im Namen
Der Braut ein Wort allein zu sagen hat.

Dikäopolis.

So komm, laß hören!

(Sie sagt ihm was ins Ohr.)

Eine lustige Bitte
Von einer Braut, beim Himmel! —[1] Nun denn! Sey's!
Bringt die Tractate heraus! — Sie soll
Von meinem Frieden haben! Denn es ist
Nicht billig, daß ein junges Weib, das an dem Krieg
Doch keine Schuld hat, seinetwegen darbe.
Komm, reich die Salbenbüchse her —

(Er thut, als wenn er aus dem Friedensinstrument etwas hineingieße.)

— Und weißt du, was
Damit zu thun ist? Sag der Braut, sobald
Die Werbung wieder angeht, möchte sie mit diesem
Dem Bräutigam bei Nacht — sie weiß schon was — bestreichen.

(Hochzeitdiener und Dienerin gehen ab.)

(Zu einem Bedienten.)

Trag die Tractate wieder weg! —

(Zu einem andern.)

Du, reiche mir
Die Kelle her, damit ich die Kannen füllen könne!

[1] Im Original ist Dikäopolis ungezogen genug, das, warum ihn die Braut heimlich bitten ließ, auf der Stelle (und mit einer cynischen Naivetät des Ausdrucks, woran die Hochzeitdienerin gewiß unschuldig war) zu verrathen: eine Indiscretion, die um so unverzeihlicher ist, da die scharfsinnigen Athener das Geheimniß unfehlbar auch ohne eine solche Nachhülfe ausfindig gemacht haben würden.

Chor.

Wer kommt denn da so hastig, mit einer Miene,
Die keine gute Botschaft bringt, herangelaufen?

Ein Bote.

Ach! Nichts als Noth und Krieg und Lamachosse!

Lamachos (aus seinem Hause).

Wer macht um eines Feldherrn Wohnung diesen Lärm?

Bote.

Die Oberkriegsherrn, Lamachos, befehlen dir,
Sogleich mit so viel Reiterei und Fußvolk,
Als aufzubringen ist, des Schneiens ungeachtet
Die Pässe zu besetzen; denn sie sind
Berichtet, daß böotische Räuber mit
Des Kannenfestes Anfang eine Streiferei
Ins platte Land gethan.

Lamachos.

O! über alle diese Oberkriegsherrn! —

Dikäopolis

(indem er den Ton und die Geberden des Lamachos spottend nachmacht).

— Ist
Es ist nicht entsetzlich, mich nicht einmal an einem Fest'
In Ruhe zu lassen! Das ist ja ordentlich
Nur gegen Lamachos zu Felde ziehn!

Lamachos.

Wie? Du spottest mich noch obendrein?

Dikäopolis.

Willst du mit einem Geryon dich messen, der
Vier Flügel hat? [1]

[1] Was Dikäopolis mit seinem *Γερυονῃ τετραπτιλῳ* wolle, ist schwerlich zu errathen. Daß er sich selber damit meine, und daß die vier Flügel einen Bezug auf die drei großen Rauschekmisterlingsfedern auf dem

Lamachos (vor sich).

O der verwünschten Botschaft, die
Der Herold mir gebracht hat!

Dikäopolis
(indem er den zweiten Boten kommen sieht).

Au! was wird
Mir der für eine bringen?

Der zweite Bote.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was gibt's?

Zweiter Bote.

Nimm unverzüglich deinen Speisekorb
Und deine Kanne und komm zum Mahl! Der Priester
Des Dionysos läßt dich rufen. Eile!
Die Gäste warten lange schon auf dich;
Denn sonst ist Alles fertig und bereit, [1]
Die Tische, Polster, Kissen, Decken, Kränze,
Salben, Naschwerk, Mädchen, Kuchen aller Arten
Und, was Harmodios am meisten liebt,
Reizvolle Tänzerinnen — Eile, was du kannst!

Helm des Lamachos haben, scheint klar genug zu seyn. Aber wie kommt Dikäopolis zu den vier Flügeln? Der Scholiast meint, er habe, indem er dem Lamachos diese Sottise gesagt, ihm zugleich eine Heuschrecke vorgewiesen; aber ich möchte eben so lieb glauben, er habe von den Federn, die er beim Abrupfen seines gekauften Geflügels vor die Thüre werfen ließ, etwa vier der größten vom Boden aufgelesen und sie schüttelnd über seinem Kopf gehalten, um sich (wie er alle Augenblicke thut) über den prahlerischen Helmbusch des Lamachos lustig zu machen — doch schon mehr als zu viel über einen platten Spaß.

[1] Das Gastmahl, wozu Dikäopolis hier gerufen wird, war eine gemeinsame Festmahlzeit der Phratria, deren Mitglied er war, und wozu jeder Genosse seine Symbole mitbrachte. Daher die großen Anstalten, die er in seiner Küche machen ließ.

Lamachos.

Ich unglückſel'ger Mann!

Dikäopolis.

Das haſt du blos
Der großen Gorgo auf deinem Schild zu danken.
(Zu ſeinen Leuten.)
Ihr ſchließt die Thüren, und Einer rüſte hier
Die Schüſſeln auf.

Lamachos (zu ſeinem Diener).

He! Burſche, hurtig meinen Proviantkorb her!

Dikäopolis
(auf der andern Seite der Scene).

He! Burſche, hurtig meinen Speiſekorb!

Lamachos.

Pack Zwiebeln ein und Salz, mit Thymian abgerieben!

Dikäopolis.

Mir guten Salzfiſch; Zwiebeln lieb' ich nicht.

Lamachos.

Auch ein Stück Pökelfleiſch, das erſte beſte! [1]

[1] Lamachos verlangt im Original θϱιον ταϱιχου σαπϱου. Θϱιον iſt der Name eines beſondern griechiſchen Leckerbiſſens, der aus feinem Semmelmehl mit Schwein-, Rinds- oder Ziegenfett und Milch zubereitet und, in Feigenblätter (deren eigentlicher Name Thrion iſt) eingewickelt, gebacken wurde und nach der Verſicherung des Didymos (auf den ſich der Scholiaſt beruft) ein ἥδιστον βϱωμα, ein delicioſes Eſſen für einen attiſchen Magen war. Was aber thrion tarichu ſey, da Tarichos ein allgemeiner Name für alle Arten von Pökelfleiſch und eingeſalzenen Fiſchen iſt, wovon die Athener ſo große Liebhaber waren, weiß ich nicht zu ſagen. Denn, daß unter Thrion hier ein Feigenblatt gemeint ſey, wie der franzöſiſche Ueberſetzer annimmt, iſt kaum zu glauben. Ich habe mir alſo (wie es zuweilen die Noth erfordert) ein quid pro quo erlaubt und aus dem unſrer Küche unbekannten thrion tarichu ein Stück Pökelfleiſch ſchlechtweg gemacht, das ſich beſſer in den frugalen Proviantkorb eines Kriegsoberſten, der große Eile hat, zu ſchicken

Dikäopolis.

Mir auch ein Stück! Ich will es dort schon kochen lassen.

Lamachos.

Bring' auch die Feder meines Helms heraus!

Dikäopolis.

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

Lamachos.

Wie schön und weiß die Straußenfeder ist!

Dikäopolis.

Wie schön und gelb die Tauben gebraten sind!

Lamachos (zu Dikäopolis).

Du, laß das Spötteln über meine Rüstung!

Dikäopolis (zu Lamachos).

Und du, laß mir das Schielen nach meinen Drosseln!

Lamachos (zu seinem Diener).

Die Kapsel der drei Federbüsche!

Dikäopolis (zu dem seinigen).

Die Schüssel mit dem Hasenragout.

Lamachos
(seinen Helmbusch betrachtend).

Die Büsche sind ja von den Motten ganz zerfressen!

Dikäopolis
(den Hasenpfeffer betrachtend).

Ich hätte Lust, noch vor der Mahlzeit
Mich über diesen Hasenpfeffer herzumachen.

scheint, als das deliciöse Broma des Didymos. — Uebrigens spricht der Scholiast in der Note zum 954. Verse der Ritter unsers Dichters noch von einem andern Thrion, das nach dem umständlichen Recept, so er dazu gibt, eine Art von Polenta scheinen könnte; ja, er gibt noch eine dritte Gattung an, wozu statt des Schwein- oder Rindsfettes Hirn genommen wurde. Aber dieses Alles scheint zu mehrerer Aufklärung der vorliegenden Stelle nichts beizutragen.

Lamachos
(ungeduldig zum Dikäopolis).

Mensch, willst du mich unangefochten lassen?

Dikäopolis.

Wer spricht mit dir? Ich und mein Kerl hier streiten uns
Schon eine gute Weil', ob Krammetsvögel oder
Heuschrecken besser schmecken? —
(Zu seinem Diener.)
Willst du wetten?
Lamachos soll den Ausspruch thun.

Lamachos.

Du wirst zu grob!

Dikäopolis.

Er zieht die Heuschrecken vor. [1]

Lamachos
(in sein Haus rufend).

Wo bleibst du, Bursche?
Mach' hurtig und bring mir meinen Spieß heraus!

[1] Wahrscheinlich ist in diesem Einfall wieder ein Stich auf den Lamachos, den dieser besser gefühlt haben mag als wir. Der Scholiast meint, Dikäopolis wolle zu verstehen geben, Lamachos sey entweder aus Geiz oder Armuth gewohnt gewesen, Heuschrecken zu essen. Mich dünkt, es sey unnöthig, ihm eine so kränkende Absicht anzudichten. Heuschrecken wurden zwar gewöhnlich zu Athen nur von den ärmsten Leuten gegessen; aber im Felde, zumal in einem ausfouragirten Lande, konnte auch wohl ein General wie Lamachos in den Fall kommen, Heuschrecken aus Noth zu essen; und dieß allein, scheint mir, wollte Dikäopolis sagen, der in dieser ganzen Scene seine Freude daran hat, das Wohlleben, das ihm sein Friede verschafft, mit dem Ungemach des Kriegs contrastiren zu lassen und den Lamachos durch die anschaulichste Darstellung dieses Contrastes zu plagen. Das Gefühl seines eigenen glücklichen Zustandes nach einem sechsjährigen Elend macht ihn in seiner Fröhlichkeit übermüthig und in so fern beleidigend; aber überhaupt ist durchaus mehr Muthwille als Bosheit oder Bitterkeit in seinen Spöttereien über den Halbgott Lamachos.

Dikäopolis.

Mach' hurtig, Bursche, und bring die Hirnwurst [1] mir heraus!

Lamachos (zum Bedienten).

Gib her, ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halt feste, Kerl!

Dikäopolis (zum seinigen).

Und du, Kerl, halt den Bratspieß fest! [2]
Ich will die Vögel herunterziehn.

Lamachos.

Mein Schildgestell! [3]

Dikäopolis.

Die Tafelbrode aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerschild mit dem Gorgonsrücken! [4]

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käserücken!

[1] Ich muß schon wieder wegen der Verwandlung der Chordé des Originals in eine Hirnwurst um Verzeihung bitten.

[2] Ich folge in dieser Umschreibung dem Scholiasten. Der Text sagt blos: *τουδ' ἀντεχου*. Brunk meint, das könnte auch wohl — was Anderes heißen, und ich fürchte, er hat Recht.

[3] Killibantes hießen zwei dreifüßige Gestelle, auf welche ein Krieger, wenn er in einem Treffen ein wenig ausruhen wollte, seinen Schild zu setzen pflegte.

[4] Es ist unmöglich, den emphatischen Bombast, womit der Dichter den Lamachos diese Ordre geben läßt, in unsre Sprache überzutragen. Ich habe mir, wie man sieht, mit dem Worte Heerschild ein wenig zu helfen gesucht. Der folgenden Parodie wegen mußte das Beiwort gorgonotos ebenfalls durch ein einziges Wort ausgedrückt werden, wiewohl es in ein Substantivum, das hier zum ersten Mal in deutscher Zunge gehört wird, verwandelt werden mußte. [Gib nun des Schildes gorgorückigen Kreis daher. Voß.]

Lamachos
(mit erzwungenem Lachen und verächtlich).
Wer muß nicht über solche Albernheiten lachen?

Dikäopolis.
Wer muß nicht einen solchen Kuchen köstlich finden?

Lamachos (zu seinem Diener).
Gieß' Oel auf meinen Schild! — Da seh' ich einen Alten,
Dem seine Feigheit den Beutel tüchtig fegen wird.

Dikäopolis (zu dem seinigen).
Gieß' Honig auf den Kuchen! — Auch ich sehe
Ganz deutlich einen Alten, der den Lamachos
Sammt seiner Gorgo an den Galgen schickt.

Lamachos.
Nun, Bursche, hol' auch meinen oftgeprüften Harnisch.

Dikäopolis.
Und mir den meinen, Bursche — meine Kanne.

Lamachos.
Mit diesem werd' ich gegen die Feinde mich bewaffnen.

Dikäopolis
(die Kanne emporhaltend).
Ich mich mit dieser gegen meine Freunde.

Lamachos.
Jetzt, Bursche, binde die Decken um den Schild —
Den Proviantkorb will ich selber tragen.

Dikäopolis.
Jetzt, Bursche, mach die Schüsseln im Korbe fest,
Und ich will meinen Mantel überthun und gehn.

Lamachos.
Nun, aufgepackt, mein Sohn, und marsch! — Es schneit!
Der Henker hole! Das sieht wintrig aus!

(Sie gehen ab.)

Dikäopolis.

Und du, pack' auf den Korb, und frisch zum Schmaus!
(Geht ab.)

Der Chor.

So geht denn Beide fröhlich ans Werk!
Aber wie ungleich der Weg, den ihr geht!
Jener, zum Schmause mit Rosen bekränzt,
Du, zum Frieren und Wachen ins Feld!
Jener, mit hübschen Mädchen zu schäkern,
Du, vor Langweil — was Anders zu thun!

Die Hälfte des Chors.

Dem Antimachos, des Psekas Sohn,
Dem Historienschreiber und Liederdichter,
Möge — daß ich's rund heraus sage —
Zeus es ihm übel bekommen lassen,
Daß er mich Armen, da er Chor-
Führer an den Lenäen war,
Ungegessen nach Hause gehen ließ!
Möcht' ich ihn einst nach einer Bleie
Lüstern sehen, und frisch aus der Pfanne
Läge sie schon beim Salzfaß knisternd
Auf dem Tisch', und wie er die Hand aus-
streckte, käm' ein Hund,
Schnappt' ihm den Fisch vor der Nase weg
Und rennte mit ihm davon!

Die andre Hälfte des Chors.

Doch an dieser Rache gnügt mir nicht;
Auch ein nächtlicher Unfall soll ihn treffen!
Mög' er, mit einem derben Fieber
Von der Reitbahn wiederkehrend,

Irgend auf einen rasenden Ajax [1]
Stoßen, der in trunknem Muth' ein Loch
In den Kopf ihm schlage; und wenn er dann
Einen Stein nach ihm
Werfen will, ergreif' er im Finstern
Einen frischgesetzten — Kegel, [2]
Und indem er den vermeinten Stein
Weitausholend schleudert,
Fehl' er seinen Mann und
Treffe — den Kratinos!

Fünfter Act.

Die Scene bleibt wie vor.

Der **Bediente** des **Lamachos** kommt eilfertig herangelaufen, klopft hastig an seiner Thür an und bringt das ganze Haus in Bewegung.

Bedienter.

Ihr Diener alle im Hause Lamachos,
Auf! Jetzt ist keine Zeit zum Müßigstehen!
Macht eilends Wasser warm, bringt Leinewand,
Wachspflaster, frischgeschorne Wolle und Bandagen

[1] Im Griechischen steht Orestes. Weil Ajax (oder Aias) aufs wenigste eben so rasend war als Orest, so habe ich mir die unbedeutende Verwechslung meinem Metrum zu Gefallen um so eher erlaubt, da die Raserei des Ajax von einer komischern Art war als die des Orestes, und auch Aristophanes vielleicht den Orestes nur seinem Metrum zu Gefallen wählte.

[2] Un stronzo fresco, sagt der getreue alte italienische Uebersetzer eben so herzhaft heraus als Aristophanes selbst. [Mit der Hand ein Häuflein, welches frisch ward hingekakt. Voß.]

Zum Verbinden! Ach! Der arme Herr!
Indem er über einen Graben setzte, stieß
Er wider einen Pfahl und stürzte; und da hat
Er sich den Knöchel durch den Stoß verstaucht
Und (was das Aergste ist) an einem scharfen Kiesel
Im Fall den Schädel und seinen Gorgo obendrein
Zerschellt. Und als die ungeheure Feder
Des Rauscheknisterlings sich an dem Stein
Zerknickte, ließ er diese Trauertöne hören:
O Auge der Welt, so seh' ich dich zum letzten Mal!
Das Licht entschwindet mir! Ich bin nicht mehr!
So sprach er, in den Graben stürzend, raffte
Doch aber bald sich wieder auf,
Begegnet einem Trupp von Flüchtlingen,
Ruft sie zusammen, dringt mit vorgehaltnem Speer
Rasch in die Räuber ein und jagt sie aus einander.[1]
Doch, seht, da kommt er selbst! Die Thüren auf!

Lamachos.

Attapattata!
Welche höllische Schmerzen! Welcher Frost!
Unglücklicher, es ist aus mit dir!
Und, ach, was noch das Kläglichste ist,
Was ärger als die feindliche Lanze schmerzt,
Wenn Dikäopolis mich in diesem Jammer sieht,
Was für ein großes Maul der Schäker ziehen wird!

[1] Man sieht, daß unser Dichter, so leichtfertig er auch in diesem ganzen Stücke mit dem Lamachos zu Werke geht, doch der bekannten Tapferkeit dieses Feldherrn die höchste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur die Affectation, im heroischen Costume der Helden Homers bewaffnet zu seyn, den hohen dreifachen Helmbusch und die Gorgone auf dem Schilde, kann er ihm nicht verzeihen.

Dikäopolis
(zwischen zwei Hetären berauscht vom Gastmahl kommend).
Attalattata!
Die hübschen runden Dinger! Wie sie strotzen!
Wie quittenhaft sie anzufühlen sind!
Kommt, schnäbelt mich recht üppig, ihr Goldpuppen, ihr!
Und laßt den Druck der vollen Lippen immer
Mit raschen Zungenstößen wechseln! denn ich bin's,
Der seine Kanne, der Erste, ausgetrunken hat.

Lamachos.
O, daß mich solch ein Schicksal treffen mußte!
O Weh! o Weh!
Welche peinvolle Wunden!

Dikäopolis.
Hi! Hi!
Viel Freude, edles Lamachoschen!

Lamachos.
Ich unglücksel'ger Mann!

Dikäopolis
(indem er eine leichtfertige Bewegung gegen Lamachos macht).
Ich hochgeplagter Mann!

Lamachos.
Was schwänzelst du mich so?

Dikäopolis.
Was schnappest du nach mir?

Lamachos.
Welch eine harte Zeche hab' ich armer Mann
Für diesen Gang bezahlen müssen!

Dikäopolis
(sich stellend, als ob er ihn nicht verstanden hätte).
Das wäre arg! Am Kannenfeste dir
Die Zeche abzufordern!

Lamachos.

O Weh! — O Päan! Päan!

Dikäopolis.

So viel ich weiß, ist heut nicht Päansfest.

Lamachos.

O, haltet, haltet mir das Bein! — O weh!
Noch fester, liebe Freunde!

Dikäopolis.

Und ihr, Freundinnen,
Schlingt eure Arme fest um meinen Gürtel!

Lamachos.

Mir ist's noch schwarz vorm Auge von dem Stoß'
Am Kopf', und Alles drehet sich mit mir herum.

Dikäopolis.

Mir ist, als ob vor lauter Wohlbehagen
Mir alle Adern bersten möchten!

Lamachos.

Tragt auf den Händen mich, so sanft ihr könnt,
Zum Pittalos!

Dikäopolis.

Mich führet zu den Richtern!
Wo ist der König? Mir gebührt der Schlauch!

Lamachos.

Mir wüthet Lanzenstichen gleich der Schmerz in meinen Knochen.

(Er wird weggetragen.)

Dikäopolis
(seine Kanne umgekehrt haltend).

Seht her, wie leer die Kanne ist! — Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Der Chor.

Tönt, Saiten, stimm' ich ein mit dir, o Alter, Heil dem Sieger!

Dikäopolis.

Ich goß noch puren Wein dazu und sog's auf einen Zug aus!

Chor.

Tönt, Saiten, denn dem braven Mann! Hier! nimm den Schlauch zum Lohne!

Dikäopolis.

So folgt mir Alle nach und singt: Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Chor.

Wir folgen dir mit frohem Muth,
Tönt, Saiten, Heil dem Sieger! dir
Lobsingend und dem Schlauche! [1]

[1] Das Kannenfest, von dem die Rede ist, wurde am zwölften Tage des Monats Anthesterion während der Lenäen oder des städtischen Bacchusfestes gefeiert, welches mit den Dionysien oder Bacchanalien der Landleute nicht vermengt werden muß, wiewohl Aristophanes seinen Dikäopolis die Dionysien (die er des Krieges wegen etliche Mal nicht hatte feiern können) jetzt, da er einen Separatfrieden mit den Feinden geschlossen hat, durch einen komischen Einfall auf die Zeit der Lenäen versetzen läßt, an welchen das Stück gespielt wurde. Dieß gibt ihm also die Gelegenheit, auch von dem Kannenfeste Gebrauch zu machen, um sein Stück mit dem contrastirenden Gemälde des schwer verwundet aus einem Treffen zurückkommenden Feldherrn Lamachos und des von Wein und Wollust trunknen Dikäopolis, der als Sieger vom Kannenfeste zurückkam, zu schließen. Das Wesentliche dieses Festes bestand in einem großen Schmause in geschlossenen Gesellschaften, zu welchem zwar Jeder, der zur Gesellschaft gehörte, sein Essen und eine große Kanne Weins (eine χοα, ein Maß für flüssige Dinge von neun Pfunden am Gewicht) mitbrachte, aber zum Andenken einer alten Begebenheit aus der Heldenzeit seine Gerichte apart verzehren und seine Kanne allein austrinken mußte. Wer nun mit der seinigen zuerst fertig war, wurde zum

Sieger ausgerufen und im Triumph nach Hause begleitet. Die Begebenheit, die zu Einsetzung dieses sonderbaren festlichen Schmauses Anlaß gegeben, soll diese gewesen seyn. Als Orestes nach Ermordung seiner Mutter sich nach Athen zu dem König Pandion, seinem Verwandten, flüchtete, traf sich's, daß eben damals die Lenäen gefeiert wurden, und der König eben ein grosses Festmahl gab. Nun wollte der König sich auf der einen Seite nicht der Inhumanität schuldig machen, dem Orestes das Gastrecht zu versagen; auf der andern ging es schlechterdings nicht an, einen Menschen, der seine Hände mit einem Muttermorde befleckt hatte und noch nicht feierlich purificirt und entsündiget war, unter die andern Gäste, die durch ihn verunreinigt worden wären, zu setzen. Pandion half sich also aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß er jedem Gaste seine Portion Essen und Trinken auf einem besondern Tische auffsetzen ließ, wodurch denn alle sonst stattfindende Gemeinschaft unter den Gästen aufgehoben wurde, ohne daß Orestes, dem es wie allen Andern ging, sich beleidigt finden konnte.

Wielands fernere Uebersetzungen und Erläuterungen des Aristophanes.

Seit dem Jahre 1796 gab Wieland das Attische Museum heraus und in dessen zweitem Bande

Die Ritter oder die Demagogen und die Wolken,

in dem seit 1805 nachfolgenden Neuen Attischen Museum enthielten der erste und zweite Band auch

Die Vögel des Aristophanes.

Alle jene Uebersetzungen sind mit Einleitungen und erläuternden Bemerkungen, die zum Theil kleine Abhandlungen sind, begleitet; nur den verheißenen erläuternden Versuch über den Geist und Zweck der Vögel ist er schuldig geblieben. Dagegen findet sich im dritten Bande des älteren Attischen Museums noch eine Abhandlung über ein Thema, worüber klar zu sehen Wielanden eine Art von Herzensangelegenheit war:

Versuch über die Frage: ob und wiefern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken persönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne?

Dieses Problem ist von jeher so verschieden gelöst worden, als verschiedene größere Verehrer bald des Sokrates, bald des Aristophanes waren, oder gleich große von Beiden.

Wieland, nachdem er die Meinungen der vermittelnden Parteien, 1) daß ein anderer Sokrates als des Sophroniskos Sohn gemeint gewesen (nach Panätios), und 2) daß Sokrates hier blos als Repräsentant und Wortführer der Sophisten erscheine, als unstatthaft erwiesen, führt die Untersuchung auf folgende zwei Fragen zurück:

I. Was für eine Art von Volksbelustigung war die alte Komödie der Griechen überhaupt? Welche Freiheit, oder vielmehr, welche willkürliche Ungebundenheit im Scherzen, Spotten, Persifliren und Verleumden gestattet sie den komischen Dichtern? Was war die nähere Ursache und Absicht, warum die Polizei in Athen eine geraume Zeit lang so viel Nachsicht mit der zügellosen Frechheit dieser Witzlinge trug? Hatte die öffentliche Mißhandlung eines athenischen Bürgers auf dem Schauplatz einen merklichen Einfluß auf sein Schicksal? Und was für Folgen hatten die Wolken insonderheit für den Mann, dem so übel darin mitgespielt wurde?

II. Was für eine Vorstellung haben wir uns von der Person und dem Charakter des Aristophanes zu machen? Was war der allgemeine, was der besondere Zweck seiner Stücke überhaupt? und wozu nöthigte ihn das Bestreben, beide zugleich zu erreichen, da keinem von beiden ohne Nachtheil des andern volle Genüge geleistet werden konnte? Was scheint der wahre Grund des immerwährenden Krieges, den er als komischer Dichter mit den verdorbenen Sitten und dem demokratischen Abderitism seiner werthen Mitbürger führt, gewesen zu seyn, und wie läßt sich seine, meistens ziemlich gesunde Art, über menschliche und bürgerliche Verhältnisse zu denken, mit der grenzenlosen Leichtfertigkeit und Asotie (Zotenhaftigkeit)

vereinigen, die alle seine Stücke mehr oder weniger besudelt und vermuthlich eine Hauptursache war, warum Sokrates seine jungen Freunde abhielt, das komische Theater zu besuchen? Hatte er wohl jemals einen innern Trieb oder eine äußere nähere Gelegenheit, sich von Sokrates eine richtigere Vorstellung zu machen, als die des großen Haufens der Athener? Und, wenn er auch zuweilen in den Fall kam, diesen außerordentlichen Mann in der Nähe zu sehen, woran lag es, daß er ihn wahrscheinlich immer in einer schiefen Richtung und durch ein verfälschendes Medium sah?

Durch Beantwortung dieser Fragen bahnte er sich den Weg, die zu beantworten, worauf es hier zunächst ankam: Was war es denn eigentlich, was Aristophanes mit seinen Wolken beabsichtigte? und wie kam Sokrates dazu, so unwürdig von ihm behandelt zu werden?

Die Ausführung von Allem diesem muß, wem daran liegt, man an Ort und Stelle lesen; hier soll blos das herausgehoben werden, was des Aristophanes Charakter betrifft. Ueber diesen urtheilt Wieland nichts weniger als günstig. „Daß, sagt er, Aristophanes in allen seinen Stücken viele feine Sittenlehren vorbringt, daß er sich überall als einen erklärten Feind und unversöhnlichen Gegner solcher Männer, die er dem Gemeinwesen für schädlich hält, darstellt, daß er den Athenern derbe Wahrheiten ins Gesicht sagt und sich bei jeder Gelegenheit für die alte Sitte und die alte Musik erklärt, wollen wir ihm nicht niedriger noch höher anrechnen, als billig ist. Alles das ist löblich; aber es ist (wenigstens in dem größern Theil seiner Stücke) blose Nebensache und gleichsam nur ein gutes Unterfutter, womit er das lose Tarentinidion seiner hetärischen Muse ein wenig ansehnlicher

und haltbarer macht. Von seinen Kritiken, Scherzen und Spöttereien über die unweise Regierung der Republik, über die Mißbräuche und Schelmereien, die bei den Finanzen, der Polizei, der Justiz und andern Zweigen der Staatsverwaltung im Schwange gingen, kurz, über die vielen und jedem Verständigen in die Augen leuchtenden Gebrechen des Staats auf seine patriotischen und sittlichen Tugenden zu schließen, wäre eben so viel, als wenn man z. B. die Herausgeber der meisten politischen Journale in Paris oder die Erfinder und Verfertiger der satirischen Carricaturen in London aus dem nämlichen Grunde für gar treffliche Patrioten halten wollte." Sonach blieb denn an Aristophanes nichts übrig als — neben dem poetischen Genie, welchem Wieland volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — ein Spaßmacher, der „keine sonderliche Erziehung erhalten," — „zu feinen Gesellschaften schwerlich zugelassen worden," — „um Gelehrsamkeit und Wissenschaft wenig bekümmert" — und von der Art gewesen sey, „daß er als Mensch von Seiten des Herzens, der Sinnesart und des sittlichen Charakters wenig oder gar keine Ansprüche an die Achtung edler und guter Menschen zu machen hatte." Ohne Gelegenheit also, den Sokrates persönlich kennen zu lernen, und, wenn er ihn kennen gelernt hätte, ohne die Fähigkeit, dessen Werth zu erkennen und zu schätzen, habe Aristophanes nur das in ihm gesehen, was auch der Pöbel in ihm sah. Sokrates verachtete ihn und seine Kunst, und Aristophanes gab ihm wieder, was er empfangen hatte. „Obgleich es aber dem komischen Schalke ganz angenehm seyn mochte, sein Müthchen bei dieser Gelegenheit an einem Manne, von dem er sich persönlich und auf der empfindlichsten Seite beleidigt hielt, kühlen zu können, war doch sein Hauptzweck keineswegs, dem Sokrates weh,

geschweige Schaden zu thun, sondern er wollte blos seinen Zuschauern in möglichst hohem Grade gefallen, sie recht oft und laut zu lachen machen und über seine Mitbewerber den Sieg davon tragen. In der Ausführung geht man bei Arbeiten dieser Art gewöhnlich immer weiter, als man gedacht hatte: ein possirlicher Einfall weckt den andern; ein satirischer Kopf braucht, um die boshaftesten Einfälle zu haben, kein böses Herz; und einem Menschen, wie Aristophanes vermuthlich war, ist genug, daß er die Meinung von Jemand hat, er verdiene eine Züchtigung, um es mit mehr oder weniger, gelindern oder schärfern Hieben, die er ihm administrirt, so genau nicht zu nehmen." Das Endresultat, auf welches Wieland kommt, ist: „Kurz, Aristophanes sah den Sokrates aus einem schiefen Gesichtspunkt, in einem falschen Licht und dabei noch mit gelbsüchtigen Augen. Daß er ihm großes Unrecht that, ist etwas längst Ausgemachtes und liegt am Tage; daß er ihm nicht Unrecht thun wollte, noch Unrecht gethan zu haben glaubte, scheint mir nicht weniger wahr und ist wohl das Statthafteste, was zu seiner Entschuldigung geltend gemacht werden kann."

Man sieht, daß Wieland, je weiter hin, desto milder urtheilte und am Ende von seinem anfangs so harten Tadel stillschweigend Manches zurücknahm. Der Herausgeber übernahm einst gegen diesen strengen Tadel die Rechtfertigung des Aristophanes und suchte diese herzuleiten theils aus der Natur der poetischen Gattung, zu welcher des Aristophanes Komödien gehören, theils aus der Darlegung manches Anstoßes, den doch Sokrates auch müsse gegeben haben. War Wieland im Tadel, so war der Herausgeber vielleicht im Lobe zu weit gegangen, indem er an dem bewunderten Dichter gar keinen Makel wollte haften lassen.

Wieland, dem der Aufsatz mitgetheilt wurde, bemerkte dieß, hinzufügend, man erkenne hierin des Verfassers enthusiastische Jugend mit ihrem Mangel an Weltkenntniß, fand doch aber auch seinen Tadel — da er dessen Aeußerungen so nah an einander gerückt sah — von der Art, daß er, wie er sich ausdrückte, einen Denkzettel damit verdient habe. Beinah hätte er seinen Tadel abgeleugnet, da er ja im Betreff des Anstößigen von Seiten des Sokrates dasselbe behauptet habe. Ungeachtet nun in dem Aufsatz, von welchem die Rede ist, sich dieß nicht, höchstens nur eine flüchtige Hindeutung darauf fand, blieb Wieland doch bei seiner Behauptung und — hatte Recht; denn einige Zeit darauf wies ihm der Herausgeber dieses wirklich nach.

Da nun Wieland selbst sich nicht sogleich dessen, was er hierüber geschrieben, erinnerte, und es dem Herausgeber damals ebenfalls entgangen war; so steht zu vermuthen, daß auch Andere sich in demselben Falle befinden dürften. Darum stehe denn hier die Bemerkung, daß man mit dem in diesem Aufsatze Gesagten die darauf Bezug habenden Stellen in den Briefen Aristipps und der Lais vergleichen müsse, und zwar in Beziehung auf das Anstößige an Sokrates namentlich den achten Brief im zweiten Buche. (Bd. 22.)

G.

7.

Aristoteles.

(Auszug aus einem Brief an einen Freund.)

Sie haben Recht, man soll von großen Männern auch dann, wenn man von ihren Fehlern spricht, mit Ehrerbietung reden, wenn es auch nur des Beispiels wegen wäre; zumal in unsern Tagen, da jedes der Schule entlaufne Bübchen sich anmaßt, über die zu urtheilen, denen es in Zeiten, wo Schamhaftigkeit noch eine Eigenschaft der Jugend war, nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hätte. Freilich sollte der Name eines Aristoteles eben so wie der Name eines Galilei, Kepler, Descartes, Newton, Leibnitz, nie ohne ein sichtbares Zeichen, daß man von der Herrlichkeit dieser so hoch über der gemeinen Menschheit daher schwebenden Geister durchdrungen sey, ausgesprochen werden. Aber gleichwohl, lieber Freund, hat auch diese moralische Pflicht, wie alle andere, ihre Grenzlinie. Am Ende sind wir doch immer — Menschen, die von — Menschen reden; und eben darum, weil das Ansehen großer Männer so viel Imposantes hat, gibt es Fälle, wo es geziemlich seyn mag, ihre Mängel und Bresten in stärkern Ausdrücken zu rügen, als man thun würde, wenn sie nur gemeine Menschen wären. Einer von diesen

Fällen — und der, wo man sich am schwersten enthalten kann, ein wenig aus dem gewöhnlichen Respect zu treten — ist wohl dieser: wenn der große Mann einen Andern, wohl gar einen Bessern, als er ist, geringschätzig von der Seite ansieht — oder: wenn er von ganzen Classen, die er recht zu kennen sich nie die Mühe gegeben, und überhaupt von Gegenständen, die ihm nur obenhin bekannt sind, in einem zu positiven und entscheidenden Ton — unrichtig urtheilt. Wenn Ihnen diese allgemeinen Sätze nicht hinreichend scheinen sollten, meine (Ihrer Empfindung nach) an dem göttlichen Aristoteles und an dem großen Le Brun begangenen Sünden [1] zu entschuldigen — so hören Sie wenigstens, was ich noch im Besondern zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Den Le Brun betreffend, so gesteh' ich Ihnen reumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas spöttischen Tone, wie nicht zu leugnen ist, von ihm sprach, nicht an die Galerie von Luxemburg, sondern nur an seine große spanische Perrücke und seinen chamarirten Rock mit den Tressen auf allen Nähten dachte, im Gegensatz mit dem armen Teufel Le Sueur, der in einem schmutzigen halbzerrissenen Camisol, wie ein bloser βαναυσος [2] da sitzen und im Taglohn Nebenzimmerchen bemalen mußte und doch wenigstens ein eben so großes Genie war, als der große Le Brun. Hätte, dacht' ich, Le Brun nur die Hälfte von Apelles Großherzigkeit gehabt, unmöglich hätt' er den Geist und die Fähigkeiten dieses Mannes mißkennen oder zugeben können, daß er von Andern mißkannt würde. Dieser Gedanke, ich gesteh' es,

[1] S. vorn unter den Anekdoten aus der Kunstgeschichte.

[2] Banausos nannte man den, der mit Handarbeit seinen Unterhalt erwarb, im Gegensatz besonders von dem, welcher mit freier Kunst sich beschäftigte, also von dem eigentlichen Künstler.

gab mir ein wenig Laune gegen den großen Le Brun. Nehmen Sie nun noch dazu, daß das Geschichtchen, das ich da erzählte, und wobei Sie nicht zu vergessen belieben werden, daß ich's nicht erfunden habe, an sich selbst so spöttisch ist, daß man es unmöglich in einem andern als komischen Ton erzählen kann — und sagen Sie nun, ob ich mich wirklich an den Diis Manibus des großen Mannes so sehr versündiget habe, daß ich ihnen ein Versöhnopfer schuldig seyn sollte? Was aber den göttlichen Aristoteles betrifft — so wissen Sie selbst oder wissen es vielleicht auch nicht, daß eine Zeit war, wo ich lange und viel in seinen Werken studirt und durch das heilige Dunkel, womit sie bedeckt sind, bis zu seinem Lichte durchzudringen mich bemüht habe, und daß seit dieser Zeit schwerlich Jemand lebt, der aus dem, was er davon verstanden, eine größere Meinung von dem, was ihm dunkel geblieben, gefaßt haben mag, als meine Wenigkeit. Dessenungeachtet und mit allem Respect wiederhole ich und beurkunde öffentlich mit diesem Briefe: daß ich noch immer der Meinung sey, die Art, wie der große Mann in dem achten Buch seiner Politik von der Malerei und den Malern gesprochen, sey seiner keinesweges würdig; ja, daß ich mir sogar die Ausdrücke, die ich damals gebrauchte, um eben dieß zu sagen, so hart sie Ihnen auch aufgefallen sind, zu rechtfertigen getraute, insofern Sie bedenken, daß man darum noch kein Pedant ist, wenn man gleich ein oder zwei Mal in seinem Leben oder auch wohl noch öfter wie ein Pedant von einer Sache spricht. — Damals, als ich mir dem widrigen Eindruck gemäß, den die Stelle, wovon die Rede ist, im Lesen auf mich machte, diese Ausdrücke entfallen ließ, war die Frage von etwas Anderm; und ich brach also plötzlich wieder ab. Nun aber, mein Fr., da Sie mich des

Verbrechens beschuldigen — gegen das große Gesetz des Pythagoras unehrerbietig von einem Heroen gesprochen zu haben, liegt mir ob, Ihnen meine Gründe zu sagen. Hören Sie also an und sprechen Sie dann mein Endurtheil. Setzen Sie den Fall, ein Philosoph aus den Zeiten Leo's hätte in einem moralischen Werke die Materie von dem sittlichen Werth und Einfluß einiger schönen Künste, besonders in Rücksicht auf die Jugend und deren Erziehung, berührt und hätte da, nachdem er ziemlich viel, wiewohl in sehr allgemeinen Formeln, über die Musik geschwatzt, endlich auch beiläufig der Malerei erwähnt und ungefähr auf folgenden Schlag davon gesprochen: „Der Malerei kann allenfalls einige Fähigkeit, sittliche Dinge nachzuahmen, zugestanden werden. Denn das Aeußerliche des sittlichen Menschen, Stellungen, Geberden, Mienen, sind von ihrer Competenz. Es ist aber was sehr Weniges, was sie damit ausrichten kann, und im Grunde läßt sich nicht sagen, daß man durch Formen und Farben Sitten nachahmen könne; sondern es sind höchstens nur Zeichen, und zwar zweideutige Zeichen, da das, was sie darstellen, an sich blos körperliche Affectionen sind. Indessen, sofern gleichwohl im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, ziemt sich's, daß man jungen Leuten nicht die Werke eines Galandrin, [1] sondern eines Masolino, [2] und wenn

[1] Ein mittelmäßiger Maler aus dem 15. Jahrhundert.

[2] Masolino oder Massolino da Panicale, erst Goldschmied, dann Maler. „Borghini spricht von diesem Künstler mit großem Lobe; und es ist wahr, man erkennt in seinen Gemälden, wie wichtig es im Betreff der richtigen Wirkung der Schatten und Lichter für den Maler ist, wenn er sich auf die Plastik versteht. Doch ist nicht zu leugnen, daß seine Manier viel Plumpes an sich hat; seine Figuren sind meistens kurz und stecken auf eine unbehülfliche Art in den Kleidern." Fiorillo I. 276. Man sieht leicht, warum Wieland diesen dem Polygnotus und Galandrin dem Pauson entgegengestellt hat.

es sonst noch unter den Malern oder Bildhauern einen oder andern gibt, der moralisch ist, anzuschauen gebe."

Nun, bitte ich Sie, wenn ein Philosoph, der einige Jahre im Hause Leo's gelebt hätte, ein Zeitgenosse von Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian — ein Mann also, dessen Leben in die Zeit der größten Meister und der höchsten Blüthe der Kunst gefallen wäre, in diesem Tone von Malerei und Malern gesprochen hätte, was würden Sie von ihm denken? Und wenn der Mann dann gleichwohl der größte Gelehrte und der tiefste Denker seiner Zeit gewesen wäre, was würden Sie sagen? Nun lesen Sie die Stelle, wovon die Rede ist, im Original, und Sie werden finden, daß, wenn anders aus der unsäglichen Dunkelheit desselben ein Sinn herauszukriegen ist, diese Stelle in der Hauptsache gerade eben das sage, was ich meinen erdichteten Philosophen aus Leo's Zeiten sagen ließ. Die Zeit Alexanders des Großen, in welcher Aristoteles lebte, war bekanntermaßen die goldne Zeit nicht der schönen Künste überhaupt — denn Phidias, Polykletus, Alkamenes und Myron waren nicht mehr — aber der Malerei bei den Griechen. Apelles, Protogenes, Aristides, Nikomachus, Asklepiodorus, lauter Meister vom ersten Range, brachten binnen 25 bis 30 Jahren diese Kunst zu der höchsten Vollkommenheit, die sie bei den Alten erreicht hat und zu erreichen fähig war. Keiner von den Vorbenannten, dem nicht der Name eines ethischen Malers so gut und besser angestanden hätte, als dem Polygnotus. Und, vom Apelles im Besondern nichts zu sagen, wer konnte diese Qualification mehr verdienen als Aristides, von welchem Plinius sagt: „er sey unter Allen der Erste gewesen, der, die Seele zu malen und die sittlichen Empfindungen und Gemüthsregungen, welche die Griechen ἤθη

nennen, auszudrücken, zu seinem Hauptzweck gemacht!" [1] Wie lächerlich also, so von der Sache zu sprechen, als ob Pauson, der ein armseliger Carricaturschmierer, und Polygnot, dessen größtes Verdienst ist, daß er der Erste oder wenigstens unter den Ersten war, welche die Malerei aus der Kindheit gezogen — als ob diese Beiden die Einzigen wären, deren Namen einem beifielen, wenn von Malerei die Rede wäre! Meine Meinung ist gar nicht, dem Polignotus irgend eines seiner Verdienste absprechen zu wollen. Aber es bleibt doch gewiß, daß er den Ruhm, dessen er bei seinem Leben genoß, zur Hälfte der damaligen Unvollkommenheit der Kunst — und dem Werthe, den noch zu Quintilians Zeiten die Liebhaber auf seine Stücke setzten, mehr ihrem Alterthum und ihrer Seltenheit als ihrer Vollkommenheit zu danken hatte. Denn an sich selbst waren es doch, wie dieser vortreffliche Kunstrichter davon urtheilt, noch beinahe rohe Werke, die so zu sagen nur errathen ließen, was die Kunst nun bald werden würde. [2]

Und, gesetzt auch, Aristoteles hätte seine politischen Discurse geschrieben, eh' Apelles, Aristides und die Andern, die ich oben nannte, berühmt genug geworden, daß ihr Name und Werth bis zu einem Manne wie er hätte durchdringen können, wie konnten ihm Euphranor, Parrhasius, der Heroen-Maler, Timanthes, in dessen Werken man immer mehr zu denken als zu sehen fand, Pamphilus, der Stifter einer berühmten Malerschule und Lehrmeister des Apelles, u. A.

[1] Aristides Thebanus omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit, quod Graeci vocant ἤθη. Das omnium primus soll doch wohl nur so viel sagen, daß er der Erste gewesen, der sein Hauptwerk darein gesetzt; sonst sagte es unstreitig zu viel. W.

[2] Prope rudia ac velut futurae mox artis primordia. Quint. Inst. 12, 10.

unbekannt geblieben seyn, welche gewiß alle seinen Polygnotus weit hinter sich gelassen, und alle theils kurz vor seiner eignen Zeit, theils in seiner Jugend blühten?

Was läßt sich also Anderes denken, als daß Aristoteles — Doch nein! — Lassen Sie uns dessenungeachtet nichts zum Nachtheil des großen Mannes denken! Es ist, zu allem Glück, noch ein Ausweg übrig. Diesen Augenblick erinnert mich ein guter Dämon an einen Umstand, der mir ganz aus dem Sinne gekommen war, und den man beim Lesen des Stagiriten, besonders einiger seiner Werke, worunter auch die Politica sind, nie vergessen darf. Sie wissen ja, mein Fr., die Geschichte der Aristotelischen Handschriften, wovon der größte Theil, denn er machte nur Weniges bei seinem Leben bekannt, über 130 Jahre in einem alten dumpfigen Keller den Motten, Würmern und Mäusen preisgegeben lag, bis endlich ein gewisser Halbgelehrter, Namens Apellikon — ein großer Verehrer des Aristotelischen Namens, aber zum Unglück ein — Schöps, den so lange verborgnen Schatz von ungefähr entdeckte, die von Moder, Ungeziefern und Ratten übel zugerichteten, kaum leserlichen, an unzähligen Orten erloschnen oder durchgefressenen Handschriften ans Tageslicht hervorzog, mit unendlicher Müh' abschrieb, die Lücken ausfüllte und stopfte, so gut und womit er konnte, oder sie auch unausgefüllt ließ und die Sache Gott und des Lesers gutem Genius anheim stellte u. s. w. — und wie es also solchergestalt nicht fehlen konnte, daß, ungeachtet der späteren Bemühungen des Sophisten Tyrannion, die Werke des Aristoteles größern Theils in einem so mangelhaften, verstümmelten und vermoderten Zustande auf uns kommen mußten, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, den großen Mann wegen irgend einer Stelle, die seiner unwürdig ist, zur Rechenschaft

ziehen zu wollen. Wenn irgendwo, so ist dieß hier der Fall. Offenbar haben die Mäuse, Motten und Kellerwürmer alle Schuld; mir ist, ich sehe recht eigentlich die Verwüstung, die diese gebornen Feinde der Wissenschaften in dem ganzen Kapitel angerichtet, und die häßlichen Lücken in den Begriffen und Schlüssen, die unmöglich anders als durch ihre Zähne verursacht werden konnten. In dieser Ueberzeugung also, mein Fr., nehme ich die unziemlichen Ausdrücke reuevoll zurück, die Ihnen so hart aufs Herz gefallen waren, und unterwerfe mich jeder nicht allzustrengen Buße, die Sie mir deßwegen aufzulegen für gut finden mögen. Ehre sey dem göttlichen Aristoteles! Und übel mög' es den Motten, Mäusen und Kellerwürmern bekommen seyn, die sich nicht gescheut, den Sinn eines Mannes, der die Welt zu erleuchten gekommen war, so oft in platten und unheilbaren Unsinn zu verkehren!

Dieser Brief Wielands bezieht sich auf den Aufsatz mit der Ueberschrift: Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Ostaden. Das Weitere über Wielands Urtheil sehe man daselbst nach.

8.

Athen.

Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristophanes seine Komödien auf die Schaubühne brachte.

Um den Aristophanes völlig zu verstehen und das Vergnügen, das der größte Theil seiner Mitbürger und Zeitgenossen an seinen Stücken fanden, mit ihnen zu theilen, müßten wir mehr als zweitausend Jahre, die uns von ihm trennen, überspringen, uns gänzlich in ihre Lage, Verfassung, Polizei, Sitten und Lebensweise, in ihren Charakter, in das, was sie am meisten interessirte, in ihre Wünsche und Entwürfe, Besorgnisse und Hoffnungen, kurz in ihre ganze Art zu seyn so lebhaft hineindenken können, als sie selbst sich unmittelbar in Allem diesem fühlten; wir müßten, so zu sagen, mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören und überdieß von allen in diese Stücke verflochtenen oder darin erwähnten Personen und Sachen, bis auf die kleinsten Geschichtchen des Tages, so genau unterrichtet seyn, wie sie.

Hierbei findet freilich nur ein gewisser Grad von Annäherung, mehr oder weniger, Statt; aber eine in die möglichste Kürze zusammengezogene Darstellung der Verfassung

und Lage der Republik Athen ist auf jeden Fall nöthig, um den Zweck, die Stücke des berühmtesten Dichters der alten Komödie verständlicher und brauchbarer zu machen, wenigstens in einigem Grade zu erreichen.

1.

Innerliche Verfassung der Stadt Athen vor Solon.

Die Geschichte von Athen verliert sich, wie jede andere, wenn sie zu weit in den Nebel der Vorwelt zurückbringen will, in den Mythen ihrer Götter- und Heroenzeit. Attika zählte von Kekrops, den die Tradition zum ersten Stifter des nachmaligen Athens macht, bis zu Theseus, ihrem zweiten und eigentlichen Stifter, neun und von diesem bis zu Kodros (der sich freiwillig aufopferte, um seinen Mitbürgern in ihrem ersten Kriege mit den dorischen Lacedämoniern den Sieg zu verschaffen) sieben Könige oder erbliche Staatsvorsteher, in deren Person die oberpriesterliche Würde mit dem oberrichterlichen Amt und der Gewalt des obersten Feldherrn vereiniget war.

Die damalige Verfassung Athens, so wie aller andern gleichzeitigen griechischen Völkerschaften, war aus der monarchischen, aristokratischen und demokratischen zusammengesetzt oder vielmehr durch einen aller ursprünglichen politischen Gesellschaft natürlichen Bildungstrieb auf diese Weise organisirt. Da in diesen Zeiten noch an keine geschriebene Gesetze zu denken war, auf welche die Einrichtung der bürgerlichen Ordnung gegründet gewesen wäre; so mußte in dieser gemischten Verfassung das Uebergewicht jedesmal auf der Seite der Monarchie seyn, so oft (was damals noch ziemlich häufig

begegnete) Tapferkeit, Klugheit, Beredsamkeit und Popularität sich in der Person des Königs vereinigten und ihm also, natürlicher Weise, das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben, welches sich immer gern führen läßt, solange es gut geführt wird. In dieser Verfassung vermochte zwar der König nichts ohne den guten Willen des Volks; hatte er diesen aber einmal durch seine persönlichen Eigenschaften gewonnen, so regierte er gewissermaßen unumschränkt.

Die Würde der Könige war erblich, aber die persönlichen Vorzüge waren es nicht. Kein Wunder also, daß Völker, die ihrer Freiheit und ihrem Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nie entsagt hatten, sich von der Herrschaft des dunkeln Gefühls, wodurch sie an der Familie ihrer Regenten hingen, ziemlich leicht losrissen, sobald diese letztern nicht auch an persönlichen Vorzügen und Tugenden die Ersten unter ihrem Volke waren. Vermuthlich waren die Athener der königlichen Regierung schon lange überdrüssig, als sie nach dem Tode des Kodros die heroische Tugend dieses edelmüthigen Fürsten zum Vorwand nahmen, den Beschluß zu fassen: daß kein Sterblicher verdienen könne, der Nachfolger eines solchen Königs zu seyn, und daß künftig kein Andrer als Zeus König von Attika seyn sollte.

Indessen erfolgte — — zur Ehre des gesunden Verstandes der Athener — der Uebergang von ihrer ursprünglichen Verfassung zur Demokratie nicht anders als durch mehrere Stufen, und so, daß die mit jeder Staatsveränderung gewöhnlich verbundenen Erschütterungen, wo nicht gänzlich vermieden wurden, wenigstens nicht so zerstörend waren, als ein plötzlicher Uebergang von einem Aeußersten zum andern, vermöge der Natur der Dinge und der Menschen, seyn muß. Athen wurde nach Abschaffung der königlichen Würde durch

Archonten regiert, deren Amt während eines langen sehr dunkeln Zeitraums lebenslänglich und erblich war, aber um die Zeit der siebenten Olympiade auf zehn Jahre eingeschränkt wurde. Doch auch bei dieser Einrichtung blieb es nicht viel über 70 Jahre; denn im dritten Jahre der 24. Olympiade wurde das zehnjährige Archontat abgeschafft, und das Ansehen und die Gewalt desselben unter neun Archonten vertheilt, welche alle Jahre wieder eben so viel andern Platz machen mußten. Aber diese Archonten wurden ausschließlich aus dem Adel erwählt, d. i. aus der ansehnlichen Zahl mächtiger aristokratischen Familien, die zum Theil ihre Stammbäume bis zu den Königen der Heldenzeit hinaufführten und nach und nach Mittel gefunden hatten, den schönsten und ergiebigsten Theil von Attika zu ihrem Erbeigenthum zu machen. Der größere Theil des Volks wurde bei allen diesen Staatsveränderungen für nichts gerechnet und gewann auch nichts dabei. Alle politische, militairische und religiöse Autorität war nach dem Zeugniß des Aristoteles in den Händen dieser edeln Ritter, denen ihre Gewohnheit, (nach Art des alten thessalischen Adels) nur zu Pferde zu streiten, eine immer siegreiche Obermacht über das schlecht bewaffnete und noch schlechter angeführte Volk gab. [1] Die Regierung zu Athen war also in diesen Zeiten eine wahre Aristokratie; und der Adel bediente sich der doppelten Gewalt, die ihm seine Reichthümer und die obrigkeitlichen Würden, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, gaben, mit so wenig Mäßigung, daß das Volk nach und nach in einen noch tiefern Grad von Armuth, Sklaverei und Elend herabgedrückt wurde, als selbst derjenige war, der in Frankreich die schrecklichste aller Revolutionen hervorgebracht hat.

[1] Gillies History of Grece, Vol. I.

In einem solchen Zustande konnte es wohl nicht anders seyn, als daß sie sich den Zustand ihrer Vorfahren unter den alten Königen in Vergleichung mit dem ihrigen als glücklich und beneidenswerth vorstellen mußten.

In dem Maße, wie ihr Haß gegen die unterdrückende Regierung einer übermüthigen, sich Alles erlaubenden Aristokratie zunahm, wurde das Verlangen, die alte Demokratie, von welcher die Tradition den Theseus selbst zum Stifter machte, wieder hergestellt zu sehen, um so lebhafter und ungeduldiger, da die mit Blut geschriebenen Gesetze des Drakon und die Oligarchie, durch welche er die aristokratische Verfassung zugleich befestigen und in Schranken halten wollte, das allgemeine Mißvergnügen und die Mißhelligkeit zwischen dem Adel und dem Volke mehr vergrößert als gedämpft hatten. Indessen würde es doch dem letztern beinahe unmöglich gewesen seyn, seine Fesseln abzuschütteln, wenn die unter den Aristokraten selbst immer zunehmende Uneinigkeit und die gewaltsamen Ausbrüche, zu welchen es endlich zwischen den Parteien des Kylon und des Megakles gekommen war, dem sehr lebhaft daran Theil nehmenden Volke nicht Gelegenheit verschafft hätten, aus seiner langen Unthätigkeit zu erwachen und durch die Bemühungen der Parteiführer, es auf ihre Seite zu ziehen, seine eigene Stärke fühlen zu lernen.

2.

Die Demokratie Solons.

Um diese Zeit lebte zu Athen ein Mann, der sich durch seine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bei allen Parteien in großes Ansehen gesetzt und, wiewohl er, als Abkömmling aus einem ehemals königlichen Hause, von

aristokratischer Geburt war, das Zutrauen des Volks in einem so hohen Grad erworben hatte, daß bei jedem wichtigen Ereigniß, wo die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf dem Spiele lag, alle Augen auf ihn gerichtet waren. Dieser Mann, der durch Weisheit und Tugend (zwei Eigenschaften, deren Werth gewöhnlich nur anerkannt wird, wenn sie das letzte Mittel sind, das einen zu Grunde gehenden Staat retten kann) dazu bestimmt schien, eine große und heilsame Revolution in Athen zu bewirken — war Solon. Er hatte sich bereits dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Händel zwischen den Kyloniern [1] und Megakleiern, welche der ganzen Stadt verderblich werden konnten, durch sein Ansehen auf einige Zeit wenigstens beigelegt und den Megakles nebst allen Andern, die an der Ermordung der Kylonier unmittelbaren Antheil genommen, dahin gebracht hatte, sich dem Urtheilsspruch eines Gerichts von dreihundert Männern aus den Vornehmsten in Athen zu unterwerfen und demselben zufolge sich aus Attika verbannen zu lassen. Da aber die hierdurch bewirkte Ruhe von keiner Dauer war, und die immer zunehmenden Beschwerden des von den reichen und Alles vermögenden Aristokraten unterdrückten Volkes bald darauf einen neuen Aufstand im ganzen Attika verursacht

[1] Kylon, einer der mächtigsten Edeln von Athen, hatte sich mit Hülfe einer starken Partei der Alleinherrschaft (wie er beschuldigt wurde) oder vielleicht auch nur des Uebergewichts über die Partei des Megakles bemächtigen wollen und war nebst vielen seiner Verwandten und Anhängern an den Altären, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen hatten, von den Megakleiern ermordet worden. Diese Frevelthat, welche, so lange sie unbestraft blieb, nach dem Glauben der Athener unaufhaltbares Verderben über sie Alle bringen mußte, hatte die Stadt in große Unruhe versetzt und endlich den Aufruhr veranlaßt, von welchem hier die Rede ist.

hatten, wurde Solon im dritten Jahre der 46. Olympiade [1] zum Archon und zugleich, mit Einstimmung aller Parteien, zum Gesetzgeber erwählt und bevollmächtigt, die Republik nach seinem Gutbefinden einzurichten.

Die Geschichte hat vielleicht kein anderes Beispiel eines solchen Vertrauens eines ganzen Volks in die Weisheit und Rechtschaffenheit eines einzelnen Privatmanns aufzuweisen. Solon zeigte sich desselben durch eine Gesetzgebung würdig, die von jeher ein Gegenstand der Bewunderung aller Verständigen gewesen und bis auf diesen Tag die Grundlage der bürgerlichen Gesetze des ganzen Europa geblieben ist.

Ein großer Theil der Gesetze Solons dauerte so lange als die Republik, welche von dieser Zeit an sich nur alsdann, wenn sie in ihrer vollen Kraft wirkten, und nur in so fern, als ihnen Folge geleistet wurde, wohl befand. Aber von der Staatsverfassung, die er den Athenern gab, kann man mit gutem Grunde sagen, daß sie nie zu wirklicher Consistenz gekommen, sondern durch entgegenwirkende Ursachen, die er weder voraussah, noch, wofern er sie vorausgesehen, zu verhindern im Stande war, in ihren wesentlichsten Theilen dergestalt verändert worden, daß das, was man von seinen Gesetzen beibehielt, den großen Zweck, auf welchen das Ganze angelegt war, unmöglich bewirken konnte.

Solon kannte die Athener und gab ihnen also gerade diejenige Verfassung, die, ohne an sich selbst die beste aller möglichen zu seyn, gerade diejenige war, welche sich am besten für ihren Charakter, ihre Lage, ihre Bedürfnisse und ihren ganzen damaligen Zustand schickte. Er wollte sich in der neuen Ordnung der Dinge so wenig als möglich von den

[1] Ungefähr 150 Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

Grundmaximen der Gerechtigkeit entfernen und dachte also nicht daran, das Volk zur Rache gegen seine bisherigen Unterdrücker zu reizen und die Aristokraten gänzlich zu berauben und zu vernichten. Er sah sehr gut, daß es auf der einen Seite weder billig noch möglich sey, dem Volke seine unleugbaren Rechte länger vorenthalten zu wollen; daß es aber auf der andern thöricht und gefährlich seyn würde, die Regierung einer Republik, deren Wohlstand so sehr von Klugheit und Mäßigung abhing, einem rohen und dabei so leichtsinnigen, raschen und wankelmüthigen Volke, wie die Athener waren, auf Gerathewohl zu überlassen. Alle diese Betrachtungen und Rücksichten also bewogen ihn, seinen Mitbürgern diese gemischte Verfassung zu geben, die bei dem Isokrates und Andern etwas uneigentlich die Demokratie des Solon heißt; eine Verfassung, worin der Antheil, den das Volk an der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verlangte und zu verlangen berechtigt war, durch das Ansehen und den Einfluß eines Senats und eines obersten Gerichtshofes, von welchen alle Plebejer ausgeschlossen waren, eingeschränkt wurde. Er glaubte für das Volk genug gethan zu haben, indem er dasselbe von dem Joche einer tyrannischen Aristokratie befreite und es gegen alle ungebührliche Bedrückungen durch die höchste Gewalt, die er den allgemeinen Volksversammlungen wieder zueignete, sicher stellte; aber er glaubte nicht weniger, daß eine bessere Erziehung und die stärkere persönliche Theilnehmung an der Erhaltung und dem Wohlstande des Staats, die mit dem Besitz eines beträchtlichen Landeigenthums nothwendig verbunden ist, dem Adel mehr Tauglichkeit zu den wichtigern Staatsbedienungen gebe, als man bei den rohen Ziegenhirten von Diakrien oder bei dem Handwerksmann zu Athen und bei den Schiffszimmerleuten,

Schmieden, Matrosen und Fischern im Piräos und an der Seeküste von Attika voraussetzen könne. Dieses Postulat leidet freilich seine Ausnahmen; und es scheint hart, daß ein Mann, der dem Vaterlande durch Rechtschaffenheit und vorzügliche Naturgaben gute Dienste zu leisten fähig wäre, blos deßwegen von den wichtigern Staatsbedienungen ausgeschlossen seyn soll, weil ihm sein Vater weniger als zweihundert attische Medimnen [1] jährliches Einkommen hinterlassen hat. Indessen lehrte die Erfahrung, daß Solon die Sache richtig gefaßt und wohl daran gethan hatte, um dieser anscheinenden Unbilligkeit willen eine politische Maxime nicht aufzugeben, die sich auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge und auf eine Art von Ungleichheit gründet, die von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich ist.

In Solons Demokratie sollte die höchste Gewalt des gesetzmäßig versammelten Volks (der Ekklesia) durch zwei

[1] Medimnen — Getreidemaß, Scheffel. Nach der Anzahl derselben, die sie von ihren Grundstücken zogen, waren die athenischen Bürger in vier Classen eingetheilt. Zur ersten gehörte, wer 500, zur zweiten, wer 300, zur dritten, wer 200 Medimnen jährliche Einkünfte hatte, zur vierten, wer weniger hatte. Die zweite Classe machten die Ritter aus, die ein Pferd stellen mußten; die der dritten Classe hießen Zeugitä, deren je zwei ein Pferd stellten; die der vierten Classe hießen Thetes, Handarbeiter, wozu die ärmere und ärmste Volksclasse gehörte. War diese Classe gleich von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen, so war doch Keinem die Aussicht darauf verschlossen; denn, was einer jezt nicht besaß, das konnte er künftig besitzen, was er jezt nicht war, doch in Zukunft werden. So ward auch dieser Umstand ein Sporn zu erhöhter Thätigkeit, denn der Fleiß konnte geben, was das Geburtrecht ewig versagt haben würde. Endlich aber, und dieß ist das Wichtigste: war gleich diese vierte Classe von der Regierung ausgeschlossen, so waren ihr doch ihre Rechte nicht verkürzt. Regieren können nicht Alle, sein Recht behaupten aber soll ein Jeder, und, daß dieses nicht verletzt würde, dafür hatte Solon gesorgt. G.

mächtige Gegengewichte, den Senat der Vierhundert (Bulé) und den Areopagos, auf eine Art im Zaume gehalten werden, welche, wofern es bei seiner Einrichtung geblieben wäre, wahrscheinlich die Republik Jahrhunderte lang im nöthigen Gleichgewicht erhalten und vor allen Uebeln der Demagogie, Anarchie und Tyrannie bewahrt haben würde. Denn der Senat hatte (außer andern ansehnlichen Vorzügen) allein das Recht, die große Volksgemeine zusammen zu berufen; ihm kam es zu, die Materien, die vor selbige gebracht werden sollten, vorher zu untersuchen und vorzubereiten; er hatte es in seiner Gewalt, dem Gang der Geschäfte, jenachdem er es nöthig oder zuträglich fand, eine langsamere oder schnellere Bewegung zu geben; er konnte Manches verhindern und, was er nicht gänzlich verhindern konnte, wenigstens aufhalten; überdieß hatte er noch das wichtige Vorrecht, Verordnungen machen zu dürfen, welche, ohne die Sanction des Volkes als höchsten Gesetzgebers erhalten zu haben, ein ganzes Jahr lang die völlige Kraft eines Gesetzes hatten. Der Areopagos, in welchem nur die alle Jahre wieder abgehenden Archonten Sitz und Stimme hatten, [1] war nicht nur das oberste Criminalgericht, sondern ihm war auch die Oberaufsicht über Gesetze, Religion und Sitten, ja, in Fällen, wo das Heil des Staats Gefahr lief, sogar eine Art von diktatorischer Gewalt anvertraut. Ueberdieß verbreitete noch der gemeine Volksglaube, „es hätten in uralten Zeiten Götter selbst (Poseidon und Ares) sich dem Rechtsspruch dieses ehrwürdigen Gerichtshofes unterworfen,“ eine gewisse Heiligkeit über denselben, deren Erhaltung in einem populären Staat nichts weniger als gleichgültig war.

[1] Insofern sie nämlich nach abgelegter Rechenschaft von ihrer Amtsverwaltung dieser Ehre nicht vom Volk unwürdig erklärt wurden.

Diese beiden höchsten Collegien konnten, wie gesagt, nach Solons Anordnung nur mit Personen aus den drei ersten Classen besetzt werden und machten in dieser Rücksicht den aristokratischen Theil seiner Konstitution aus. Die vierte Classe, die (im Durchschnitt genommen) aus Menschen ohne Erziehung und Vermögen bestand, war überhaupt von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen und hatte sich dieß auch anfangs ganz gerne gefallen lassen. Sie sahen wohl ein, daß sie dadurch nur einer Last, der sie nicht gewachsen waren, überhoben wurden, und daß Staatsbedienungen, die nicht nur mit keiner Besoldung, sondern zum Theil noch mit beträchtlichen Ausgaben verbunden waren, sich auf keine Weise für Handwerksleute und Taglöhner schickten, die alle ihre Zeit und Kräfte auf Erwerbung des Nothdürftigen für sich und die Ihrigen zu verwenden hatten. Begüterte Bürger rechneten sich's zur Pflicht, ihre Muße dem Vaterlande zu widmen und Aemter auf sich zu nehmen, die im eigentlichsten Verstande blose Ehrenstellen waren; dem gemeinen Mann hingegen, der für die Besuchung der sogenannten Ekklesia damals noch nicht bezahlt wurde, war es nützlich, nur bei wichtigern Gelegenheiten von seinen eigenen Geschäften abgerufen zu werden. Er konnte die Vollziehung der Gesetze, die Polizei, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staats und alles Andere, was der öffentliche Dienst erforderte, um so ruhiger in den Händen seiner reichern Mitbürger lassen, da diese ihm alle Jahre Rechenschaft von ihrem Haushalten ablegen mußten, und überhaupt die ganze Solonische Demokratie so organisirt war, daß das Volk, sofern und solang es seine Rechte nicht selbst aufgab, von dem Ehrgeiz seiner Edeln wenig zu besorgen hatte.

Solon scheint bei seiner ganzen Einrichtung auf die Fortdauer der Umstände, worin die Republik sich damals befand, und überhaupt mehr auf das gerechnet zu haben, wozu sie durch die physische Beschaffenheit ihres Bodens, ihre Lage am Meer und ihre natürlichen Verhältnisse gegen die übrigen griechischen Freistaaten bestimmt zu seyn schien, als auf das, was sie unter Voraussetzungen und Bedingungen, wovon er sich wenig träumen ließ, zufälliger Weise in der Folge werden könnte. Seine Absicht ging darauf, Athen in eine Verfassung zu setzen, worin es vielmehr sich selbst in einem glücklichen Mittelstand zu erhalten im Stande wäre, als nach Eroberungen und hohen Dingen zu trachten versucht würde; mehr darauf, daß es seine Unabhängigkeit und den ansehnlichen Rang, den es immer unter den griechischen Städten eingenommen hatte, behaupten könnte, als daß es sich des Primats und einer Hegemonie gelüsten lasse, die im Grunde nur ein milder Name für eine verhaßte Oberherrschaft war, zu welcher kein einzelner Staat in Hellas berechtigt seyn konnte, und welche in der Folge, als Sparta, Athen und Thebä sich wechselsweise derselben anmaßten, jedem einzelnen und endlich allen verderblich wurde.

Da der Boden von Attika größtentheils wenig fruchtbar war und selbst bei der höchsten Cultur nicht hinreichte, ein zahlreiches Volk zu nähren, so richtete Solon sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf, daß er seine Mitbürger dahin zu bringen suchte, sich nicht blos auf die Benutzung ihres Landeigenthums einzuschränken, sondern auch von ihrer so bequemen Lage zum Seehandel und von ihren vorzüglichen Fähigkeiten zu allen Arten von Künsten und Handarbeiten die möglichsten Vortheile zu ziehen. Athen, durch den kleinen Umfang seines Gebiets und seinen dürren, steinigen und

salzigen Boden zu ewiger Armuth verdammt, konnte nur durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß, durch Manufacturen, Schifffahrt und ausgebreiteten Handel reich, blühend und mächtig werden. Aber eben dieß, was er sich als eine der wohlthätigsten Früchte seiner Gesetzgebung versprach, würde unfehlbar das Volk in dem Maße, wie es auf diesem Wege mit Ueberfluß, Reichthum und Luxus bekannt worden wäre, angereizt haben, die Schranken, die er ihm gesetzt hatte, zu überspringen und, mit bürgerlicher Gleichheit nicht zufrieden, auch diese politische Gleichheit aller Volksclassen zu fordern, welche er der Republik aus guten Gründen nicht für zuträglich hielt. In dieser Rücksicht kann man also sagen, daß der glückliche Ausgang des berühmten medischen (oder persischen) Krieges die auf ihn erfolgten großen Veränderungen in der innern Verfassung von Athen nur beschleunigt habe, weil sie höchst wahrscheinlich auch unter dem Einfluß eines ununterbrochenen Friedens zwar langsamer, aber eben so gewiß erfolgt seyn würden. Eine ewig unwandelbare Staatsverfassung ist ein Hirngespinnst. Solon that ohne Zweifel das Beste, was er unter den gegebenen Bedingungen konnte; aber es war nicht schwer, voraus zu sehen, daß eine Demokratie, worin der Adel so viel Uebergewicht hatte, sich bald genug entweder in Alleinherrschaft eines Einzigen oder in eine völlige Volksregierung oder Laokratie umwandeln würde. Das Erste erfolgte noch bei Solons Lebzeiten, indem Pisistratos, eines von den Häuptern der drei Faktionen, welche die Republik noch immer im Schwanken erhielten, der in seiner Person alle Eigenschaften und Talente, wodurch man das Vertrauen des Volkes gewinnen und sich zum Meister der Herzen machen kann, vereinigte, in der Popularität Mittel gefunden hatte, sich der Akropolis von Athen und mit ihr der

eigenmächtigen Alleinherrschaft (Tyrannie) zu bemächtigen, die er nach einer nicht ununterbrochenen, aber überhaupt sehr klugen, gemäßigten und glücklichen Regierung von 32 Jahren seinen Söhnen Hipparchos und Hippias so ruhig als ein vätterliches Erbgut hinterließ. Jeder rechtmäßige Fürst, der so regierte, wie Pisistratos und Hipparchos, würde von seinem Volk angebetet werden; aber die Athener — wiewohl sie sich von dieser Zeit an fast immer von irgend einem einzelnen Demagogen bald längere bald kürzere Zeit regieren ließen, wollten von Niemand eigenmächtig und wider ihren Willen regiert seyn. Die sogenannte Tyrannie der Pisistratiden, die dem Adel noch verhaßter war als dem gemeinen Volke, endigte sich also damit, daß Hipparchos von Harmodios und Aristogeiton ermordet, und Hippias einige Jahre darauf von Klisthenes, dem Sohn Alkmäons, aus einem der mächtigsten unter den edeln Geschlechtern, mit Hülfe der Spartaner aus Attika vertrieben, die Tyrannie abgeschafft, und die vorige Demokratie wieder hergestellt wurde.

Bei dieser abermaligen Revolution blieb zwar das Wesentlichste der Solonischen Demokratie noch unberührt; jedoch erlitt sie unter der Staatsverwaltung des Demagogen Klisthenes einige Abänderungen, deren natürliche Folgen die Grundfeste derselben untergruben und in Verbindung mit andern zufälligen Ursachen nach und nach eine neue Ordnung der Dinge herbeiführten. Die tyrannische Regierung des durch die Ermordung seines Bruders erbitterten Hippias und die Unruhen, die auf die Verjagung des Tyrannen und seiner Anhänger folgten, und vornehmlich (wie es scheint) die Absicht des Klisthenes, sich gegen seinen Antagonisten Isagoras und die mißvergnügten Aristokraten eine mächtige Partei zu machen, hatte ihn bewogen, eine sehr ungleichartige Menge von Fremden und

andern, des athenischen Bürgerrechts nach Solons Gesetzen unfähigen Menschen zu demselben zuzulassen. Die Bevölkerung von Athen nahm dadurch in Kurzem so sehr zu, daß die vier Zünfte, in welche Solon die Bürger eingetheilt hatte, mit sechs neuen vermehrt werden mußten; und aus eben derselben Ursache wurde auch der Senat von vierhundert Männern auf fünfhundert gesetzt, indem jede der zehn Zünfte das Recht erhielt, jährlich 50 Bürger aus ihrem Mittel durchs Los in den Senat zu erwählen und der Reihe nach vermittelst dieser ihrer Repräsentanten 35 Tage lang das Präsidium in demselben zu führen. Auch der Ostrakismos, der dem versammelten Volke das Recht gab, jeden Bürger, wie groß auch sein Ansehen und seine Verdienste seyn möchten, ohne Angabe oder Erweis eines Verbrechens auf zehen Jahre aus Attika zu verweisen, war eine Erfindung dieses Demagogen, der, um das Volk mit seinem guten Willen zu beherrschen, kein Bedenken trug, das Interesse der aristokratischen Classe, in welcher er geboren war, und das Beste der Republik selbst aufzuopfern und einem Pöbel das Uebergewicht im Staate zu verschaffen, der zwar vielleicht an Genialität, Witz, Lebhaftigkeit des Geistes und selbst an feinem Gefühl, Mäßigung und Edelmüthigkeit nie seines Gleichen hatte, aber doch in Allem, was das Wesen des Pöbels ausmacht, so gut Pöbel war als jeder andere.

Nachdem das gemeine Volk zu Athen, welches um diese Zeit vielleicht zur Hälfte aus ehemaligen Ausländern, Bastarden von fremden Müttern und freigelassenen Sklaven bestand, einmal so viel erhalten hatte; so war nichts natürlicher, als daß es seine Wünsche und Forderungen immer weiter ausdehnte und auch die noch immer bestehende Solonische Classification und das Gesetz, welches die Theten, d. i.

die Bürger von der untersten Classe, von den höhern Magistraturen ausschloß, immer ungeduldiger ertrug. Indessen blieb es dessenungeachtet noch über dreißig Jahre bei der bisherigen Observanz. Als aber die Gefahren des medischen Krieges, der die Republik an den Rand des Untergangs gebracht hatte, glücklich überstanden waren, und die Siege bei Marathon, Artemisium, Salamis, Platäa und Mykale den Muth und Stolz der untersten, aber zahlreichsten Bürgerclasse, durch deren Tapferkeit sie gewonnen worden waren, noch mehr erhöht hatten;[1] so war es nicht länger möglich, die immer lauter werdenden Forderungen des Volks anders als durch Nachgiebigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Adel lief bei einer längern Widersetzlichkeit Gefahr, gänzlich unterdrückt zu werden; und Aristides selbst, dessen Anhänglichkeit an die Solonische Verfassung der Republik bekannt war, veranlaßte das neue Gesetz, wodurch auf immer festgesetzt wurde, daß keine Classe von Bürgern von der Staatsverwaltung ausgeschlossen seyn, und die Archonten aus allen Athenern erwählt werden sollten.

Von dem Tage, da die Athener dieses Gesetz zur Grundlage ihrer Constitution machten, datirt nun diese gänzliche unbeschränkte Volksregierung, welche Herodot (der sie entstehen sah) und einige Neuere mit ihm als die Quelle aller der glänzenden Vorzüge, wodurch sich Athen über alle Städte der ältern und neuern Welt erhoben hat, betrachten; diese Demokratie, welche allerdings in ihren ersten Jahren durch den Drang der Zeitumstände und den Wetteifer eines Themistokles, Aristides, Kimon und Perikles eine ungewöhnliche Energie äußerte und durch den glücklichen Zufall, daß sich

[1] Gillies History of Greece, Vol. II. p. 153 der Basler Ausgabe.

um eben diese Zeit so viele Männer von Genie, Talenten und Verdiensten aller Art in Athen beisammen fanden, die schönste Epoche der Musenkünste, der bildenden Kunst, der Beredsamkeit und der Philosophie in dem engen Cirkel ihrer eigentlichen Dauer einschloß, aber wofern man ihr auch zum Verdienst anrechnen wollte, diese goldne Zeit der Humanisirung, Aufklärung und Verschönerung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens begünstiget zu haben, dennoch unstreitig, indem sie die von Solon mit großer architektonischer Kunst aufgeführte Staatsverfassung aus ihren Angeln hob, den Verlust der Freiheit und den tiefen Fall der Republik von einer momentanen Höhe, worauf sie sich nicht erhalten konnte, beschleunigte.

Wiewohl man mit Grunde sagen kann, daß die Macht und der Wohlstand oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht sowohl von der Form ihrer Regierung als von der Beschaffenheit der Menschen, welche regieren, und derer, welche regiert werden, abhange; so ist doch die Demokratie eben darum die schlechteste aller Regierungsarten, weil sie, um zweckmäßig bestehen zu können, sowohl bei denen, welche regieren, als welche regiert werden sollen, einen so hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährender Selbstverleugnung, kurz, von Weisheit und Tugend voraussetzt, als man (Augenblicke von Enthusiasmus in außerordentlichen Fällen abgerechnet) von den Menschen, wie sie sind, und wahrscheinlich immer seyn werden, nicht erwarten kann. Nicht nur der höchste Grad von politischer, sondern selbst von moralischer Tugend müßte das belebende Princip einer Demokratie seyn, wenn sie, ich will nicht sagen in Gestalt eines blühenden und mächtigen Staats, sondern nur in einem Zustande von Unabhängigkeit

und Lebensgenuß sich lange sollte erhalten können. Eine Staatsverfassung, deren Dauer von einer moralisch unmöglichen Voraussetzung abhängt, ist ganz gewiß die schlechteste unter allen; und wenn J. J. Rousseau jemals eine Wahrheit gesagt hat, so war es, da er behauptete, „daß eine Demokratie lauter Götter zu Bürgern haben müßte."

Die Demokratie, wie jeder andere Staat, besteht aus Menschen, welche regieren, und welche regiert werden sollen; aber das Eigene in ihr ist, daß die Regierenden zugleich die Regierten, die Regierten hingegen der Souverain selbst sind. Der Regent eines vielköpfigen, übelgezogenen, leichtsinnigen, raschen, seinen Launen, Einfällen und Leidenschaften mit Hitze sich überlassenden Souverains wird unfehlbar nur sehr kurze Zeit oder sehr schlecht regieren; und ein Souverain, der seinen Regenten alle Augenblicke ostracisiren oder zum Schierlingsbecher verurtheilen kann, wird gewiß ein schlechter Unterthan seyn. Natürlicher Weise verführt, betrügt, besticht und verderbt also in einem solchen Staate der Regierer immer den Regierten, und der Regierte den Regierer wechselsweise. Das Volk, das sich seiner Souverainetät bewußt ist, will immer geschmeichelt und gehätschelt [1] seyn; wer ihm am besten nach dem Munde zu reden weiß, ihm immer was Angenehmes vorlügt, sich zum gefälligsten und brauchbarsten Werkzeug seiner Leidenschaften macht, den unbeschränktesten Eifer für sein Bestes heuchelt, seine Phantasie am lebhaftesten zu unterhalten, seine Lieblingsneigungen am geschicktesten zu erregen, zu lenken und, wo nicht wirklich zu befriedigen,

[1] Herr Adelung sagt: dieses Wort, welches liebkosend streicheln bedeute, sey nur im Oberdeutschen üblich. Wir wollen es also, wenn es der Majorität beliebt, auch im Hochdeutschen üblich machen; denn warum sollen wir unsre reiche Sprache muthwilliger Weise arm machen und mit zwei Worten sagen, was wir mit einem besser sagen können.

wenigstens mit süßen Hoffnungen zu berauschen weiß, der ist sein Mann, sein Günstling, sein Abgott; dem schenkt es sein ganzes Vertrauen, von dem läßt es sich Alles gefallen, der kann ihm Alles weiß machen und es an der Nase führen, wohin er will; kurz, der ist (solang es dauert) sein wahrer Herr und Meister und regiert, wenn er das Genie und die Talente eines Perikles hat, unumschränkter und ruhiger von der Rebecanzel herab als irgend ein morgenländischer Despot auf dem Throne seiner Väter. Wie könnte man nun erwarten, daß in einer Demokratie, wo das Volk als der höchste Gewalthaber so beschaffen ist, die rechtschaffensten und edelgesinntesten Bürger — d. i. Männer, die zwischen dem, was dem Volke wahrhaft nützlich ist, und dem, was seinen Neigungen schmeichelt, einen großen Unterschied machen und das gemeine Beste ihrem Privatvortheil vorziehen, sich lange in der Gunst dieses Volks sollten erhalten können? Wie sollte es zugehen, daß ein Aristides nicht früher oder später einem Themistokles, ein Kimon einem Perikles, ein Nicias einem Alcibiades Platz machen müßte? Was ist begreiflicher, als daß ein Mann wie Sokrates, wiewohl unleugbar der Weiseste und Tugendhafteste seiner Zeit und also gerade der Mann, der am besten zum Vorsteher einer von ihrem Princip wirklich beseelten Demokratie taugt, gar nicht in derselben aufkommen kann? Und was kann man hingegen gewisser erwarten, als daß endlich — zumal wenn das Volk noch immer eine Art von Erbadel in seiner Mitte hat, dem es keine große Anmuthung zur populären Regierung zutrauen kann — die Staatsverwaltung und die wichtigsten Magistraturen mit Vorbeigehung der Würdigsten in die Hände schlechter Menschen ohne Erziehung, ohne Kopf, ohne Kenntnisse und ohne Moralität gerathen müssen, die ihre Gunst

bei dem Volk blos jenen zweideutigen Talenten und niedrigen Kunstgriffen zu danken haben, wodurch es oft den verächtlichsten Wichten gelingt, sich bei einem vielköpfigen Souverain, so gut als bei denen, die nur einen (und oft ziemlich leeren) Kopf haben, wichtig zu machen?

Dieß war es denn auch, was in der neuen Demokratie zu Athen erfolgte, nachdem der medische Krieg auf eine für die Griechen überhaupt und für Athen insbesondere so glorreiche Art geendigt, und die noch immer ansehnliche und überwiegende aristokratische Partei theils durch die Verbannung des Themistokles und die Ostrakisirung Kimons, theils durch die glänzenden Vorzüge und Talente des berühmten Demagogen Perikles vollends in die Luft gesprengt worden war.

Dieser letzte, wiewohl seiner Geburt und Erziehung sowohl als seines Reichthums wegen unter den Edeln Athens der ersten einer, hatte gar bald eingesehen, daß er sich, um Alles in der Republik zu vermögen, an die Spitze der demokratischen Partei stellen und die höchste Gewalt des Volks um so eifriger geltend machen müsse, da er sicher war, daß er sie dadurch in seine eigene Hände spielte. Denn die Republik, welche vor Kurzem durch die Klugheit und das einnehmende Betragen ihrer Generale, Aristides und Kimon, die Spartaner von der Hegemonie [1] der verbündeten griechischen Republiken auf dem festen Lande und den Inseln verdrängt hatte und überdieß durch ihre große Seemacht, ihren blühenden Handel und täglich wachsenden Reichthum sich zu

[1] So nannten die Griechen den Primat unter den griechischen Freistaaten, der ungefähr mit eben derselben Autorität über sie verbunden war, welche Agamemnon in der Ilias über die mit ihm vereinigten Fürsten oder Heerführer der freien-griechischen Völkerschaften ausübt.

gleicher Zeit zu den größten Hoffnungen berechtigt und der ungeduldigsten Eifersucht der Peloponnesier und Böotier ausgesetzt sah — die Republik, sage ich, bedurfte unter diesen Umständen eines Mannes von großem Geist, der mit einem festen Charakter alle Geschicklichkeit, Kenntnisse und Klugheit eines vollkommnen Staatsmannes in sich vereinigte; und wo hätte das athenische Volk, das dieses Bedürfniß fühlte, nachdem es sich von Perikles zu Verbannung des so sehr um den Staat verdienten Kimon hatte verleiten lassen, einen Anderen gefunden, der diesem neuen Pisistratos den Vorzug in allen diesen Eigenschaften hätte streitig machen können? Aber, um sich in dem Posten eines Alles vermögenden obersten Ministers und Feldherrn der Republik lebenslänglich zu erhalten, war es noch nicht genug, sich dem Volke nothwendig gemacht zu haben; er mußte sich demselben auch angenehm machen und sich um seine Mitbürger eine Art von Verdiensten erwerben, deren Nutzen, so viel möglich, jeder Einzelne unmittelbar fühlte und genösse. Daher alle die neuen Einrichtungen zu Gunsten des gemeinen Mannes, wodurch Athen von dem, was ehmals Sitte und Herkommens war, sich immer weiter entfernte. Das alte echt republikanische Gesetz, vermöge dessen jeder Bürger dem Vaterlande in Krieg und Frieden unentgeldlich diente, wurde durch ein neues abgeschafft, das den veränderten Zeiten angemessener schien. Nicht nur die in die Dienste der Republik genommenen fremden Truppen, sondern auch die Bürger von Athen erhielten einen ordentlichen Sold, es wäre denn, daß sie demselben freiwillig entsagten; daher die Ritter in dem Aristophanischen Stücke dieses Namens sich's zum Verdienst anrechnen, daß sie ohne Sold gegen die Peloponnesier gedient hätten, und dafür, halb im Scherz und halb im Ernst, keine andere

Belohnung verlangen, als daß man es ihnen nicht gleich für einen Mangel an Popularität ausdeuten möchte, wenn sie nach wieder hergestelltem Frieden immer ordentlich gewaschen und gekämmt im Publicum erscheinen würden. Perikles ging noch weiter. Er verschaffte auch den Richtern in den verschiedenen größern und kleinern Tribunalen eine Art von Tagelohn, der anfangs nur in einem Obolos für jedes Urtheil bestand, hernach auf zwei und endlich von dem Demagogen Kleon auf drei Obolen erhöht wurde; eine Einrichtung, welche natürlicher Weise den doppelten Nachtheil zur Folge hatte, daß das Richteramt nach und nach sein Ansehen verlor, und daß die Athener von einem Dämon der Proceßsucht und Chicane besessen wurden, der das häusliche Glück der Familien störte und nicht wenig beitrug, den ehemals so edeln und liebenswürdigen Charakter dieses Volks zu verderben. Nachdem einmal den Richtern, deren Anzahl, seit Einführung der neuen Demokratie, sich bis auf 6000 vermehrt hatte, eine Entschädigung für ihren Zeitverlust zuerkannt worden war, fand man billig, diese Entschädigung auch auf die großen Volksversammlungen auszudehnen, welchen aus verschiedenen Ursachen außer den Magistratspersonen und Volksrednern oft nur das gemeinste Volk, um einen Obolos zu gewinnen, beiwohnte; denn für die Bürger, die ihre Zeit nützlicher oder angenehmer anwenden konnten, war der Obolos, der nach unserm Gelde etwa 10 Pfennige betragen mochte,[1] keine mächtige Lockspeise einer oft sehr tumultuarischen Versammlung, in welcher der eigentliche Pöbel, als die große Majorität, doch immer den Ausschlag gab oder vielmehr nach dem Sinne des Demagogen votirte, der

[1] Gleichwohl war ein Obolos gerade so viel, als ein frugaler Mann damals zu seiner Subsistenz täglich brauchte.

am meisten bei ihm galt oder am lautesten und unverschämtesten schrie oder auf etwas antrug, das den Launen und Lieblingsträumen des Volks am meisten schmeichelte.

Der Senat, das eine der beiden Bollwerke, welche Solon aufgeführt hatte, um die Demokratie gehörig einzuschränken, war dadurch, daß nunmehr jeder Bürger, wie wenig er auch durch Erziehung, Einsichten und Verdienste dazu qualificirt seyn mochte, in denselben erwählt werden konnte, seines ehemaligen Ansehens beraubt und so weit unter das, was er seyn sollte, gesunken, daß es kein Wunder ist, wenn er sein ehemaliges Ansehen nach und nach verlor und sich endlich zu einem blosen Werkzeuge der Demagogen, von welchen das Volk sich regieren ließ, herabgewürdigt fand. Perikles, der außer dem souverainen Volk, dessen Gewalt die seinige war, von Niemand controlirt seyn wollte, hatte also nur noch die Autorität des Areopagos zu fürchten: und auch diese wußte er durch die Bemühungen des Volksredners Ephialtes (der ihm gänzlich ergeben war, und dessen er sich zu allen, dem Adel und den Reichen verhaßten Maßnehmungen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte) dergestalt zu entkräften, daß dieses ehemals so ehrwürdige Tribunal mit allen den übrigen nicht nur in die gleiche Linie gestellt, sondern auch der ihm zukommenden Oberaufsicht über die Religion und die Gesetze und die obrigkeitlichen Personen beraubt wurde; als welche er dem populären Gerichtshofe, Heliäa und dem Collegium der Nomophylakes (νομοφυλακες, Gesetzwächter) übertragen ließ, die vom Volk aus seinem Mittel erwählt wurden und nach Willkür wieder entlassen werden konnten.

Von dieser Zeit an, da unter der Staatsverwaltung des Perikles alle Ueberbleibsel der Aristokratie vernichtet, und alle

Gewalten des Staats dem Volk gänzlich überlassen waren, ließen sich die Athener bis zu dem unglücklichen Ausgang ihrer sicilischen Expedition (in der 92sten Olympiade) von verschiedenen Demagogen regieren, welche, da sie weder die Talente, noch die Mäßigung, noch das Glück des Perikles hatten, binnen den fünf und zwanzig Jahren, die vom Tode des letztern bis zum Ende des peloponnesischen Krieges verflossen, Mittel und Wege fanden, die Republik von dem Gipfel der Macht und des Glücks, auf welchen dieser große Mann sie erhoben hatte, so tief herunter zu stürzen, daß sie sich nie wieder völlig erholen konnte und endlich nach einer Menge abwechselnder Katastrophen ihre Unabhängigkeit gänzlich verlor und eine Macht unter den andern Mächten zu seyn aufhörte.

Unter diesen Demagogen spielte keiner eine größere Rolle, als Kleon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von der Natur mit den Gaben, womit man in einem populären Staat bedeutend werden kann, reichlich ausgerüstet, der durch den Lederhandel einiges Vermögen erworben und um die Zeit, da der Krieg mit den Peloponnesern ausbrach, sich des Vortheils, den ihm die Umstände, die Unzufriedenheit des Volks und das gesunkne Ansehen des Perikles über den letztern gab, mit so viel Schlauheit und Geschwindigkeit zu bedienen wußte, daß er in kurzer Zeit ein wichtiger Mann in der Republik wurde und, indem er sowohl durch die gewöhnlichen demagogischen Künste, als durch den Eifer, womit er sich für das gemeine Wesen zu verwenden schien, die Gunst des Volks eroberte, diese zum Mittel zu machen wußte, seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht und Geiz, einige Jahre lang auf Kosten seiner Mitbürger zu befriedigen.

Dieser Kleon ist unter Allen, auf welche Aristophanes seine Pfeile verschießt, derjenige, den er am hartnäckigsten verfolgt, und dessen er selbst in dem Zeitpunkt, da dieser Demagog sich allen seinen Mitbürgern furchtbar gemacht hatte, so wenig schonte, daß er ihn unmittelbar nach einer glücklich ausgeführten Expedition zum Gegenstand eines eigenen gegen ihn geschriebenen Stückes machte, worin die Satire über das Volk selbst und über seinen Günstling auf einen Grad der Freiheit und Bitterkeit getrieben ist, der allen Glauben übersteigt und uns einen sonderbaren Begriff von dem Charakter eines souverainen Volkes gibt, welches leichtsinnig genug war, öffentlich über sich selbst zu lachen, und großherzig genug, daß ein so zügelloses politisches Possenspiel weder dem Dichter noch dem mißhandelten Demagogen Nachtheil brachte.

9.

Athenische Nußkrämerinnen.

(Ueber eine Anekdote, den Theophrast betreffend.)

In einem Aufsatze, worin gelegenheitlich unsern Schönen der nicht allzuhöfliche Vorwurf gemacht wurde, daß sie es nicht für Schande hielten, keine Zeile ihrer eigenen Muttersprache richtig zu buchstabiren und mit Verstand zusammensetzen zu können, stand unmittelbar darauf folgende Stelle: „In Athen war es wohl übertrieben, wenn jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts convulsivische Bewegungen machte, sobald ein Wort des attischen Dialekts von einem Fremden unrichtig gedehnt oder falsch ausgesprochen wurde. Allein u. s. w."

Aus dieser Art sich auszudrücken schließe ich (und vermuthlich muß jeder Leser so schließen), daß der Ungenannte sich hier auf eine Thatsache berufe. Denn, wenn es nicht seine historische Richtigkeit damit hätte, daß jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts in Athen convulsivische Bewegungen gemacht hätte, sobald ein Fremder ein Wort des attischen Dialekts mit einem falschen Accent in ihrer Gegenwart ausgesprochen, mit welchem Grunde hätte der Ungenannte sagen können, daß dieß übertrieben gewesen sey?

In der That, gesetzt auch, daß man der Schärfe nach eine so ungemein zarte und reizbare Organisation der athenischen Nußkrämerinnen nicht eben übertrieben nennen könnte, so wird doch ein Jeder gerne gestehen, daß es eine sehr außerordentliche und wunderbare Eigenschaft der besagten Nußkrämerinnen gewesen wäre. Convulsivische Bewegungen machen, wenn ein Fremder einen falschen Accent auf ein Wort legt oder einen Vocal zu hell oder zu dunkel, zu kurz oder zu lang ausspricht u. dergl., ist kaum weniger außer dem ordentlichen Lauf der Natur, als sein Wasser nicht halten können, wenn man den Dudelsack blasen hört, oder vor einer Kreuzspinne in Ohnmacht fallen.

Es ist sehr möglich, daß mir in einer ziemlich langen Bekanntschaft mit den Alten der Autor und die Stelle entwischt seyn kann, womit der Ungenannte vermuthlich die historische Wahrheit eines so seltsamen Phänomens zu erweisen im Stande ist. Indessen wäre doch keine Unmöglichkeit, daß ihm sein Gedächtniß — und noch eine andere bekannte Ursache, weßwegen fast alle Erzählungen in jedem Munde, durch den sie gehen, einen Zusatz erhalten — wider Wissen und Willen einen kleinen Streich gespielt hätte, und daß er, wenn er seinen Beweis vor Gericht stellen müßte, am Ende doch wohl kein gültigeres Zeugniß anzuführen hätte, als die Stellen in Cicero's Buche de claris Oratoribus (c. 46.), wo dieser aus Gelegenheit des zwar sehr empfindbaren, aber doch unerklärbaren Dinges, das er die Farbe der Urbanität nennt, die Bemerkung macht: daß dieß quiddam urbanius, welches die eigentlichen Römer von römischsprechenden Ausbürgern unterscheide, nicht nur an den Rednern, sondern überhaupt im gemeinen Leben merklich sey. Cicero erläutert dieses durch ein Beispiel, das uns jetzt nicht mehr so

verständlich ist als dem Brutus, mit dem er sprach, und fügt dann hinzu: ut ego jam non mirer illud Theophrasto accidisse, quod dicitur: cum percunctaretur ex anicula quadam quanti aliquid venderet, et respondisset illa atque addidisset, hospes, non pote minoris: tulisse illum moleste, se non effugere hospitis speciem, cum aetatem ageret Athenis, optimeque loqueretur. — Die Anekdote läuft darauf hinaus: Theophrast habe einst eine alte Höckenfrau zu Athen (denn so etwas scheint wohl die Anicula gewesen zu seyn) gefragt, wie theuer sie ihre Waare gebe; die Frau, die ihn nicht gekannt und ihn, seinem Accent nach, für einen Fremden gehalten, habe ihn in ihrer Antwort nach damaliger Gewohnheit Fremdling geheißen, und Theophrast (der wirklich ein Erosier, aus der Insel Lesbos war) habe sich nicht wenig darüber geärgert, daß er sein ganzes Leben zu Athen zugebracht haben, für einen der beredtesten Männer seiner Zeit gehalten werden und es doch in der Eleganz der attischen Mundart nicht weiter gebracht haben sollte, als nur den Mund aufzuthun, um von einer alten Höckenfrau für einen Ausbürger erkannt zu werden.

Herr Rollin, dem durch eine ganz natürliche Association bei dieser Anekdote seine Parisischen Poissardes einfallen möchten, hat nicht Unrecht, wenn er mit einer Art von Erstaunen ausruft: Quel goût il y avoit à Athènes jusque dans le plus petit peuple! Das Geschichtchen ist artig genug; und doch scheint auch Cicero es nicht ganz richtig erzählt zu haben. Denn aus dem Quintilian, der dessen auch Erwähnung thut (L. VIII. c. 1.) ist zu ersehen, daß der Grund, warum die alte Höckin entdeckte, daß Theophrast kein geborner Athener sey, nicht sowohl in der außerordentlichen Zartheit ihres Ohrs, als in Theophrasts Affectation,

recht rein attisch zu sprechen, lag. Denn, da sie (vermuthlich von ihm selbst) gefragt wurde, woran sie denn merken könne, daß er fremd sey? antwortete sie: an nichts Anderm, als daß er gar zu attisch spreche, quod nimium attice loqueretur. Gerade das Bestreben, den attischen Accent, der ihm nicht natürlich war, zu treffen, verrieth ihn.

Doch, wieder auf unsern Ungenannten zu kommen, wird es wohl erlaubt seyn zu fragen: wie aus der Anicula quadam eine Nußkrämerin oder Näscherin des Marktes geworden sey? Es konnte ja eben so wohl eine Trödlerin, ein Kräuterweib, eine Fisch- oder Käsekrämerin gewesen seyn? — und warum jede Nußkrämerin? Woher die convulsivischen Bewegungen, welche die armen Nußkrämerinnen über den falschen Accent des Fremden gemacht haben sollen? Und auf welchem Grunde beruht also der Vorwurf einer übertriebnen Verzärtelung der Nußkrämerinnen zu Athen in Rücksicht auf den attischen Dialekt? Es ist am Ende nur eine Kleinigkeit — ganz gewiß; aber es wäre doch zu wünschen, daß diese flüchtige und unzuverlässige Art, Gebrauch von Anekdoten oder historischen Zügen aus alten Schriftstellern zu machen, nicht (wie wir aus manchen Beispielen zeigen könnten) auch bei uns immer stärker einrisse. An französischen Schriftstellern von einem gewissen Schlage, selbst an einigen der besten, ist man sie zwar schon lange gewohnt. — Aber ich sehe nicht, was wir dabei gewinnen werden, wenn wir es ihnen in dieser witzig seyn sollenden Art zu bavardiren gleich oder noch zuvor thun lernten.

10.

Augustus.

Charakteristik desselben

s. in Horazens Briefen, übersetzt von Wieland, Bd. 2. S. 7. fgg.

Anmerkungen.

Die Bunkliade.

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen, Meinungen u. s. w. (von Friedrich Nicolai) 4 Bde. mit Kupf. Berlin 1778. — Diese Beurtheilung Wielands erschien noch in demselben Jahre; Nicolai aber gab dagegen heraus: Ein paar Worte, betreffend Joh. Bunkel und C. M. Wieland. Berl. 1779. Hiervon, so wie von Wielands Erklärung darüber, an einem andern Orte.

S. 25. Ein halb Duzend Küsse von ihren balsamischen Lippen — Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuiren wollen, daß es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Kathederreden über die erste Sprache zu halten und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein halb Duzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst. W.

S. 25. Zauberkraft ihrer majestätischen Augen — Bunkel ist wohl der Erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte, als er. Das sibi convenientia fingere ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zu Troz, gar keinen Begriff zu haben scheint. W.

S. 39. Die regelmäßige Fortpflanzung u. s. w. — Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene „regelmäßige;“ denn sein Beweis gilt eben so viel von der unregelmäßigen. Der Franciscaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache. W.

S. 41. In eine einsame Zaubergegend — Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen

sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Collectaneen zusammen häuft, noch immer eine Art von Interesse geben, wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre. W.

S. 58. Die junge Frau gab ihm — zu erkennen — Wir können's unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkels Vortrag und Styl zu studiren. Neologisch ist er gewiß nicht, das wird ihm Niemand nachsagen. W.

Versuch über das deutsche Singspiel. *

I.

S. 73. Burney — Doctor der Musik, machte von 1770 an seine musikalische Reise, um Materialien zu einer allgemeinen Geschichte der Musik zu sammeln.

S. 74. Wie leicht — — wenn sie nur wollten — Wenn sie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer soll ihnen den Willen machen, wenn sie nicht wollen? Vielleicht würden sie diesen Willen bald bekommen, wenn sie von der Wichtigkeit der Musik nur halb so richtige Begriffe hätten als Plato oder die griechischen Gesetzgeber. Das Unglück ist, daß die Meisten, die mitregieren oder regieren helfen, Musik, Poesie, Schauspiel und schöne Künste überhaupt nur als zeitvertreibende Künste, deren Zweck blos Augen- und Ohrenkitzel sey, betrachten und (entweder aus Vorurtheilen einer pedantischen Erziehung oder Mangel an Fähigkeit, ein wenig tiefer in den Zusammenhang der menschlichen Dinge hinein zu schauen) nicht einsehen, was für allvermögende, unerschöpfliche Kräfte zur Vervollkommnung der Menschheit in diesen Künsten liegen. An Büchern, woraus dieß zu lernen wäre, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen liest sie? Wer unter ihnen interessirt sich stark und anhaltend genug für das Schöne und Gute, um über solche Gegenstände zu meditiren und sich dadurch zu überzeugen, daß, solange die Menschen — Menschen seyn werden, die Mitwirkung der Musenkünste zu Beförderung der Humanität unentbehrlich

* Wer sich dafür interessirt, der wird mit Vergnügen das vergleichen, was Herder im Jahre 1802 in der Adrastea Bd. 2. S. 260 ff., Laharpe 1801 im Cours de Littérature Bd. 12. S. 187 ff. und Schlegel 1809 in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur Bd. 2. S. 274 hierüber gesagt haben.

bleiben wird? Man sieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarei den Kamm wieder emporhebt, und bekümmert sich nichts darum. Man sieht einzelne Privatmänner oder Privatgesellschaften meistens unaufgemuntert alle ihre Kräfte anstrengen, der tausendköpfigen Hyder entgegen zu arbeiten, und bekümmert sich nichts darum. Man läßt sich die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. — Das Jahr 2440 wird Alles gut machen. — So sey es denn! Heil dem, der diese wundervolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese große Wirkung ohne Ursache — erleben wird! Wir Andern mögen uns unterdessen, wie Endymion, an Träumen laben! W.

[Ist es jetzt vielleicht noch zu früh, dem Einfluß der Singe-Akademien, deren erste meines Wissens Zelter in Berlin gestiftet hat, nachzufragen?]

II.

S. 78. Algarotti — Graf, geb. zu Venedig 1712, gest. zu Pisa 1764. Seine Abhandlung, deren hier gedacht wird, ist von Raspe übersetzt: Versuche über die Architectur, Malerei und musikalische Opera. Kassel 1769.

S. 80. Und zugleich weniger Aufwand erfordert — Der größere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singspiels und der Wahl des Stoffes, als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allersimpelste Stück kann durch Pracht der Kleider und Decorationen kostbar gemacht werden. Auch benimmt das Singspiel, das ich vorschlage, Niemanden hierin seine Freiheit. Meine Meinung ist blos, daß Poesie, Musik und Action in demselben das Meiste thun sollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setze) zu erhalten. Kleider und Decoration sollen nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte; und dieß können sie (wenigstens in vielen Fällen), ohne sehr kostbar zu seyn: Glucks Iphigenie darf nur vortrefflich singen und uns durch ihre Gestalt, Miene und Action die Iphigenie des Dichters darstellen, so wird sie uns in einem simpeln altgriechischen Kleide von weißer Seide eben so stark und ohne Zweifel noch weit stärker rühren, als wenn sie in einer reichgestickten Robe daher geschwommen hätte. W.

III.

S. 84. Gaudimel, l. Goudimel — der 1572 bei der Bluthochzeit ermordet wurde, war ein berühmter Componist, Tonkünstler und

Schriftsteller über Musik. Nach seinen Melodien werden noch jetzt die ins Französische übersetzten Psalmen gesungen.

S. 87. Gabriele de Vergi — war des Ritters Fayel Gemahlin und wurde geliebt von Chatelain de Coucy, einem Ritter, der auch in der Reihe der Troubadours (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) steht. Das Ende dieser Liebe war, daß Fayel seiner Gemahlin das Herz des Geliebten auftischte und ihr nachher entdeckte, was sie gespeist. Du Belloy hat diesen Stoff zum Sujet einer Tragödie genommen, über welche Laharpe (Bd. 2. S. 203 ff.) sehr richtig urtheilt.

IV.

S. 99. Doctor Peter Rezio — Leibarzt des aus dem Don Quixote bekannten Statthalter der Insel Barataria.

S. 100. Miserere des Allegri — — dieselbe Wirkung — Gegen dieses Beispiel wird mit Recht eingewendet werden, daß dieses Wunder nicht sowohl von den Noten des Allegri, als von der besondern Art des Vortrags und dem entzückenden Zusammenklang einer so großen Menge zu diesem gemeinschaftlichen Vortrag abgerichteter und geübter schöner Stimmen gewirkt werde. Anm. d. Herausgebers. W.

S. 101, Besozzi — Zwei Brüder dieses Namens lebten bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Turin, der eine Virtuos auf der Hoboe, der andre auf dem Basson. Es ist schwer, sagt Burney, ihre Art des Vortrags zu beschreiben. So viel Ausdruck! So viel Zärtlichkeit! Es eine vollkommene Vereinigung und Uebereinstimmung, daß viele Stellen herzinnige Seufzer zu seyn scheinen. Sie suchen keine glänzende Ausführung, alle Noten sind voll Nachdruck. — Auch ihr Neffe zeichnete sich als Virtuos aus.

Die Perspectiv in den Werken der griechischen Maler.

S. 109. Der Abbé Sallier — S. dessen Discours sur la Perspective in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions T. XI.

S. 110. Die sogenannte aldobrandinische Hochzeit — S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspectiv der Alten im 29sten Bande der Mémoires de l'Acad. des Belles-Lettres. [Caylus, Abhandlung zur Gesch. u. zur Kunst, Bd. 2. S. 195.] Die im Herculanum gefundenen Gemälde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt seyn und würden ihm

auch wenig gegen Perrault geholfen haben, denn die meisten verstoßen gröblich gegen die Perspectiv.

S. 110. Die Stelle bei Cicero befindet sich im zweiten Buch de oratore zu Ende des sieben und achtzigsten Capitels. Man übersehe dabei nicht die Bemerkung von Schütz in Ciceronis oper. rhetor. (Ausgabe bei Göschen) Vol. II. P. II. p. 278.

Ueber den Gegenstand selbst sehe man übrigens Böttigers Archäologie der Malerei. Bd. 1. S. 310 ff. und dessen Aldobrandinische Hochzeit S. 18 ff.

Ueber die Ideale der griechischen Künstler.

Zu dieser Abhandlung wurde Wieland insbesondere veranlaßt durch einen Aufsatz Lavaters über diesen Gegenstand in dessen physiognomischen Fragmenten, Bd. 3. S. 40 ff. Da sich bei Wieland sehr Vieles hierauf bezieht, und seine ganze Abhandlung dadurch auf einen eigenen Ton gestimmt worden ist, so wird es denen, welche diese Abhandlung interessirt, lieb seyn, daß der Herausgeber den Aufsatz Lavaters vom Jahr 1777 aus dessen nicht überall leicht zu erhaltendem Werke hier mittheilt.

Lavater über Ideale der Alten, schöne Natur, Nachahmung.

Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgebreitet hat, als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit — kann fürs Erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben! — Nun entsteht die Frage: Woher diese hohe, wie man sagt, überirdische Schönheit?.. Die Antwort ist zweifach: Entweder — „die Künstler hatten höhere Ideale! sie imaginirten sich vollkommnere Menschen! ihre Kunstwerke waren blos neue Geschöpfe ihrer edlern Dichterkraft — oder: sie hatten eine vollkommnere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.“ —

Die Einen also sehen diese Werke als neue Schöpfungen, die Andern blos als dichterische Nachahmungen schönerer Natur an.

Ich bin von der letztern Meinung, und ich bin gewiß, wie ich's von einer Sache in der Welt seyn kann, daß ich Recht habe. Die Sache ist wichtig und verdiente von einem Gelehrten — welches ich nicht bin — demonstrirt zu werden. Ich glaube, sie ist der Demonstration so fähig, als es etwas seyn kann.

Nur so viel geb' ich der Ueberlegung aller Denkenden anheim: — Ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts. Es ist ewiges, eigenthümliches, unmittheilbares Vorrecht des Wesens aller Wesen, „dem, das da nicht ist, zu rufen, als ob es sey!" Nachahmen ist des Menschen ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst. Vom Anfange seines Menschenlebens an bis an sein Ende ist Alles, Alles Nachahmung ..

Das Kind des Franzosen lernt Französisch, des Deutschen Deutsch. Jeder Schüler eines Malers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl seines Meisters nach.

Es ließe sich durch die vollkommenste Induction unwidersprechlich darthun, daß jeder Maler seinen oder seine Meister — die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt hat. So jeder Bildhauer; so jeder Schriftsteller; so jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist blos die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden.

Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen — darf sie ohne Unverschämtheit — darf sie im Ernste in Zweifel gezogen werden? — Ich glaub' es nicht! Man nenne sich nur die Namen Rafael, Rubens, Rembrand, Vandyk — Ossian, Homer, Milton, Klopstock — man lasse sich ihre Werke nur durch den Kopf laufen — die herrlichsten Originale — und dennoch nur Copisten — ihrer Meister, der Natur und ihrer selbst. Sie sahen nur individuell die Natur durch das Medium der Werke ihrer Meister und Vorbilder — das machte sie zu Originalen und Genies. Der ungenialische Nachahmer — ahmt nur den Meister oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinctur seiner Verschwisterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht so, wer Original ist, das Genie. Er ahmt zwar auch nach — aber er zeichnet nicht durch — er setzt seine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zusammen. Er schmilzt sie durch einen Zusatz seiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen — und dieß homogene Ganze ist so neu, so von allen andern Zusammenflickungen seines Zeitalters verschieden, daß man's neues Geschöpf, Ideal, Erfindung heißt. Nur so, wie der Chymist Schöpfer der Metalle ist — nur so der Maler der Gemälde, der Bildhauer seiner Bilder.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind also immer ganz zuverlässiges Siegel und Pfand — schönerer Urbilder, schönerer Natur — und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden. Was Aug' ohne Licht ist, was Weib ohne Mann — ist Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer sich. Es wird von seinem Zeitalter eben so sehr gestimmt, als es hinwieder sein Zeitalter weckt und stimmt. Es gibt nur umgeschmolzen, zusammengeschmolzen seinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzen erhielt. — Welcher seichte Kopf — oder welcher Philosoph von Profession und Prätension — wird uns denn bereden: „die griechischen Künstler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die sie umgab, ihre Sinne unmittelbar afficirte, geschöpft — sondern ihre Werke seyen ihre eigenen Geschöpfe? ganz Geschöpfe ihrer glücklichern Einbildungskraft? sie haben gleichsam Erscheinungen aus höhern Welten zu ihren Mustern genommen?" ... Gut; wenn sie so übermenschlich, so göttlich aus sich selber, ohne Beihülfe wirklicher Wesen außer sich erschaffen konnten — oder wenn sie gar Göttererscheinungen gewürdigt wurden ... ich denke, so werden wenigstens sie, diese Glücklichen, diese außerordentlichen Menschen von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung gewesen seyn? .. Denn, sicherlich — von Hogarths Carricaturen keine — konnte den Apoll erschaffen! ... O! was ich mich schämen muß, das zu sagen! ... Im Ernste! woher diese Erscheinungen aus der idealischen Welt? aus dem Geisterreiche „unkörperlicher Schönheiten?" ... Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden! — alle Werke aller Wachenden! — Aus der Welt, die sie umgab! aus den Meistern, die ihnen vorgingen! aus ihrer individuellen Organisation, die durch die beiden vorhergehenden Dinge so und so afficirt wurde! — Warum kamen ihnen diese Erscheinungen? und warum kommen sie uns nicht? — Ganz einfältig deßwegen, weil sie schönere Menschen vor sich hatten, wir hingegen blos die Bildsäulen dieser edlern Geschöpfe! — Schönere Menschen um und an sich, wo sie standen und gingen; nicht blos eine artige Beischläferin, wie bald ein jeder Künstler hat, oder eine Tochter, wie Carlo Maratti, der doch schon mit dem steten Anschauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhete, seine himmlischen Marienbilder schuf. — Schönere Menschen! und — schöner, woher? ... Nicht nur sag' ich: „Frage den, der sie schuf!" sondern — „Sieh' auf Clima! glückliche und abhärtende Zeiten! Lebensart!" —

Jeder, der die Schwelle der Philosophie betritt, weiß, und, wenn er's nicht wüßte, wär's drum nicht weniger wahr — „Nichts kömmt in die Imagination, als vermittelst der Sinne." — Gemeinplatz — aber ewig

wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, so hoch es über unsere Kunst, Imagination, Gefühl erhaben seyn mag, ist doch nichts als Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet sich die Kunst allein nach der Natur — und nach dem, was sie gesehen und gehöret hat. Sie ist nichts als übel: und wohllautender Wiederhall der in uns zu einer Empfindung zusammentreffenden sinnlichen Wahrnehmungen dessen, was außer uns ist.

Es ist so fern, daß die Kunst ohne und außer der Natur idealisiren könne — daß ich keck behaupte — „sie kann's nicht einmal bei und vor der Natur!" — Furchtbares Paradox! Maler, Bildhauer und Dichter — werdet ihr nicht über mich herfallen? — Dennoch ist's durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu sagen — wie uns Alle, die nichts Sonderbares zu sagen wissen und alles Vorgesprochene nur nachsprechen, Vorgeschriebene ehrerbietig und sklavisch nachschreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode vorwerfen, sondern es ist lebendige Ueberzeugung bei mir; nicht nur Ueberzeugung, sondern Wahrheit! — Es ist blose Convention, daß wir irgend ein noch so idealisches Gemälde — übernatürlich schön nennen. Ewig unnatürlich ist und bleibt alle Kunst. Das, was wir Ideale nennen an den Alten — mag uns Ideal scheinen. Ihnen — war's vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunst! —

Ich schließe von Allem dem, was ich um mich sehe — auf das, was jene um sich gesehen haben müssen — von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Besser oder schlechter; das thut hier nichts! Natur des Menschen bleibt, wie die Hauptform des Menschen, immer ein und ebendieselbe — und was seh' ich dann um mich herum? daß kein einziger Maler, kein Bildhauer, kein Dichter — die Natur erreicht, geschweige verschönert. Schöner, als der und dieser und jener — schöner, als man's gewohnt ist — zu sehen, zu hören, zu lesen — das ist möglich; — drum spricht man so viel von Ideal! — aber nicht schöner und nicht so schön als die Natur — die vorhandene schöne Natür nämlich — O, daher, meine Lieben, kömmt der schreckliche Fehlsprung; — man schloß: „weil sich schlechte Natur verschönern läßt; also auch die schöne!" — O, da oder dort eine Warze weglassen, einen starken Zug ziehen, einen scharfen Einschnitt abstumpfen, eine weit vorhängende Nase abkürzen — das könnt ihr Maler und Bildhauer, ich weiß es — und wollte Gott, ihr thätet's nur nicht so oft ohne Sinn und Zweck, nach blosen Moderegeln, die mir schon so manches Gesicht, das mir trotz aller eurer factischen Kunstregeln mit seinen keckern Zügen, schärfern Einschnitten und all dem Unwesen, dem ihr so menschenfreundlich, wie ihr's meint, zu steuern sucht — viel anziehender und höher sprechend war, als euer feinpolirtes Nachbild mit alle seiner Idealschminke — — Doch,

gesetzt, ihr thut's mit Weisheit und Geist — thut's im Geiste der Physiognomie, die vor euch sitzt, welches viel sagen will, tiefes, anhaltendes Menschenstudium voraussetzt — was habt ihr dann bewiesen? „Daß ihr die schöne Natur verschönern könnt?“ — O, das laßt ihr wohl bleiben, liebe Herren! — Ja wohl! Ihr! die schöne Natur verschönern! — Nicht einmal die leblose schöne Natur — geschweige die lebendige, athmende! nicht einen hellgeschliffenen Harnisch — geschweige ein blitzendes Auge — nicht eine blond hinwallende Haarlocke — geschweige ein ganzes majestätisches oder erhabenes Haupt. Es scheint, o, so Manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in demselben Lichte vor sich hat. Darum fand so Mancher Rigauds Kleider übernatürlich prächtig — und Rembrandts Panzer übernatürlich schön — und beide diese Meister konnten weder ihre noch seine Kleider und Panzer erreichen, solange sie die Natur nebenbei hatten.

Warum sind so viele Gesichter, die sich schlechterdings von keinem Grabstichel, keinem Bleistift, keinem Pinsel erreichen lassen? — (ans Uebertreffen ist gar nicht zu gedenken!) — und was für Gesichter sind das? die häßlichen? oder die schönen? die geistlosen oder die geistreichen? Ein schöneres Gesicht kann man vielleicht machen, als — das schöne Gesicht, das man gerade vor sich hat — darum glaubt man und sagt man: „man könne die schöne Natur verschönern!“ — Nein! lieber Künstler — das schöne Gesicht, das du vor dir hast, kannst du nicht verschönern und verschönerst's nicht — sondern das schönere, das du allenfalls unterschiebst, ist schlechte Copie einer andern schönern Natur oder einer guten Copie nach einer schönern lebenden Natur; als die ist, welche du vor dir hast. Diese schwebt dir noch im Kopfe und Sinne — und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles also, was Original scheint, ist im Grunde doch nur wieder Copie — colorirt mit mir selbst, das ist: mit gehabten Sensationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich sie zu erneuern keiner äußern Gegenstände weiter bedarf. So müssen also die Werke der Alten ebenfalls nur Copien, und ganz gewiß sehr unvollkommene Copien der Natur oder anderer Meisterwerke seyn, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturcopien waren.

Sie hatten schönere Natur vor sich, als wir, das ist von vornen hinab und von hinten herauf zu erweisen. Und sie erreichten so wenig ihre schönere Natur, als wenig die größten Künstler unter uns die weniger schöne Natur erreichen, die sie vor sich haben.

Nicht einmal, sagt' ich, die ruhende schöne Natur kann erreicht werden... Man hänge dem geschicktesten Zeichner eine blose Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor — und was kann einfacher seyn, als eine äußerste Umrißlinie eines Halbgesichtes?... Er wird es zehn Mal versuchen

und unter zehen Malen kaum einmal diese Linie erreichen und gewiß nicht ohne Abweichung einer Haaresbreite erreichen — und Abweichung einer Haaresbreite ist schon wieder wichtig für Schönheit — Eben diese Haarbreiten, dieß wenig Mehr — sind das Unerreichbare der Kunst... Wenn nun nicht die einfachste Schönlinie zu erreichen ist — wie wird's eine ganze Fläche seyn können? eine schattirte Fläche? eine sich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben sich schon am Apoll und der Venus und dem Torso von Hercules versucht! Wer hat sie übertroffen? wer erreicht? und es sind doch unbewegliche Statuen — welch ein Unterschied gegen lebendige Gesichter, die in keinem Moment ruhen und in steter äußerlicher und innerlicher Bewegung sind; — o, wer fühlt nicht, daß nicht dran zu gedenken ist — daß die Griechen ihre hochgepriesenen Ideale — (ja! Ideale für uns — Larven entflohener Vorwelt — und besserer Menschen) daß sie, sag' ich, ihre Ideale — erschaffen? Nicht nur Copien waren's, sondern Carricaturen der schönern sie umgebenden Natur — wenigstens Zug für Zug einzeln betrachtet und mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt ward.

Alle Umrisse der Kunst, und wenn eine Engelshand sie zeichnete, sind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchst ruhend und fest; da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher sanfter Fluxion und Wallung ist: immer also, und wenn man die Natur noch so genau zu erreichen geglaubt hat — man hat sie nicht erreicht und nicht erreichen können. Die Zeichnung ist stehender Punkt, nicht einmal Moment, und in der Natur ist kein stehender Punkt — Bewegung, ewige Bewegung Alles. Also ist die beste Copie ihrer Natur nach eine Reihe von Momenten, die in der Natur nie so existirten. Mithin immer Unwahrheit, Unnatur — höchstens Approximation! — Noch einmal: nicht ein genauer Schattenriß von *einem* lebenden Menschengesichte ist physisch möglich, und man will — Ideale schaffen! Wie überflüssig offenbar wird durch dieß Alles, daß alles Idealisiren im Grunde nichts Anderes ist, als Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficiren, Nachahmung dieser Schönheiten, Zusammenschmelzung derselben in eine und wenigstens homogen scheinende Form.

Also waren die Griechen schönere Menschen — bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!" — Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte. Nicht dem, der die Einwendung schalkhaft und gewiß nicht im Ernste macht, sondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und — was?

Das Christenthum wirkt, wie sein Meister Christus! Es gibt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. Es schafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es ist Geist und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach seiner Organisation und Empfänglichkeit. Es verschönert Alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die blinden Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisation und Bildung, nach dem unerforschlichen freien Willen ihres Schöpfers, weit schönere Gestalten gewesen seyn, als wir — obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthume vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Und dann, guter Gott, ist viel von unserm Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll .. zu preisen! Ja! wenn Schminke verschönert! Aus inwendigem Leben, innigst erregter, sanfter, treffender Wirkungskraft — daher quillt Veredlung, Salbung der Menschengestalt.. Und wie viel anders war die in euch würdigen alten Heiden — die ihrem Lichte so viel redlicher folgten — als wir, — ja! Hocherleuchtete! Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, .. dem unsern! ..

Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht ... Hefe der Zeit sind wir! ein abscheuliches Geschlecht im Ganzen .. kaum angehaucht mit der Tugendschminke! .. Religion, Wort, Christenthum, Spott ... und, daß wir's nicht fühlen, daß wir gesunken sind, uns nicht schämen unsrer so erniedrigten Gestalten und verzerrten fleischigen Bildungen — ist wohl der Versunkenheit größter Beweis ...

Kurz und gut .. Die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmal erreicht hatten. Kurz und gut ... Der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. — Jeder Maler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur und den Meisterstücken, die er vor sich hat. Wie leicht läßt sich daher jedes Malers Styl und Manier erklären? Physiognomie seines Zeitalters und seiner selbst. Mag er idealisiren oder carricaturiren. Er verschönert und verschlechtert sein Zeitalter. Man könnte aus seinen Idealen und Carricaturen den Mittelschlag von dem Charakter seines Zeitalters und seiner selbst abziehen .. Durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollständige und tiefe Entwickelungen. Sie greift unaussprechlich tief ins Herz der Menschheit ein. Poesie, Beredsamkeit, Baukunst, alle bildende

Künste, was sag' ich, Moral und Religion würde durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Copie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne etwas in der menschlichen Natur — das nicht Ideal, Nachahmung oder Carricatur ist?

2.

S. 120. Heroen und Götter in menschlicher Gestalt — Gewiß war die Idee der Gottheit nothwendig, um in der bildenden Kunst das Ideal der Menschheit zur Erscheinung zu bringen; was aber manche Aesthetiker von Darstellung des Göttlichen in der Kunst verlangen, das scheint ihnen selbst wenig klar zu seyn, wofern sie nicht etwa absichtlich die Klarheit vermeiden. Vielleicht ist's also nicht überflüssig, hier zu bemerken, daß aus demselben Grunde, aus welchem die Gottheiten der hellenischen Religion der idealischen Darstellung so vorzüglich günstig waren, die christliche Vorstellung vom höchsten Wesen keine würdige Darstellung desselben in einem Bildwerke zuläßt. Die hellenische Theologie ruht durchaus auf der Basis der sichtbaren, die christliche ganz auf der Basis einer unsichtbaren Welt; die hellenische, als polytheistische, stellt das Ideal der menschlichen Natur in verschiedenen Formen dar, die christliche, als monotheistische, vereinigt alle Vollkommenheiten in einem einzigen Ideal; die Ideale der hellenischen Theologie enthalten psychische Charakteristik im Physischen, das Ideal der christlichen ist ein Ideal moralischer Gesinnung, welche, als etwas lediglich Inneres, niemals zur Anschauung gebracht werden kann; die hellenische Theologie enthält nichts als ganz natürliche und menschliche Sagen, die christliche dagegen mystische geheimnißvolle Dogmen. Diese Unterschiede erwäge man wohl, ehe man entscheidet, und dann wird des Göttlichkeit-Geschwätzes in der Aesthetik und des Nebelns und Schwebelns in der Kunst weniger werden, das Christenthum aber, welches verlangt, Gott als einen Geist im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, an seiner Lauterkeit nicht verlieren. Gar viel religiöses Kunstgeschwätz ist aus dem Geiste der Wahrheit — nicht entsprungen, und es wird hohe Zeit, dem Lügengeiste männlich entgegenzutreten.

3.

S. 123. Die Vortrefflichkeit der großen Männer — Und auch bei diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie, wie verklärte Geister und höhere Wesen, in einer Art von Glorie sehen und in der Nähe, zumal wenn wir in allerlei bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden. M.

4.

S. 125. Augenschmerzen genannt — Plutarch. in Alexandro. W.

S. 125. Cotta in Cicero's Dialogen — Lib. I. cap. 20. W.

S. 126. Nymphodorus versichert — Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. F. W.

S. 126. Lebten sie von Ambrosia und Nektar — Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische und allerlei Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen. W.

S. 127. Ausschweifungen — von der schändlichsten Gattung — Wer daran zweifelt, kann sich von Aristophanes belehren lassen. W.

5.

S. 130. Gegen Demetrius Poliorketes u. A. — Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben. W.

7.

S. 133. Wettstreite um den Preis der Schönheit — Nach dem Athenäus war unweit einer von dem arkadischen König Kypselus vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieß Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysophoros. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis) schließe ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr Berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen. W.

S. 133. Tänzerinnen — — nackend tanzten — Athen. L. XIII. c. 9. W.

S. 133. Seit dem Institut des weisen Solon — S. eben denselben l. c. c. 3. W.

S. 134. Aristophanes von Byzanz — S. Jacobs Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in dem Attischen Museum, Bd. 2. St. 3. S. 134.

S. 136. Losere Begriffe vom Anständigen — Ich finde beim Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwei Statuen der Venus gemacht, die eine nackend, (und dieß war eben die nachmals so berühmte Venus Knidia), die andere bekleidet. Er ließ denen von Kos, die eine Venus bei ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerlei war, severum id ac pudicum arbitrantes. Allein dieß ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete blos wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervor leuchten, ist vielleicht ein größeres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmals so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften, nackend gekleidet zu seyn, damals schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabei, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs Aeusserste ankommen lassen. W.

8.

S. 135. Phryne war vorzüglich u. s. w. — Dieß ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beinahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle, Esq., diese Stelle so wie folget, hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten, sich eines öffentlichen Bades zu bedienen.“ S. dessen Collection of Gems, p. 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeidirection verboten worden war! W.

S. 137. Pausanias erzählt — Boeoticis, cap. 27. W.

10.

S. 140. Götterbilder — — zu dem Urbilde u. s. w. — Wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt. W.

S. 140. Stellt die Majestät dieses Werks den Gott dar — Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effect gemacht, sehen wir aus dem Beispiele des großen Römers Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: Olympiae et alia spectanda visa, et Jovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c. 20. W.

S. 141. Daß Cicero nicht zu viel gesagt habe — Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2. W.

S. 141. In seiner Seele — eine herrliche Idee von Schönheit — Das Nämliche sagt auch Plotinus, Ennead. V. I. 8. W.

12.

S. 142. Wie Zeuxis seine Helena — Von ihm wird erzählt, daß er, als er den Agrigentinern eine Helena malen sollte, sieben der schönsten Mädchen zu Modellen ausgewählt habe. Diese Erzählung hat nur dann innere Wahrscheinlichkeit, wenn man annimmt, daß der Künstler die Idee zu seiner Helena im Geiste hatte, bei der Ausführung vorwalten ließ, und die Modelle ihm nur überhaupt zur Leitung dienten. Hätte er einzelne schöne Theile copirt und daraus ein Ganzes zusammengesetzt, so hätte er aus lauter schönen Theilen doch nur eine Mißgestalt geschaffen. So atomistisch verfährt aber kein Künstler.

S. 143. Torneutike und Toreutike — V. Salmas. in Solin. p. 285 C. W. [Vergleiche Heyne's antiquarische Aufsätze Bd. 2. S. 127. Winkelmanns Werke Bd. 5. S. 97. mit der Anmerkung 471. S. 395.]

S. 144. Amazone des Phidias vorgezogen — Plin H. N. 8. 19.

S. 144. Empfindlichere Andeutung der Theile, wie Winkelmann meint — Geschichte der Kunst S. 652 der Wiener Ausg. — Sämmtliche Werke, neue Dresdn. Ausg. Bd. 6. S. 48 mit der Anmerkung 270, wo jedoch auf diese Bemerkung Wielands keine Rücksicht genommen ist. Man vergleiche daher Böttigers Andeutungen S. 113 ff. — In der Hauptsache hat denn aber Wieland doch Recht.

S. 144. Kanon oder Doryphorus — Vergl. die Anmerkungen der Herausgeber von Winkelmanns Werken Bd. 6, 2. Anmerkung 273. 275.

13.

S. 147. Liebesgott — sein vollkommenstes Werk — Pausanias erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Phryne,

die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eigenen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmals, da sein Herr den Abend bei ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt, theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind. Nun hatte Phryne, was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke.“ — Athenäus erzählt die Sache kürzer und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt blos: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Cupido und seinem Satyr die Wahl gelassen, und Phryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war, und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren. W.

S. 147. Der Dichter Simonides — Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Namens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben. W.

S. 147. Grotius — übersetzt hat —

Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

W.

Aus dem eigenen Herzen entlehnte Praxiteles Amors
Urbild und stellte den dar, den er im Innersten trug.
Er verlieh mich der Phryne zum Lohn für mich;
nicht mehr entflamm' ich
Herzen durch Bogen und Pfeil; siehe mich an, und du liebst.

Fr. Jacobs.

S. 148. Alcibiades in seinem Knabenalter — Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dieß gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles seyn müßte. Plin. XXXVI. S IV. n. 9. W.

S. 149. Knidische Venus, keine — Phryne — Praxiteles hatte der letztern mehr als eine gemacht; außer der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowohl den Charakter ihrer Profession, als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin. XXXIV. W.

[Vergl. Jacobs im Attischen Museum Bd. 3. S. 51. Anm. 79.]

S. 150. Knidische Venus — das schönste — auf dem Erdenkreise — Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Callaïcus stand, „Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatum.“ — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frei. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darin lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, ehe sie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet oder (nach unsrer Classification) ein Ideal von der ersten Classe — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beim großen Haufen den Vorzug streitig zu machen? W.

S. 150. Beweis, — der sich nur auf Lateinisch erzählen läßt — Ferunt amore captum quemdam, cum delicuisset noctu simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. XXXVI. p. 726. Es ist sehr erlaubt, an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht, das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen Posidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts Unmögliches ist. W.

S. 151. Wiewohl Lucian — vorzieht — In Imagin. c. 6. W.

16.

S. 154. Sein Lehrmeister — der Doryphorus — Cicero de Clar. Orator. 86. W.

S. 154. Den Eupompus fragte Lysipp — Es finden sich bei dieser Anekdote chronologische Schwierigkeiten, auf die meines Wissens noch Niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn. W.

[Man vergleiche hiemit, was in Anmerkung 584 zum sechsten Bande von Winkelmanns Werken über Lysippus geurtheilt wird.]

17.

S. 157. Was in Bildung — allen Göttern gemein war — Dieß allgemeine und besondere Götterideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objective Begriffe gründete, darum, weil es für die Künstler, vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft, Gesetz war, conventionell nenne, hat Winkelmann bekannter Maßen in der Geschichte der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt. W.

24.

S. 166. Phidias fand Mittel — aus dem Gefängnisse zu entwischen — Dieß sagt ein ungenannter Scholiast des Aristophanes. Plutarch sagt, er sey im Gefängniß gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen Gründen, nicht glaublich. W.

S. 168. Skaliger — diese Anekdote lächerlich findet — Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Macrobius — aber, wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere Character indelebilis der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen. W.

25.

S. 169. Die kolossalische Größe — — trug unfehlbar nicht wenig bei u. s. w. — Der Herausgeber erinnert sich eines Tadels dieser Stelle, wobei bemerkt wurde, das Erhabne könne keine Wirkung von der Größe der Masse seyn, und den olympischen Zeus würde man nicht weniger erhaben finden, wenn er auch nach sehr verkleinertem Maßstab dargestellt wäre. Hiegegen bemerke ich zuerst, daß Wieland hier keineswegs das Kolossale und das Erhabne für gleichbedeutend gegeben hat; in dem aber, was er sagt, hat er zuverlässig Recht. Zwar würden wir das Erhabne des Zeus auch dann noch anerkennen, wenn er auf einer Gemme dargestellt wäre; aber das Erhabne in einem Charakter anerkennen und von allen Wirkungen des Gefühls, des Erhabnen durchdrungen seyn, das sind doch wohl zwei sehr verschiedene Dinge? Ein Zeus von der Höhe einer Elle in den Tempel gestellt würde

zuverlässig den Eindruck nicht gemacht haben, wie der, der, wenn er aufstände, den ganzen Tempel zertrümmern würde. Daß dieser jedoch den ästhetischen Charakter des Erhabnen auch an sich tragen müsse, versteht sich von selbst.

S. 169. Die trockne Beschreibung, die uns Pausanias — Die flache Art, wie der äußerst unpoetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des olympischen Tempels spricht, ist darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden sey. Im Gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand und gaffte und vor lauter Erstaunen nicht wußte, wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als Alles, Stück für Stück, in der nämlichen Verwirrung, die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w. W.

26.

S. 170. Die Nemesis des Agorakritos — Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas Merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den sogenannten Gärten in einem Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwei Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein Werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also Nemesis und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste Werk der griechischen Kunst. — Der Umstand, daß Phidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Copisten; es ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Phidias Einem von Beiden half, so war's gewiß dem, der ihm am liebsten war. W.

S. 170. Sosandra des Kalamis — Zwei Stellen Lucians geben uns von dieser Sosandra eine große Meinung. Die eine (im dritten der Dialog. Meretric.), wo die eifersüchtige Philinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der, in ihrer Gegenwart und um sie zu ärgern, die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes und ihres geschickten

Fußes und ihrer schönen Knöchel und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. — „Nicht anders (sagt sie), als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre und nicht von dieser Thais, von der wir ja Beide wissen, was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“ —

Die andere Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen, was an jeder das Schönste war, das Bild seiner Panthea oder der vollkommnen Schönheit zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgene Lächeln und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 482, nach der Wiener Ausgabe.) W.
